Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.



Plauder-Stündchen



ist in einem vollständigen 352 Seiten starken Bande, dem außerdem 12 Blatt Mal- und Zeichenvorlagen und Glückwunschkarten zum Herausnehmen beigegeben sind, erschienen, aber auch in 2 Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung beider Halbbände ist

der erste mit , der zweite mit

auf dem Titelblatte versehen.

Plauderstündchen in den beiden vorliegenden Halbbänden ist für das Kindesalter von 8—12 Jahren bestimmt.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden. Falls das Unternehmen von dem wünschenswerthen Erfolge begleitet sein sollte, wird diesem „Plauderstündchen“

„ein weiteres für 5—8jährige Kinder“

nachfolgen.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von dessen reichem und gediegenem Inhalt überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen das Ihrige beizutragen.

München: Theo. Stroefer's Kunstverlag.



Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren

herausgegeben von

Helene Binder.

Mit Beiträgen von Agnes Brauer, Helene Krüger, Lili Freifrau von Lichtenstern, Emil Wolff und anderen Kinderfreunden.
Ausgestattet mit zahlreichen Bildern in Farbendruck, Holzschnitt ꝛc. sowie mit Mal- und Zeichenvorlagen und Glückwunschkarten zum Herausnehmen.



München:
Theodor Stroefer's Kunstverlag.



Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn, München.

Wer hat's vollbracht?



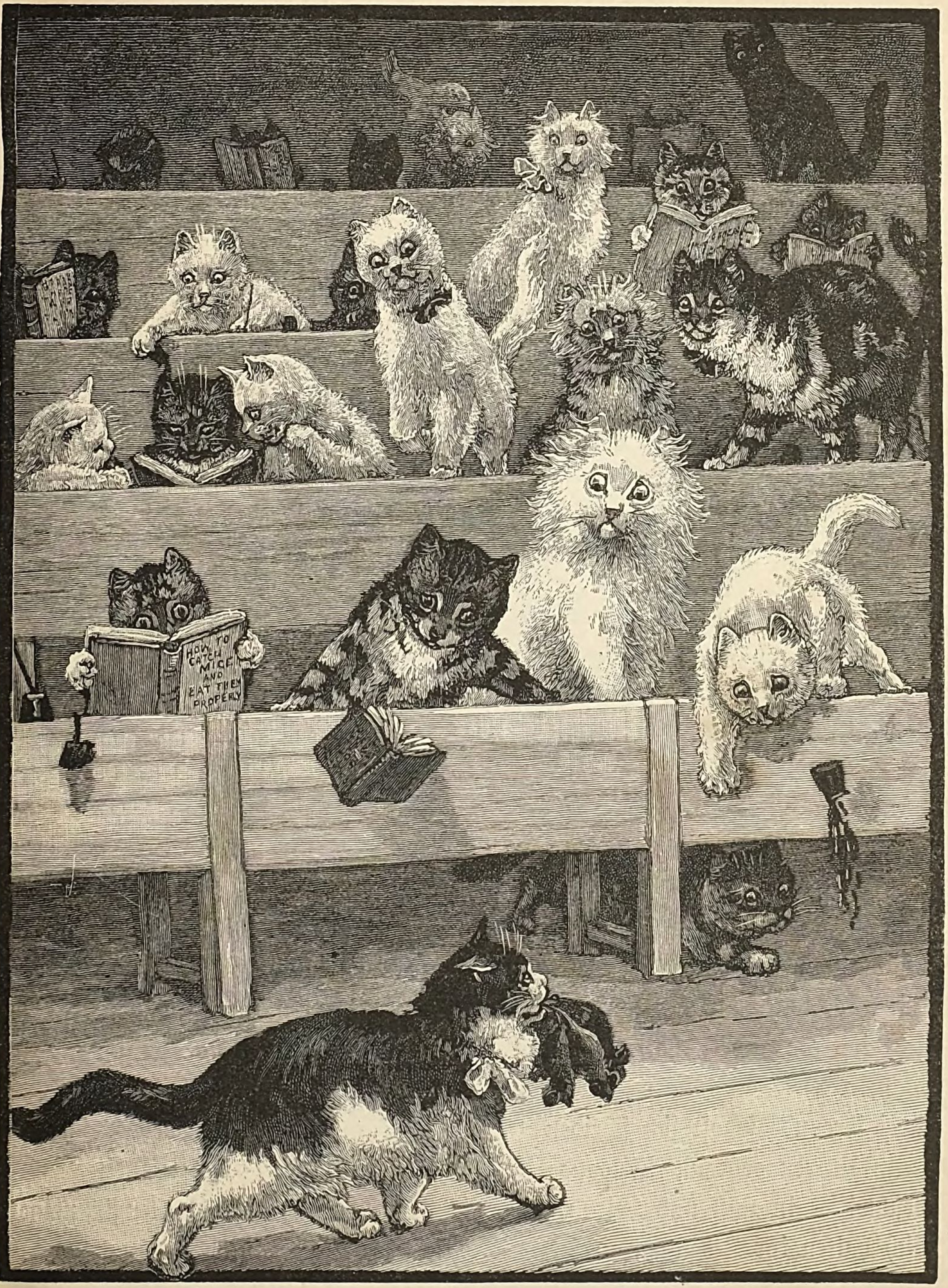
„Ich höre nichts trappeln, nichts
lachen, nichts schrei'n,
Wo können denn nur
meine Wildfänge sein?
Es wird mir ganz bange,
ganz ängstlich zu Mut,
Die sinnen auf Un=
heil, das endet
nicht gut!"

Wie Mutter bang
ahnend die Zim=
mer durchfliegt,
Da sieht sie die beiden gar trau=
lich geschmiegt,
Ganz mucksmäuschenstille, und wer hätt's gedacht:
Das hat ganz allein nur das Büchlein vollbracht.



Die Katzenschule.

Einst saßen froh im Kaffeekränzchen
Fünf Damen mit gar langen Schwänzchen,
Mit Sammetkleidern weich und zart
Und einen schön gewichsten Bart,
Das darf euch gar nicht wundern, nein!
Denn 's waren — Katzenmütterlein!
Was für die Damenwelt erbaulich,
Darüber sprachen sie vertraulich,
Von schwachen Nerven, teuren Preisen,
Und wie die Uebel sonst noch heißen.
Als man von Kinderzucht begann,
Fing Madam Schnurr zu seufzen an:
„Ich meine doch, die heut'ge Jugend,
Die hat auch keine Spur von Tugend!
Da ist der Hinz, mein ältster Sohn,
Wie quälte mich der Schlingel schon!
Was man mit dem wohl machen soll?" —
„Nun", spricht Frau Schwarzkopf salbungsvoll,
„Vertrau'n Sie mir das Knäblein an,
Und sehn Sie, was Erziehung kann!
In meinem feinen Institut,
Da werden alle zahm und gut.
Sie sollen sehn" — „Frau Nachbarin
Noch morgen früh schick' ich ihn hin.
Jedoch ich stehe für nichts ein,
Sehr sauer wird die Arbeit sein."
Frau Schnurr spricht zu Frau Schwarzkopf so,
Doch die blickt stolz und siegesfroh,
Und siegesfroher blicket sie,
Als nächsten Tags am Morgen früh,
Der Hinz, die Ohren fein gespitzt,
Bescheiden auf der Schulbank sitzt.
„Ja", spricht sie leis und reibt die Pfote,
„Das kann nur meine Lehrmethode!"
Vertrauensvoll geht sie hinaus,
Und hält im Stillen Frühstücksschmaus;
Da plötzlich poltert's drinnen laut,
Es schreit, es quikt, und es miaut,
Es dringt ein Lärmen an ihr Ohr,
Wie nie im Leben noch zuvor.
Schnell eilt sie hin, muß tief sich bücken,
— Die Tinte fließt auf ihren Rücken —
Und sieht: der schlimmste aller Rangen,
Der Hinz, ist auf die Jagd gegangen
Und läd' die Miezen, groß und klein,
Voll Übermuts zum Schmause ein,
In ihrer Schule, die bekannt
Als beste in dem Katzenland!
Nein, was zu viel ist, ist zu viel!
Frau Schwarzkopf sucht 'nen Besenstiel
Und heißt das „liebe Büblein" gehn
Auf Nimmer-Nimmerwiedersehn.


HOW TO CATCH MICE AND EAT THEM PROPERLY



Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins am andern hält.

Zwei Freunde so oft sich scheiden
Denn Untreu geht im Schwang;
Geschwister in Lust und Leiden
Sich halten ihr Lebelang.

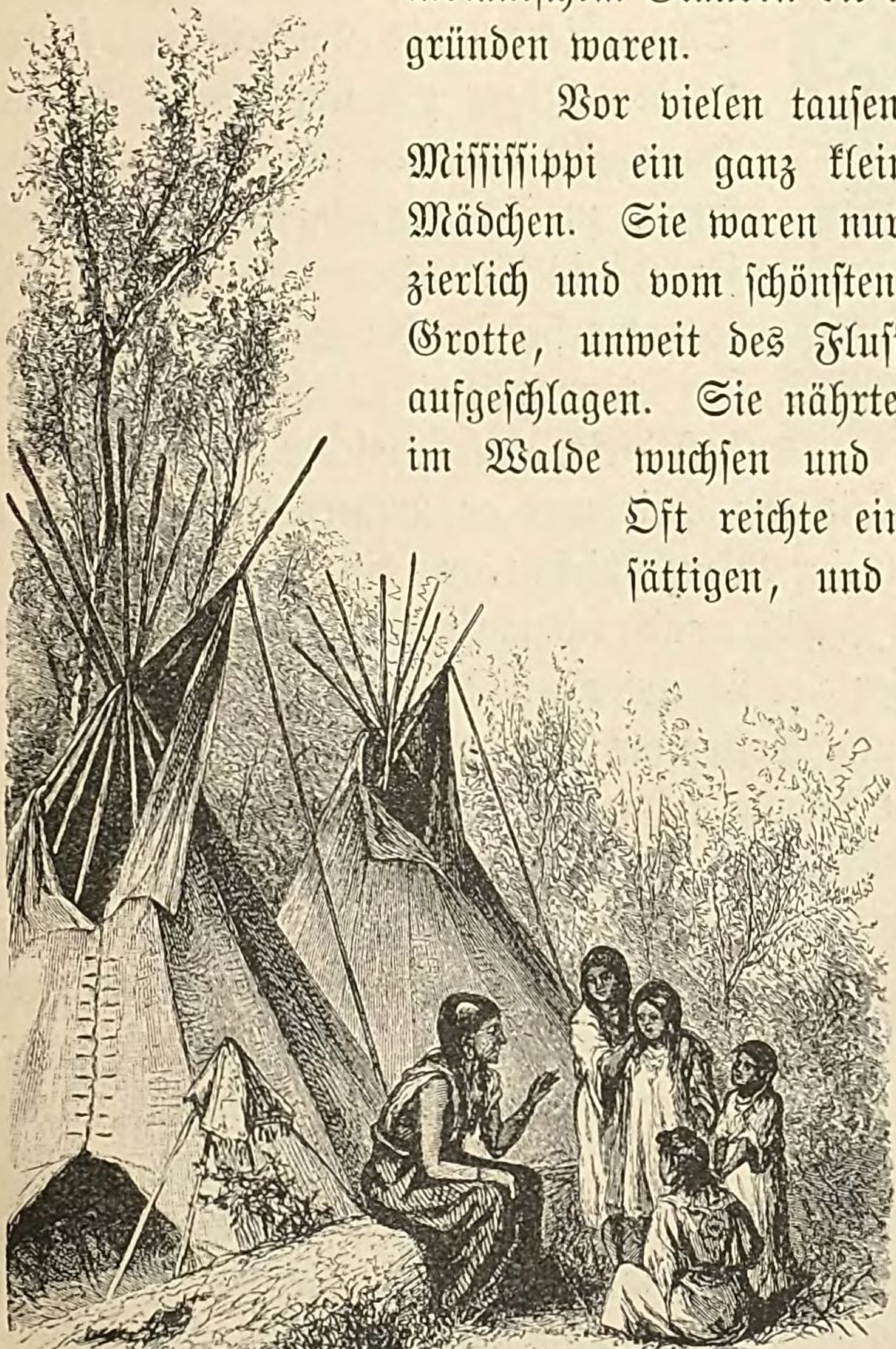
So treu als wie beisammen
Der Mond und die Erde gehn,
Der ewigen Sterne Flammen
Alle Nacht bei einander stehn.

Die Engel im himmlischen Reigen
Frohlocken dem holden Bund,
Wenn Bruder und Schwester sich neigen
Und küssen sich auf den Mund.

Paul Heyse.

Eine indianische Sage.

Bei den Indianerstämmen im Gebiet des großen Mississippi, der seine gelben Fluten durch die weiten Urwälder dahinrollt, ist besonders ein Märchen heimisch und beliebt, dem schon die Ureltern der jetzigen Generation als Kinder mit Entzücken lauschten, und das von zwei kleinen Leutchen erzählt, die nach indianischem Glauben die ersten Menschen in jenen Jagdgründen waren.



Vor vielen tausend Jahren lebte am Ufer des Mississippi ein ganz kleiner Knabe und ein winziges Mädchen. Sie waren nur so groß wie ein Finger, aber zierlich und vom schönsten Ebenmaß. In einer kleinen Grotte, unweit des Flusses hatten sie ihre Wohnung aufgeschlagen. Sie nährten sich von Beeren, die reichlich im Walde wuchsen und süß und gewürzig schmeckten. Oft reichte eine einzige hin, die beiden zu sättigen, und zu dem Mahle tranken sie süßen Honig aus duftendem Blumenkelch. Wie ein treues Hausmütterchen sorgte das kleine Mädchen für den Knaben. Sie machte ihm einen zierlichen Bogen aus Binsenrohr, Pfeile aus Grashalmen und steckte diese in einen kleinen Köcher, den sie kunstreich aus einem ausgehöhlten Rübchen fertigte. Nun ging der Knabe auf die Jagd, schoß Grashüpfer, Heimchen, Schmetterlinge und andere kleine Tiere, die er stolz als Beute nach Hause trug. Nun dachte das kleine Mädchen daran, ihm ein Jägergewand zu fertigen. Sie zog einem toten Kolibri sein schillerndes Kleid ab und machte davon einen niedlichen

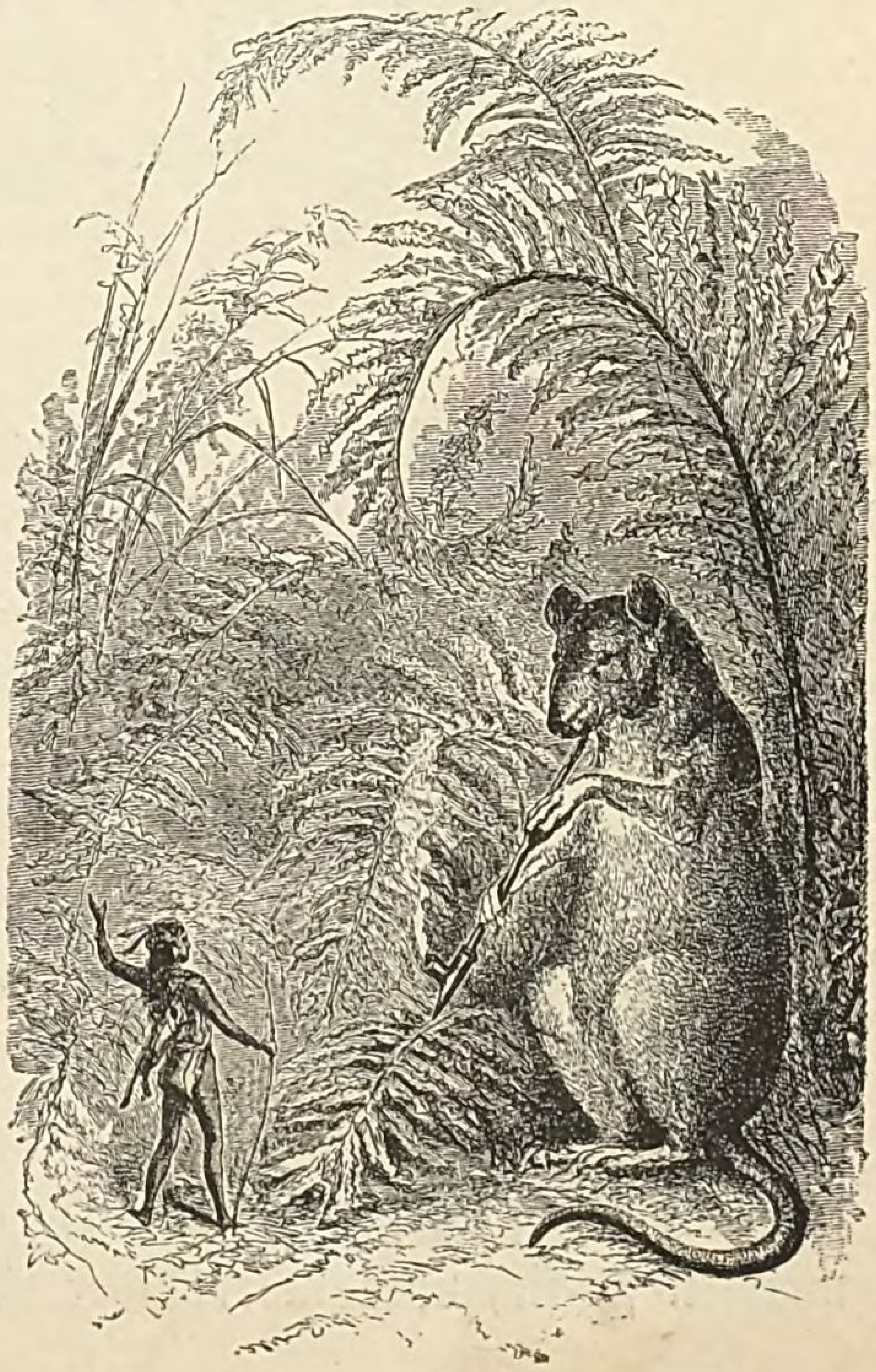


Jagdrock, den sie mit bunten, kleinen Muscheln und glitzernden Steinchen verzierte. Unter dem Schatten einer Tulpe saß sie und nähte unermüdlich, bis das Röcklein fertig war. Dann fertigte sie aus dem weichen Fell eines Maulwurfs ein Paar Jagdhöslein, die sie an den Seiten mit Federn schmückte. Die Schwanzfedern des Kolibri aber steckte sie dem Jäger als Kopfschmuck in das Haar. Als er zum ersten Mal im Jagdanzug zu ihr trat, da klatschte sie vor Freude in die Hände und jubelte laut, so gut gefiel ihr der kleine Jäger.

Nun geschah es kurze Zeit darauf, daß dieser einmal wieder auf die Prairie hinauszog, um zu jagen. Weit und breit war er umhergelaufen, denn er wollte für das kleine Mädchen eine Biene schießen, um ihr den süßen Honig derselben zum Dank für das Jagdgewand mitzubringen. Von dem langen Umhersuchen müde geworden, setzte er sich unter den Schatten eines Champignon und schlief ein. Da zogen dunkle Wolken am Himmel herauf, der Blitz zuckte, der Donner rollte, und Regen strömte hernieder. Die mächtigen Bäume des Urwaldes krachten, das hohe Gras bewegte sich wie die Wogen der See, und die Blumen senkten ihre regenschweren Häupter zu Boden. Als der Sturm endlich wieder vorübergezogen war, und die Sonne aufs neue hervorkam, spiegelten sich ihre Strahlen in den tausend Tropfen, und alles sah schöner aus wie zuvor. Der kleine Jäger, der so müde von seinem langen Wandern geworden war, hatte nichts gemerkt von dem Regen, obgleich dieser sein glänzendes Kolibrikleidchen gänzlich durchnäßt hatte. Erst als die heißen Sonnenstrahlen darauf niederbrannten, fühlte er sich unbehaglich und erwachte. Empört sah er, daß die Sonne seinen Jagdrock ganz zusammengeschrumpft hatte, und hob seine kleine, geballte Faust gegen das strahlende Gestirn, welches eben am Rande der Prairie verschwand. Die ganze Natur rings umher machte sich zur Nachtruhe bereit, das Prairiehuhn lockte seine Jungen unter seine Flügel, und die Sonne verschwand hinter dem Rande der Prairie. Es war für den kleinen Jäger unmöglich, noch nach Hause zu

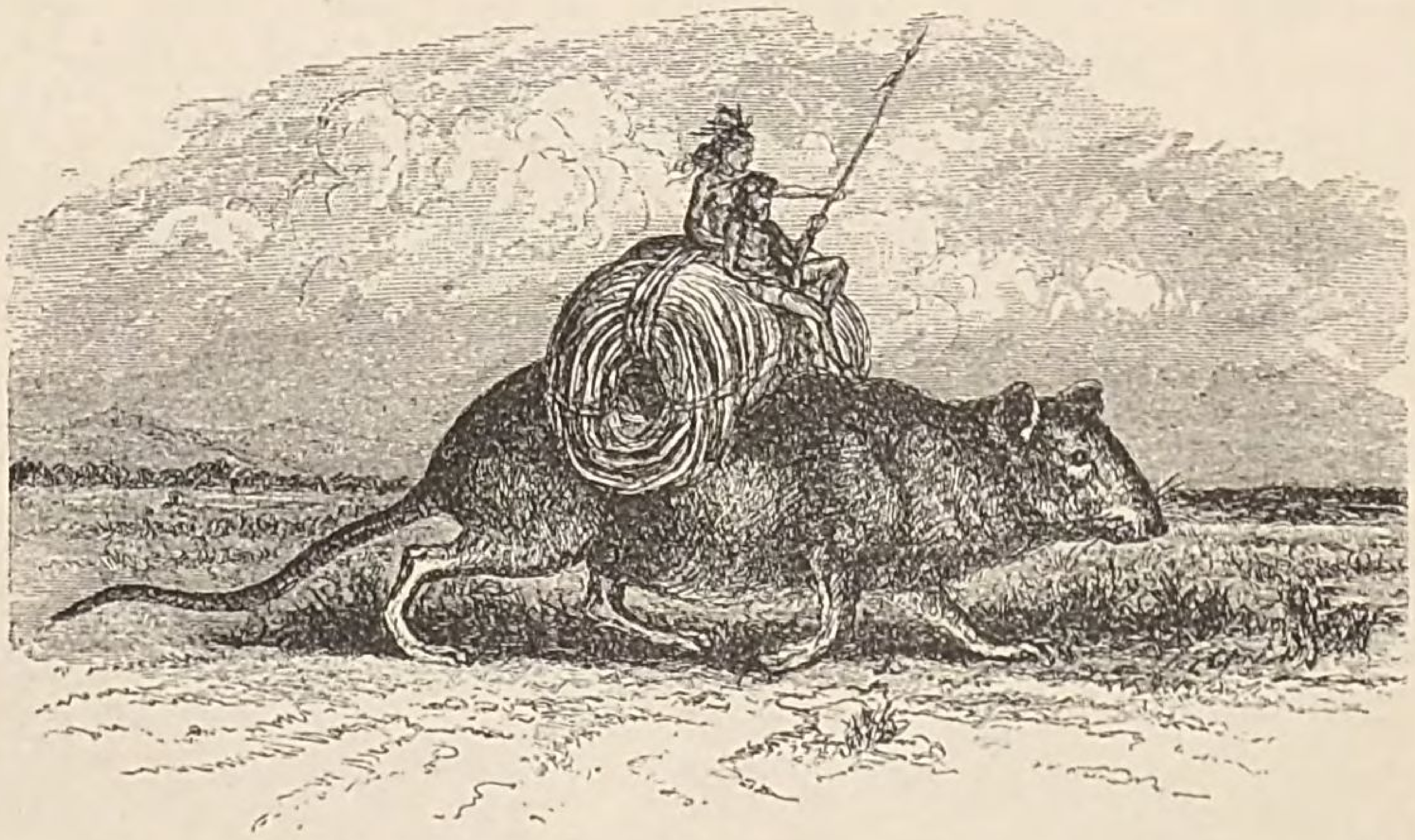
kommen, aber er vermochte noch nicht zu schlafen. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn, der, wie er sich rächen könne an der Sonne, die ihm seinen Jagdrock verdorben hatte. Bis tief in die Nacht hinein saß er da und sann und sann. Am frühen Morgen stand er auf und eilte nach Hause. Das kleine Mädchen hatte die ganze Nacht nach ihm ausgespäht und eilte ihm freudig entgegen. Als sie aber die traurigen Ueberreste des Jagdrockes gewahr wurde, auf den sie so stolz gewesen, da weinte sie bitterlich. Diese Thränen aber machten den kleinen Jäger nur noch zorniger auf die Sonne, und er dachte aufs neue an die Rache gegen seine bittere Feindin. Endlich kam ihm ein kluger Gedanke. Sofort teilte er ihn dem kleinen Mädchen mit, die ihn wegen seiner Klugheit lobte und sich sofort mit ihm ans Werk machte.

Sie fingen nämlich an, ein Seil zu flechten. Viele Monate kamen und gingen, ehe sie damit fertig waren, denn es mußte sehr, sehr lang werden. Er holte die Grashalme von der Prairie, und sie verflocht sie geschickt mit ihren kleinen Händen. Endlich war das Seil fertig; aber wie sollten sie es hinbringen nach der Seite der Prairie, wo die goldige Sonne früh am Morgen immer heraustrat aus ihrem Wolkenhaus, denn sie wollten ja nichts geringeres, als ihrer Feindin, der Sonne, eine Falle legen und sie darin fangen.



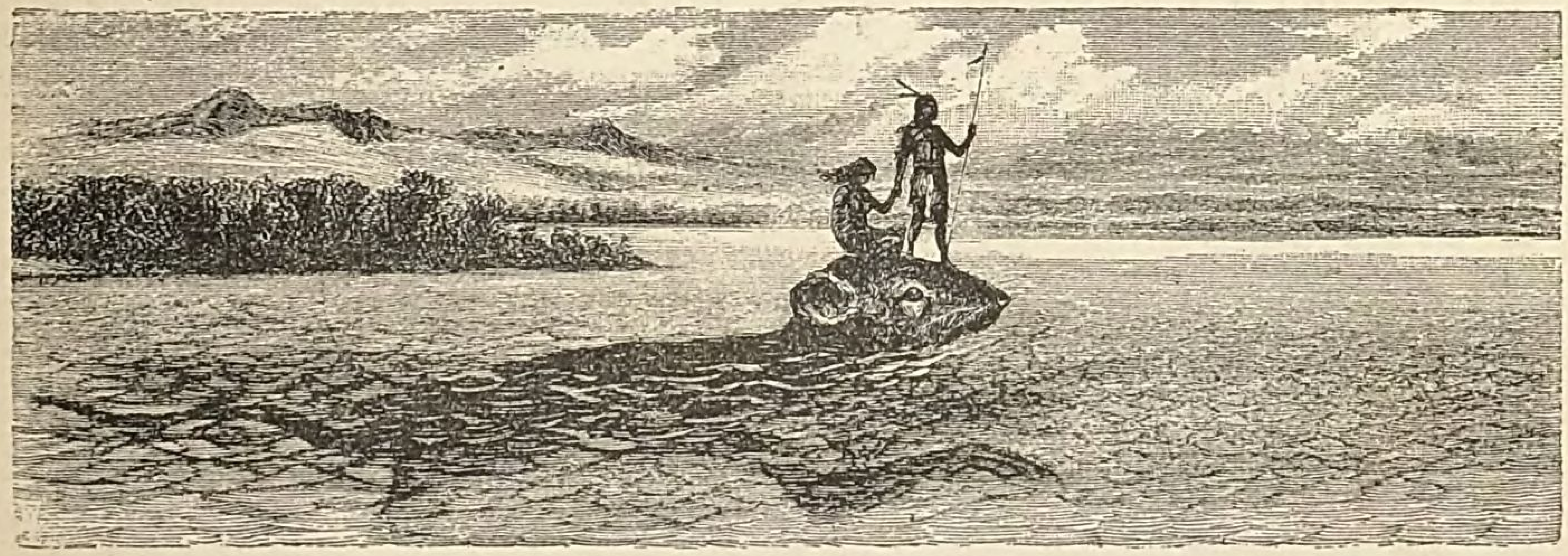
Alle damals lebenden Tiere waren klein zu nennen im Verhältnis zur Feldmaus, welche zu jener Zeit das größte vierfüßige Tier auf Erden war, Pferde, die die Indianer Shung a tongo nennen, gab es damals überhaupt noch nicht. An die Feldmaus dachte daher der kleine, kluge Jäger, denn sie allein hatte die Kraft, ihnen zu helfen. Mutig ging er aus, sie aufzusuchen. Nach langem Wandern fand er sie endlich; gemütlich saß sie unter dem Schatten eines Riesenfarnkrautes. Furchtlos ging der Kleine hin zu ihr, erzählte ihr, was die Sonne ihm angethan, teilte ihr seinen Racheplan mit und bat sie um Hilfe.

Die Feldmaus versprach freundlich, ihm zu helfen, und nun rüsteten sie sich zu der großen Wanderung. Das Seil ward in zwei große Rollen gepackt und auf den Rücken der Feldmaus gelegt. Hoch oben drauf setzten sich die zwei Kleinen, und die Reise begann. Es war eine sehr mühselige Reise; große Prairiestrecken mußten durchwandert werden, Berge waren zu übersteigen, Seen mußten umschritten, Flüsse durchschwommen werden. Durch dichte Wälder und weite Sümpfe ging der Weg, aber keiner von den Dreien verlor den Mut. Sobald sie an einen Fluß kamen, stiegen die Kleinen ab, die Feldmaus nahm das eine Ende des Seiles in ihr Maul und schwamm damit hinüber ans andere Ufer. Dann zog sie aus Leibeskräften, bis das lange Seil glücklich am jenseitigen Ufer war. Freundlich schwamm sie wieder zurück und holte ihre kleinen



Reiter. — Die Sonne schien zu erraten, daß es Feinde seien, die über die Prairie dem Orte ihres Aufganges zueilten. Sie brannte so heiß als möglich hernieder, wie um sie recht zu necken, aber ihre glühenden Strahlen entfachten nur neuen Zorn im Herzen des kleinen Jägers. Die Regenzeit kam und ging. Da endlich waren sie in dem dicken Urwald angelangt, hinter dem die Sonne des Morgens immer leuchtend hervortrat, um ihre Reise um die Welt zu machen. Zum Glück war die Nacht angebrochen, als sie nahten und sie konnten sich in den Schatten der Bäume verbergen, ohne von der Sonne, die keine Ahnung hatte, welcher Feind in ihrer Nähe weile, bemerkt worden zu sein. Um frische Kräfte zu dem schwierigen Werke zu haben, blieben sie einige Tage im Schutz des Waldes, und erst als sie sich erfrischt und ausgeruht hatten, machten sie sich vor Anbruch der Nacht ans Werk. Leise und vorsichtig wurde

das Seil nach den Bäumen hingetragen, durch die die ersten goldenen Strahlen immer fielen, dann ward es aufgewunden, der kleine Knabe nahm das Seil zwischen die Zähne, kletterte mutig auf einen der obersten weit hervorspringenden Zweige, befestigte das Seilende daran, warf geschickt eine Schlinge hinüber zum andern Baum, welche das kleine Mädchen drüben anknüpfte, und so kam denn nach und nach mit der Hilfe der Spitzmaus ein ungeheures Netz zu stande. Es war die höchste Zeit, daß die Falle aufgestellt war, denn schon ertönte der Ruf des Spottvogels, und die Wolken am Himmel färbten sich rötlich. Eilig flüchteten die zwei Kleinen mit der Spitzmaus aus dem Walde und begaben sich nach einem sicheren Versteck, von wo aus sie den Erfolg ihres Unternehmens erwarteten. Kaum stieg die Sonne hinter dem Wald auf, so verfingen sich ihre goldenen Strahlen in den Schlingen des Netzes, und plötzlich fand sie sich vollständig verstrickt. Wie sie auch zog und zerrte, wie sie

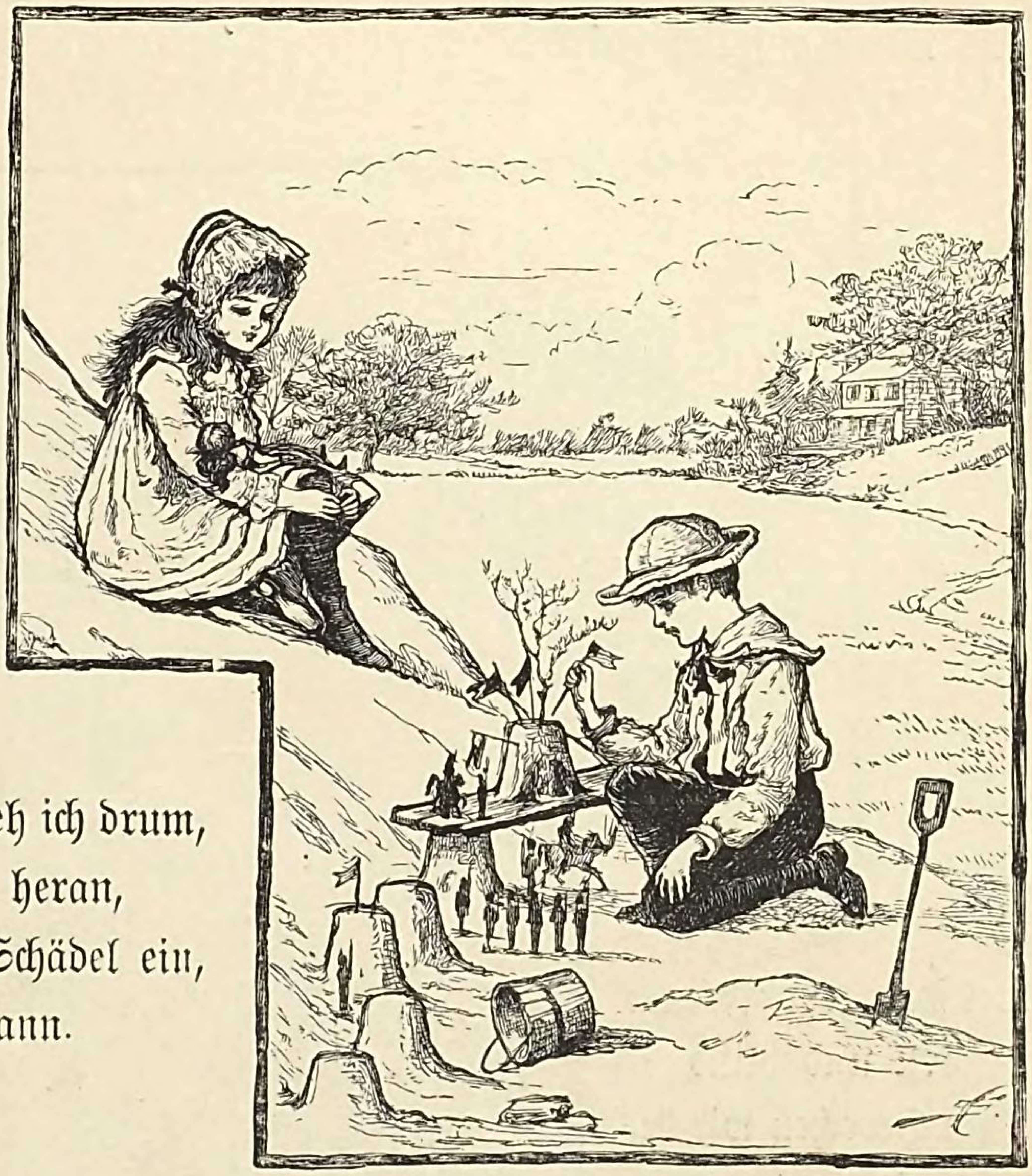


auch arbeitete, um sich zu befreien, es war vergeblich. Sie wurde rot und röter vor Wut und Aerger, sie glühte gleich einer Feuerkugel, aber alle Mühe war umsonst, sie kam nicht los. Der kleine Jäger aber trat hochaufgerichtet hinter dem Gebüsch hervor, verglich seine Größe mit der des glänzenden Gestirns, das durch ihn in Fesseln geworfen war, und war stolz auf sein Werk! Und immer glühender brannte die Sonne hernieder. Die Blätter verdorrten und fielen von den Bäumen, das Gras wurde braun und versengte, die Quellen versiegten, die Vögel flatterten unruhig umher, die wilden Tiere brüllten vor Todesangst — es war, als würde der ganze Wald in Feuer geraten. Das Elentier, der Büffel, der Hirsch, der Bär, der Leopard und viele andere, alle kamen zur Feldmaus und baten, sie solle helfen. Aber die Feldmaus berichtete ihnen, daß sie nicht nach eigenen Gedanken, sondern auf Befehl des kleinen Jägers gehandelt habe und sandte die Tiere hinter den Busch zu dem kühnen

Knaben, damit sie ihn um Hilfe bäten. Da krochen sie ihm zu Füßen und wedelten mit dem Schweif, leckten ihm die Hände und baten ihn flehentlich, doch Mitleid mit ihrer Not zu haben, und der Sonne zu verzeihen. Und der kleine Jäger gewährte ihre Bitte und befahl der Feldmaus hinaufzuklettern, und mit ihren scharfen Zähnen das Seil zu durchnagen. Und die Feldmaus that, wie ihr befohlen. Der glühenden Hitze ungeachtet, kletterte sie am Baume empor und zerbiß das Seil. Doch o weh, als sie unten ankam, war sie von der Glut da droben so zusammengeschrumpft, daß sie so klein ward, wie sie heutigen Tages ist und, sich, den Spott der anderen fürchtend, schleunigst in ein Maulwurfsloch verbarg. Die Sonne aber, die den Zorn des kleinen Jägers fürchten gelernt hatte, machte sich, als sei nichts geschehen, auf ihren täglichen Weg, und die Tiere, die Zeugen dieses Sieges gewesen, schauten fortan mit Ehrfurcht nach dem kleinen Mann und seiner Gefährtin und erkannten in ihnen ihre Herren. Diese wurden bald größer und kräftiger, vermählten sich und wurden nach dem Glauben der Indianer die Ureltern ihres Geschlechts.



Unerwarteter Angriff.



Hurrah! jetzt ist die
Schule aus,
Nun geht es flugs zum
Strand;
Da bau' ich mir ein
Festungswerk
Mit Türmen in den
Sand.

Und Wall und Graben zieh ich drum,
Kommt dann der Feind heran,
Rennt er sich eh'r den Schädel ein,
Eh' er uns „nehmen" kann.

Denn meine Truppen zielen gut
Und treffen wie der Blitz;
Glaub's, Rosel, wir stehn felsenfest!
So prahlt der Junker Fritz.

Die Rosel sieht die Herrlichkeit
Von ihrer Höh und lacht:
Nimm nur, — du weiser General —
Den Pulverturm in acht.

Da hast du recht — schnell Lieutnant Flex
'ne Schildwach kommandiert,
Die Tag und Nacht, Gewehr im Arm,
Da drüben patrouilliert.

Wie warm solch schwere Arbeit macht,
Wie grell die Sonne scheint!
Jetzt streck' ich mich hier in den Sand
Und warte auf den Feind!"

Oh weh! er naht, eh du's gedacht:
Dort geht die Thür am Haus,
Mama läßt den vergess'nen Freund,
Den treuen Spitz, heraus.



Der springt vor Freude toll und blind
Zum Herrchen wie bethört,
Schlägt Purzelbäume, bellt und tobt,
Bis alles rings zerstört.

„Pfui Spitz, was hast du angericht'?
Das ist 'ne wahre Schand!"
Schilt Rosel, springt entsetzt empor,
Ihr Kind fliegt in den Sand.

Und Fritz betrachtet wehmutsvoll
Die Trümmer, dann den Feind;
Der hebt das Pfötchen bittend hoch:
„Es war nicht bös gemeint!"

Helene Krüger.

Klein-Lolo.



Draußen tobte der Schneesturm und sang sein schauriges Lied: „Puuh, puuh, puhu!“ Er jagte die weißen Flocken durch die Luft, schüttelte die stolzen Kronen der entlaubten Bäume und fuhr durch die schwanken, dürren Halme des Schilfrohrs, ritsch, ratsch, knick, knack! und ab waren sie! Puhu, puhu! — „Puhu!“ sagte auch die junge Negerin, die den Fluß entlang durch das raschelnde Schilfrohr eilenden Fußes einherschritt. „Puhu, wie kalt ist's heute!“ Der weiße, wollene Bund, welchen sie ums Haupt geschlungen, flatterte im Winde wie eine verwehte Schneewolke. Fester drückte sie das kleine Mädchen an sich, das auf ihrem Arme schlummerte. „Schlafe, schlafe, weißer Engel!“ murmelte sie, und große Thränen rannen über ihre braunen Wangen. „In deinen Augen ist der Himmel, und Freude wohnt in deinem Herzchen. Deine Lippen lächeln Sonnenschein, und dein Mund läßt fröhliches Jauchzen erschallen. Schlafe, schlafe, weißer Engel! Wenn du erwachst, so wird dein Auge vergeblich die Mutter suchen. Traurigkeit wird das Lächeln von deinen Lippen scheuchen und wenn dein Herzchen in Leid sich nach der Mutter sehnt, wirst du vergeblich die Stimme erheben um sie. Ihr Name wird widerhallen im weiten Haus, aber keine Antwort wird ertönen auf deinen bangen Ruf! Schlafe, schlafe, weißer Engel!“ Eine Thräne fiel auf des Kindes Antlitz. Es schlug die Augen auf und schaute mit bangem Ausdruck zu seiner Pflegerin empor. „Warum weinst du, Mahala?“ Liebkosend glitten die feinen, weißen Fingerchen über das braune Gesicht. „Frierst du? warte nur, bald sind wir daheim bei Mama, dann wirst du wieder fröhlich sein!“ Mahala murmelte einige unverständliche Worte. „Schlafe nur weiter, mein Herzchen, Lichtstrahl meiner Augen, schlafe, schlafe!“ und klein Lolo schlummerte weiter.

Vierzehn Tage lang war Lolo mit Mahala auf einer benachbarten Farm untergebracht gewesen. Die Mutter hatte ein ansteckendes Fieber und der Arzt befahl, daß Lolo aus ihrer Nähe entfernt werden und erst wieder in die Heimat zurückkehren sollte, wenn die Mutter vollständig genesen wäre. Aber wenige Tage nach Lolos Weggang in einer sternhellen Nacht öffnete sich leise der Himmel. Eine leuchtende Gestalt flog zur Erde nieder. Es war der Engel Gottes, der die unsterbliche Seele von Lolos junger Mutter hinauf holen sollte in die Gefilde des ewigen Friedens. Nun schickte Lolos Vater Botschaft aus, viele, viele Meilen weit bis hinunter in das große Häusermeer von Milwaukee, und ließ im tigerfellbedeckten Schlitten einen Geistlichen holen. Unter Gebet und Thränen und unter den lauten Klagen der schwarzen und

weißen Hausgenossen wurde dann die Entschlafene auf dem Hügel, der am Ende der Farm lag, unter den großen Platanen begraben. Der Wind strich klagend durch das dürre Geäst. Leise, leise, bei Nacht und bei Tag fiel der weiße Schnee auf das einsame Grab. Und durch das Schilfrohr und den tiefen Schnee kehrte heute Mahala mit dem ahnungslosen Kinde in das verwaiste Haus zurück.

Traurig und eintönig verrannen die Tage. Lolo rief nach der Mutter. Sie flog durch alle Räume des weiten Hauses; sie suchte sie in jedem Eckchen. Vergeblich, vergeblich! „Deine Mutter ist im Himmel, mein armes Kind," hatte der Vater auf ihre immer dringender werdenden Fragen geantwortet. Dann hatte er sein kleines Mädchen mit einer heftigen Bewegung an sich gezogen. Er überdeckte das schmale, sanfte Gesichtchen mit leidenschaftlichen Küssen. „Esther, Esther! warum hast du uns verlassen?" stöhnte er und verließ das Gemach. Aengstlich und verwirrt blickte Lolo ihm nach. Ihre Mutter im Himmel? O nein, das war ja nicht möglich. Nie hatte sie ohne Lolo das Haus verlassen; wie sollte sie so weit, weit fortgezogen sein, ohne ihr kleines Mädchen? Und Lolo fuhr fort zu fragen und zu suchen.

Es war still im Hause, o so mäuschenstill! Der Vater hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und Befehl gegeben, daß ihn niemand stören solle. Mahala war in der Küche beschäftigt. Klein-Lolo aber kauerte in einer Ecke des großen Wohngemachs und spielte mit Esther, ihrer braunlockigen Puppe. „Du mußt nun schlafen, Esther", sagte sie und bettete ihr zartes Puppenkind sorglich in die kleine Wiege. „Du mußt lange, lange schlafen! Lolo will fortgehen und Mama suchen und ihr sagen, daß es hier gar nicht hübsch ist; daß Papa immer so finster aussieht und mit Lolo keine Späßchen machen will, und daß Mahala und Doris den ganzen Tag weinen!" Geschäftig trippelte sie hin und her. Ihre braune Bibermütze, das pelzverbrämte Mäntelchen und ein wollenes Tuch, das ihre Mutter immer getragen, lagen auf dem Schaukelstuhl in der Ecke. Behende setzte Lolo die warme Mütze auf ihre blonden Locken, dann nahm sie das Mäntelchen zur Hand und versuchte ebenso eilig hineinzuschlüpfen. Aber, o weh, das wollte nicht gehen! Schon öffnete sie die Thüre, um Mahala zu Hilfe zu rufen, da fiel ihr jedoch ein, daß sie ja niemand etwas von ihrem Vorhaben wollte wissen lassen. O, es sollte eine große, große Ueberraschung für alle werden, wenn sie mit ihrem lieben, schönen Mütterlein wieder zurückkehren würde! Endlich gelang ihr auch wirklich die schwierige Aufgabe. Das Mäntelchen wurde zugeknöpft, das wollene Tuch um den Arm geschlungen, ganz so, wie sie dies immer bei der Mutter gesehen, und geräuschlos schlüpfte Lolo über den teppichbelegten Gang hinaus in den Hof, hinaus in das weite, weite verschneite Feld! O sie hatte es wohl gehört, wie Doris, die Köchin, zu Samuel, dem Gärtner, gesagt hatte: „Sie hat immer so gern unter den Platanen gesessen, darum hat sie der Herr auch dorthin bringen lassen." Das war ja ihr liebes Mütterlein, das so oft mit ihr hinausgewandert war nach „Esthers-Ruh", wie der Vater jenen Platz unter den Platanen getauft hatte. Dort, also dort war sie zu finden! Wie freute sich das Kind, dorthin zu kommen! Wie eilig trippelten die kleinen, zarten Füßchen über den gefrorenen Schnee! Lolo wußte den Weg ja so gut, so gut! Sie lief und lief immer dem Hügel zu. Da plötzlich hing sich eine graue Wolke wie ein feiner Schleier vor den Hügel. Die Wolke kam näher und näher. Immer dichter und undurchsichtiger wurde sie. Das war der Nebel! Lolo wußte nicht, wie ihr geschah. Bald konnte sie ringsum nichts mehr unterscheiden, nicht Baum noch Strauch, nicht Weg noch Steg. Die graue Wolke war über sie hereingefallen. Nun wandte Lolo sich um und versuchte heimwärts zu wandern; aber immer weiter entfernte sie sich vom Vaterhaus. Sie lief und lief. Ihre Füßchen begannen zu zittern und schwer zu werden.



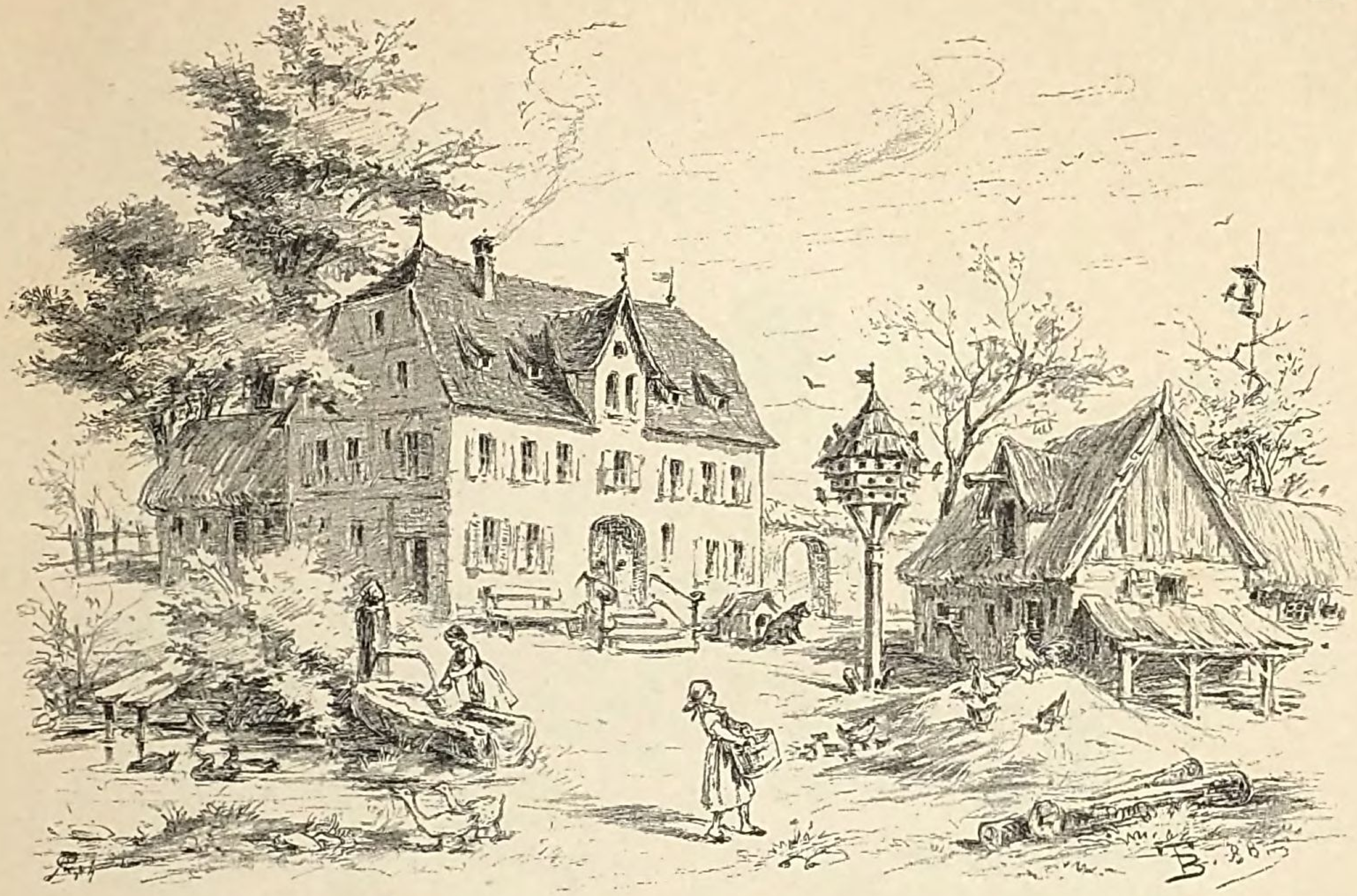
Sie war so müde, ach, so müde! „Mutter! Mahala!" rief sie, aber nur der klagende Wind antwortete auf ihren angstvollen Ruf. Weiter, weiter! Sie hatte nun keine Furcht mehr. Sie wußte nichts; sie dachte nichts. Mechanisch lief sie dahin. Da plötzlich tauchte aus dem Nebel eine hohe Gestalt; sie vernahm die süße Stimme ihres Mütterleins. Sie ruhte in ihrem treuen Arm, so warm und weich! Schon waren ihr die müden Aeuglein zugefallen; da erinnerte sie sich, daß sie vergessen hatte, ihrem Püppchen noch gute Nacht zu sagen. „Schlafe Esther! Mutter ist gekommen, nun will Lolo auch schlafen; gute Nacht!" murmelte Lolo wie im Traum. Sie lehnte ihr Köpfchen an der Mutter Brust, und mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen schlief sie ein. Der Tag schlich langsam dahin; die Nacht brach herein. Jetzt schlug ein Hund an. Der alte Farmer saß mit seiner Schwiegertochter und seinen beiden Enkelkindern beim Abendessen. Sie eilten vor die Thüre des kleinen Farmerhauses. Da lag die kleine Lolo, wenige Schritte vom Hause entfernt im weißen, weichen Bett von Schnee. „Lolo! Lolo!" jubelten die Kinder, welche das kleine Mädchen schon hie und da gesehen hatten. Die Mutter nahm das verirrte Kind auf den Arm. Still legte sie es auf das Bett ihres Töchterleins. Sie rieb die erstarrten Glieder mit Schnee, bis ihr vor Anstrengung die hellen Tropfen auf der Stirne standen. Wieder und wieder leuchtete sie in das blasse Gesichtchen; wieder und wieder lauschte sie auf den Schlag des kleinen Herzchens. Aber da drinnen blieb es still, totenstill! Das flinke Hämmerchen, welches vier Jahre lang so unermüdlich sich gerührt, hatte aufgehört zu pochen. Die kleine Lolo war bei ihrem Mütterlein. Da bedeckte die junge Frau ihr Angesicht und weinte bitterlich. Zu Hause aber suchten sie treppauf, treppab nach dem verlorenen Kinde. Mahalas Jammergeschrei mischte sich in das Heulen des Windes, der so jämmerlich stöhnte und ächzte, als wollte er mit einstimmen in die Klage um das verschwundene Kind. Und



Mahala stürzte hinaus in den grauen Nebel. Sie sprang, sie lief, sie brach plan- und ziellos durch Dornen und Gestrüppe. „Lolo! Lolo!“ — Als der Morgen heraufstieg und der Nebel sich verzogen hatte, fand Samuel die treue Mahala tot im Schilfe am Fluß.

Mahala und Lolo liegen unter den Platanen zur Seite der jungen Frau. Lolos Vater ist nach dem Süden gezogen, begleitet von Samuel und dessen Frau der ehemaligen Doris. Die Farm ist verkauft und in fremde Hände übergegangen. Aber die drei stillen Schläfer auf „Esthers-Ruh“ sind nicht vergessen. Der Wind kennt ihre Geschichte: So oft der Frühling kommt, vertraut er sie den knospenden Blättern der Platanen. Nun klingt's durch die flüsternden Zweige wie leise, sanfte Totenklage. Auch die Blumen haben's gehört. Sie wachsen und blühen und flechten einen bunten Teppich über den Hügel unter den Platanen. Fern im Süden aber sitzt Doris vor ihrer kleinen Hütte. Sie hört den Wind in den Palmen flüstern und ihr ist, als verstünde sie seine Sprache. Den Kopf in die Hand gestützt, sitzt sie und sinnt und sinnt. Und wenn dann ihre Kinderlein herzugelaufen kommen und sie fragen, warum sie so ernst und traurig dreinschaue, dann erzählt ihnen Doris die Geschichte von der treuen Mahala und von der armen, kleinen Lolo.

Cornelie Lechler.



Ein Sang vom Hühnerhof.

Von Emil Wolff illustriert von Thekla Brauer.

I.

Inmitten grünender Felder
  Liegt stattlich das Herrenhaus;
Daneben dehnt sich friedlich
  Der weite Gutshof aus.

Ihn hegen Ställe und Scheunen,
  Backofen und Schuppen ein;
So ist er sichere Heimat
  Viel Tieren groß und klein.

Da blöken die wolligen Schafe;
  Da wiehert mutig das Roß;
Da muht behaglich der Kühe
  Schwerwandelnder scheckiger Troß.

Da hält der zottige Phylax
  Getreulich gute Wacht,
Wenn sicher die andern alle
  Schlafen in dunkler Nacht.

Da fliegt das Volk der Tauben
  Geschäftig aus und ein;
Da zwitschert unter den Bäumen
  Fröhlich manch Waldvögelein.

Der watschelnden Enten Heimstatt,
  Der schnatternden Gänse Bereich
Das ist der silberklare
  Blütenumbuschte Teich.

Wo aber der Düngerhaufen
  In ruhiger Größe thront,
Da wird der Hof von Puten
  Und scharrenden Hühnern bewohnt.

Nicht kann ich sie alle nennen
  Beim Namen zum fröhlichen Gruß;
Doch heißt die beste der Hennen
  In Ehren Frau Kratzefuß.



II.

Frau Kratzefuß, die gute,
Gibt heut ein großes Fest,
Nachdem sie treu gebrütet
Einsam im runden Nest.

Zwölf muntre Küchlein schlüpften
Flink aus den Eiern heraus;
Nun führt sie die stolze Mutter
In den sonnigen Tag hinaus.

Da kommen von allen Enden
Die lieben Nachbarn herbei,
Die Henne zu begrüßen
Mit Schnattern und Geschrei.

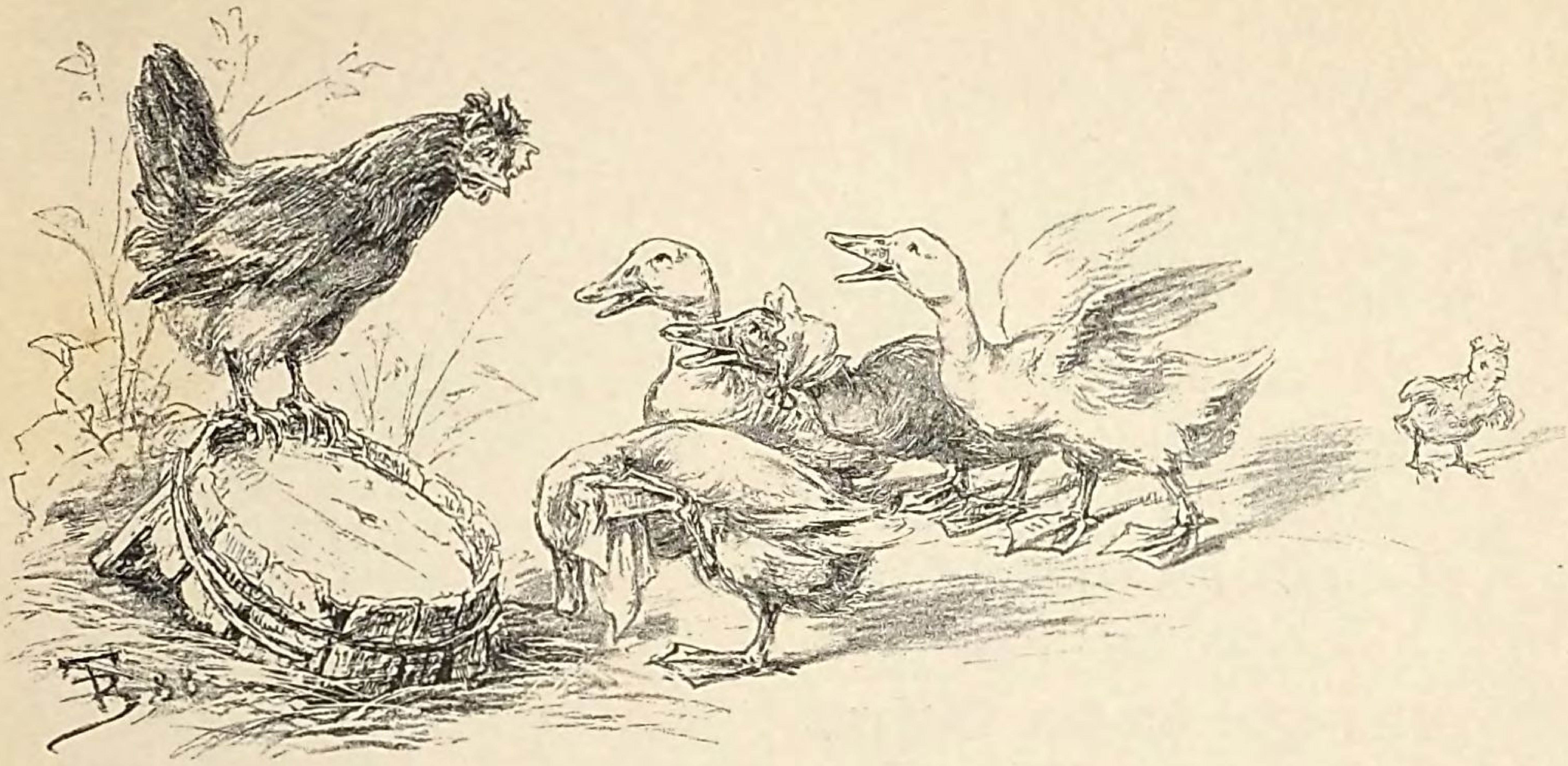
Die Hühner kommen, die Puten,
Die Enten und Gänse zumal,
Und machen ihr Komplimente
Und Knixe ohne Zahl.

Eine alte Gans voll Entzücken
Ruft aus: „Das ist allerliebst!
Horcht nur, wie die kleine Gesellschaft
So wunderherrlich piepst!“

Ob sie's auch übertreiben,
Das Lob der flaumigen Schar,
Ganz prächtig sind die Kleinen;
Das bleibt nun einmal wahr.

Schau', wie sie mit den kleinen
Stutzflüglein lustig schlagen,
Wie sie mit leichtem Herzen
Den Gang ins Leben wagen!

Die Kinder streuen Körner;
Die werden gar geschickt
Von unsern muntern Küchlein
In Eile aufgepickt.



III.

Gehorsam waren die Küchlein
Dem Wort der Frau Mama,
Daß niemand nun und nimmer
Noch bessere Kinder sah.

Wenn zur Fressinka ernsthaft
Die alte Henne sprach:
„Mein Töchterlein, nicht so gierig,
Mein Töchterlein, gemach!“

Dann schämte sich Fressinka
Und ließ die Körnlein liegen
Und amüsierte sich trefflich
Am Summen der Bienen und Fliegen.

Und auch das jüngste Hähnchen,
Wenn's allzu weit entlief,
Kam gleich, sobald die Mutter
Es zärtlich zu sich rief.

Nur eins von allen Kleinen,
Das schönste Hähnelein,
Gockel hieß es mit Namen,
Das mochte nicht artig sein.

Es trieb sich in allen Winkeln
Und Ecken des Hofes umher
Und machte den biedern Enten
Weidlich das Leben schwer.

„Hört!“ sprach es mit spöttischem Lachen,
„Ihr habt wohl enge Schuh?
Ihr wackelt ja ganz entsetzlich
Und quackt erbärmlich dazu!“

Das gab den würdigen Damen
Einen rechten Stich in's Herz;
Sie liefen zur alten Henne
Und klagten ihren Schmerz.

Da setzt's dann tüchtige Schelte;
Doch half das leider nicht viel;
Freund Gockel trieb bald wieder
Sein ungezognes Spiel.

Das aber mögt ihr mir glauben:
Auch Gockel wird noch klug!
Sein harren bitterer Leiden
Und herber Schmerzen genug.

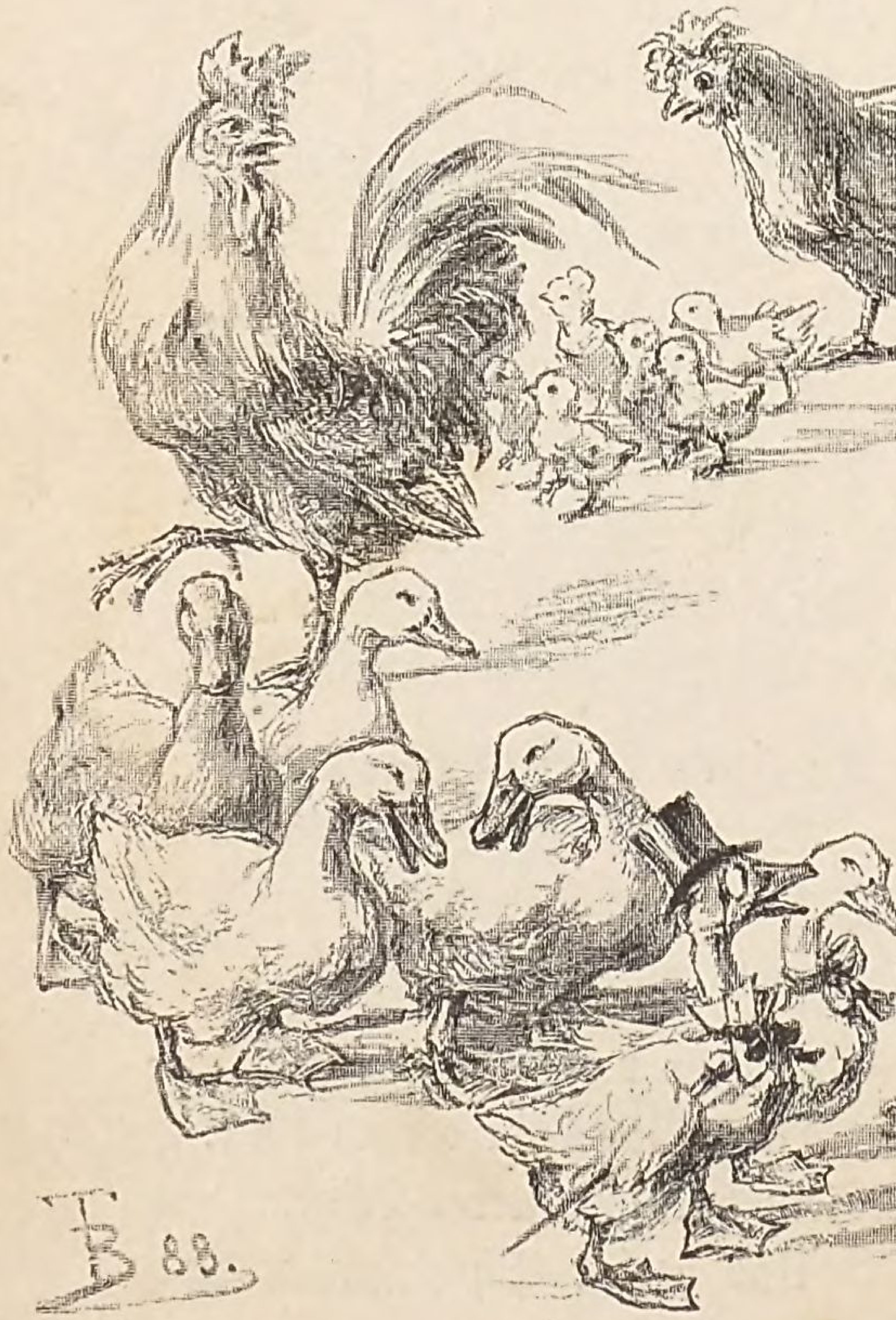


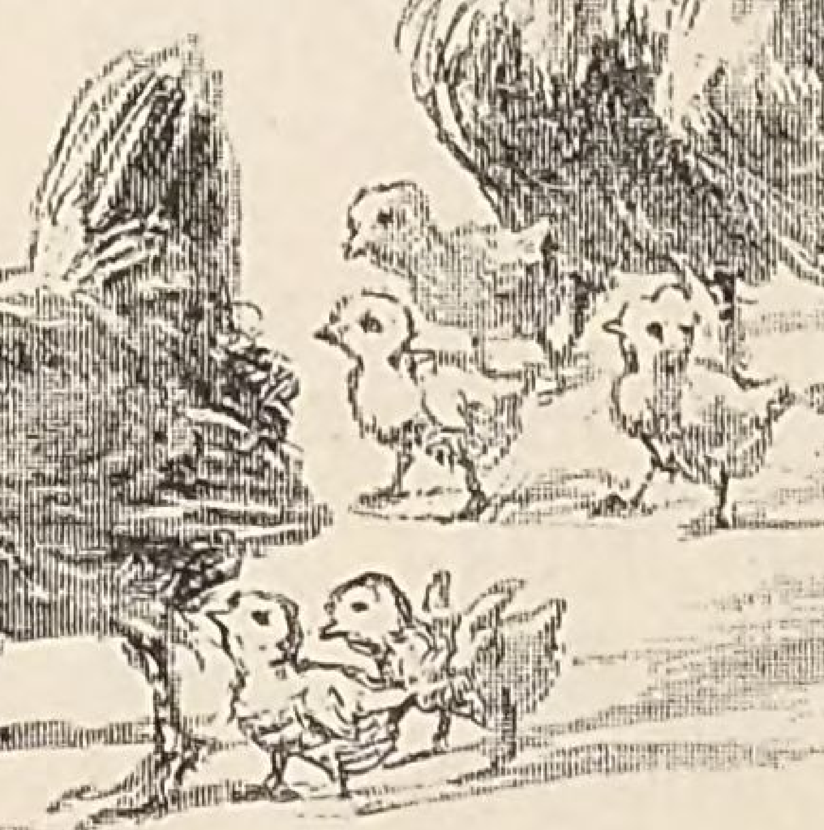


IV.

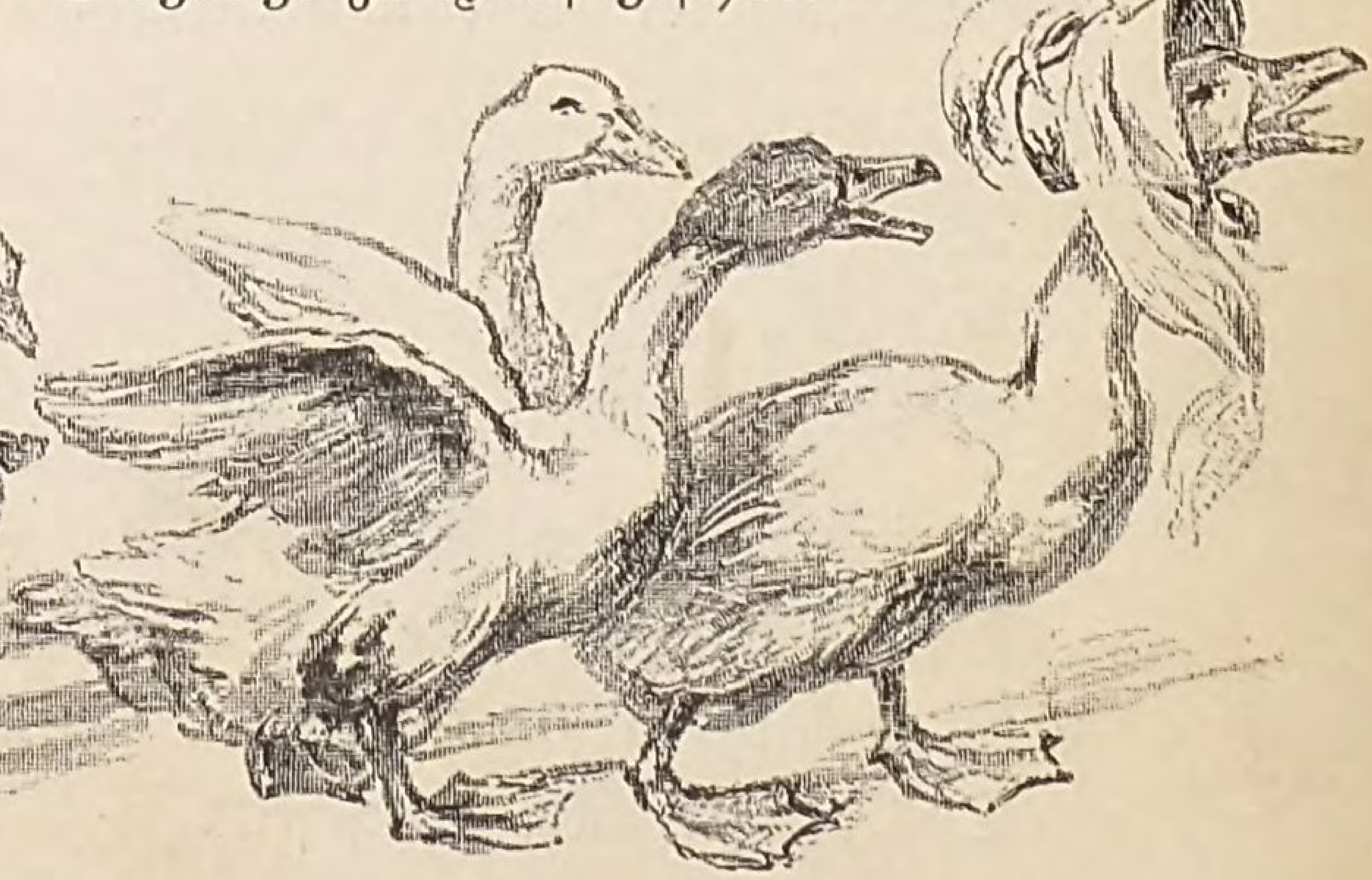
Im weiten Geflügelhofe
Soll heute Großes geschehn;
Da lassen sich alle Bewohner
In voller Gala sehn.

Man rüstet sich zum Empfange
Wohl eines prächtigen Herrn;
Der prunkt mit schimmernden Farben
Und manchem leuchtenden Stern.





Prinz Pfau will Einzug halten
Nach stolzer Fürsten Art;
Drum hat das treue Volk sich
Vergnügt zu Hauf geschart.



Drum zieht man ihm entgegen
In schön geordneten Reih'n;
Vorauf die Musikanten,
Die andern hinterdrein.

Trompeter sind Enten und Gänse,
Wohl vierzig an der Zahl;
Die machen dem Herrn zu Ehren
Gewaltigen Skandal.

Hofdamen sind die Tauben;
Sie tragen lichtes Gewand;
Sie trippeln mit roten Schuhen
Gar fürnehm durch den Sand.

Dann kommt das Heer der Hähne,
Vom Haushahn kommandiert,
Der kräftig seine Mannen
Als General regiert.

Dann folgen die Puten und Hühner;
Die wandeln still selbander;
Dann allerlei Volk vom Hofe
In buntem Durcheinander.

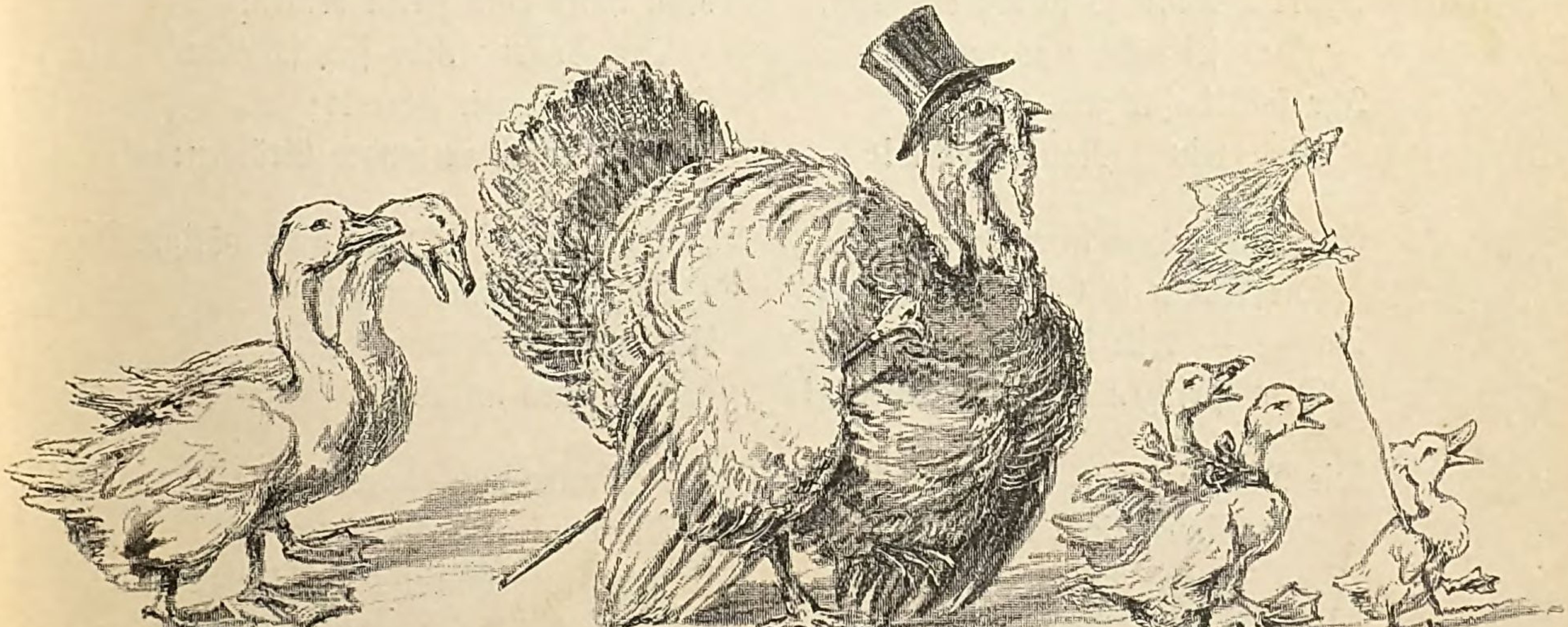
Frau Kratzefuß, die Henne,
Führt ihre Küchlein an,
Vergnügt, daß sie dem Prinzen
Sie präsentieren kann.

Nur einer fehlt, der Gockel;
Der darf von Glück wohl sagen:
Er und zwei Freunde sollen
Dem Pfau die Schleppe tragen.

Wie hat sich solcher Ehre
Frau Kratzefuß gefreut!
Wie oft in diesen Tagen
Die Mahnung auch erneut:

„Mein Gockel, sei manierlich
Nur diesen einzigen Tag!
Du weißt nicht, was er Großes
Für dich bedeuten mag."

Der Gockel hat versprochen,
Zu sein auf seiner Hut,
Und dennoch plagt auch heute
Ihn arger Uebermut.



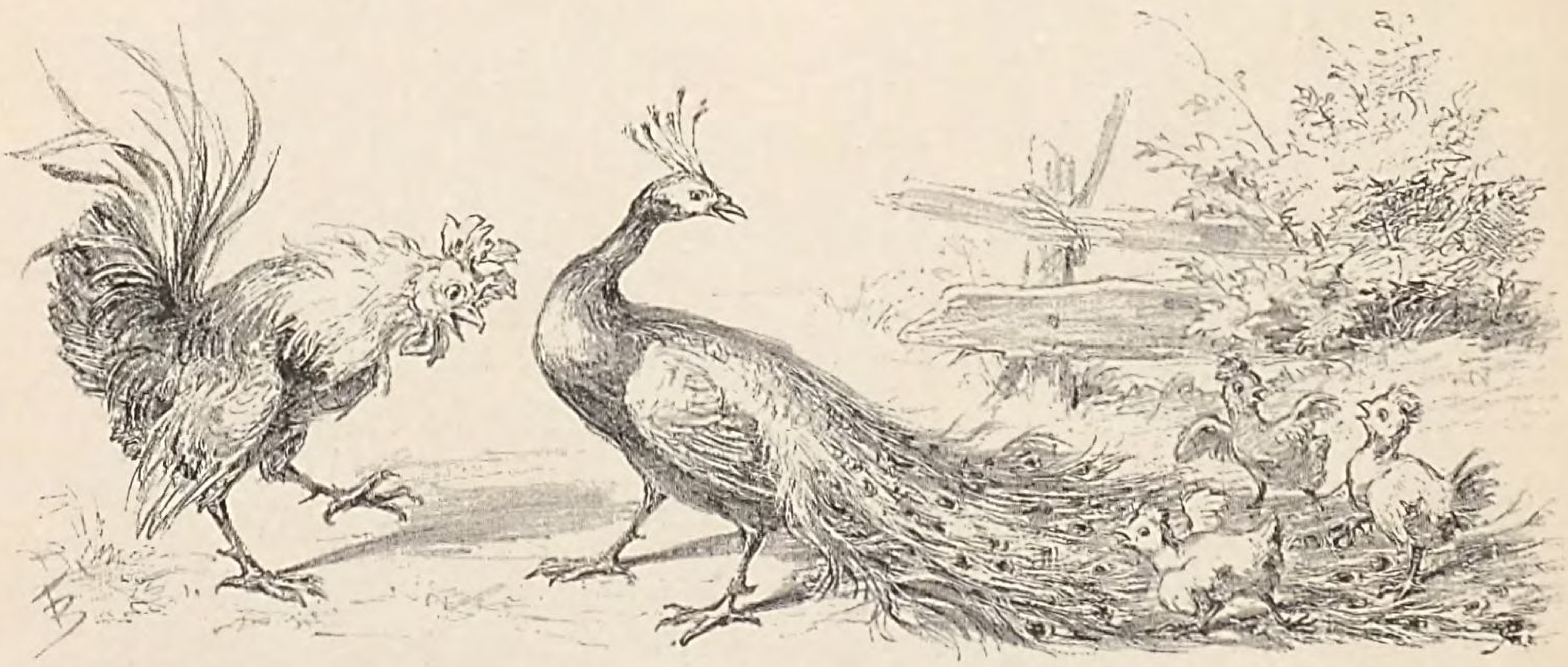
V.

Mit feierlichen Schritten
Naht sich der hohe Gast,
Langsam und voller Würde
Und ohne Eil' und Hast.

Die Schleppe wird getragen,
's ist eine helle Lust;
Das Herz der Treuen zittert
Vor Jubel in der Brust!

Den Herrscher zu begrüßen
Im Namen der andern all'
Tritt ernsthaft und gemessen
Herzu der Feldmarschall.

Der Prinz kommt ihm entgegen,
Soweit's sein Rang erlaubt,
Und neigt zu gnädigem Gruße
Ein wenig das stolze Haupt.



„Herr Hahn," so spricht er gütig,
„Das sei Euch unvergessen:
Ihr sollt dafür zum Lohne
Aus meinem Napfe fressen!"

Es leuchten dem alten Krieger
Die Augen in Glück und Glanz;
Da — — tritt der lose Gockel
Dem Prinzen auf den Schwanz!

Die Damen fallen in Ohnmacht;
Der Pfau ruft würdevoll:
„Das ist, auf meine Ehre,
O Page, doch gar zu toll!"

Nun hätte man sollen denken,
Der Gockel würde sich schämen
Ob seines argen Frevels;
Doch sprach er sonder Grämen:

„Herr Pfau, Ihr habt nicht nötig,
So stolz einherzugehn
Und mit Verachtung jeden
Von oben anzusehn!

Die Mutter und andere Leute
Die dünken Euch zu gering.
Und das verschuldet die Schleppe;
Drum haß' ich das dumme Ding!

Wenn Ihr sie so lasset hängen,
  Dann denkt Ihr gewiß: Ich kann's!
Und doch ist die ganze Bescherung
  Nichts als ein Pfauenschwanz!"

Das war zu viel der Frechheit;
  Man schickt zur Polizei.
Da stürzen zwei schwarze Raben
  In wilder Hast herbei.

Sie stoßen den armen Sünder
  Mit Krächzen vor sich her
Zu einer Hundehütte;
  Die stand schon lange leer.

Jetzt ist sie Staatsgefängnis;
  Da mag er die Schuld bereu'n,
Mit sich und seinen Gedanken
  Einmal alleine sein.



VI.

Gar traurig sitzt der Gockel
  Im alten Hundehaus
Und sehnt sich, kläglich piepsend,
  Zum Mütterlein hinaus.

Von Herzensgrund bereut er,
  Was Böses er vollbracht,
Und denkt mit Furcht und Schrecken
  Auch an die dunkle Nacht.

Wie wohlig könnt' er weilen,
  Wo seine Lieben sind;
Nun aber ist er ein armes,
  Ein ganz verlaßnes Kind!

Und finster wird's und finstrer.
Und Grauen packt ihn an,
Daß kaum auf seinen Beinchen
Er aufrecht stehen kann.

Da hört' er ein Gepolter,
Hört, wie man schiebt und drängt,
Sieht, wie ein fremder Gast sich
In sein Gefängnis zwängt.

„Das ist gewiß der Kater!“
Denkt unser Gockel sich,
„Der kommt, da alles schlummert,
Um zu erwürgen mich!“

Doch malt euch sein Entzücken:
Als die Gestalt ihm nah',
Erkennt der arme Geselle
In ihr die liebe Mama!

Die hat nicht können ruhen,
Bis sie ihm Trost gebracht;
Drum sucht sie den Missethäter
Hier auf in finstrer Nacht.

„Der alte Packan“, sagt sie,
„War mir ein treuer Genoß,
Als er im Leben bewohnte
Dies alte verfall'ne Schloß.

Der hat mir einmal vertraulich
Von jenem Eingang gesagt,
Den keiner weiß. So hab' ich
Nun diesen Besuch gewagt.

Sie wähnen dich hinter den Riegeln
Ganz sicher eingefangen;
Drum konnt' ich ohne Aufsehn
Zu meinem Gockel gelangen.“

„O, liebe Mutter“, rief der,
„Laß mich nur nicht allein!
Ich will auch immer artig
Und ganz bescheiden sein!

Ich will dir all mein Lebtag
Treu folgen auf Schritt und Tritt;
Nur nimm mich zu den Geschwistern
Ein einziges Mal noch mit!“

„Das kann nicht sein! denn wisse,
Nichts nimmt man so genau
Auf unserm Hof, als Keckheit
Gegen den bunten Pfau.

Und mußt du den Tod nicht leiden,
So bleibst du in strenger Haft
Und endest dein armes Leben
In öder Gefangenschaft.

Drum eile schnell von hinnen
Und rette dich durch die Flucht,
Eh' dich am frühen Morgen
Der stolze Pfau besucht.

Ein Beutelchen mit Körnern
Das habe ich mitgebracht;
Das sei deine Zehrung, du Armer,
Und damit: Gute Nacht!“

So nehmen sie traurig Abschied;
Der Gockel schleicht von dannen,
Den Zaun entlang, vom Hofe,
Hin zu den dunklen Tannen.

Frau Kratzefuß schaut trübe;
Sie kann sein Schicksal nicht lindern:
Sie ruft die Pflicht, die Liebe
Zu all den andern Kindern.



VII.

Ins Elend ist gegangen,
Der einst so keck gethan;
Wer sieht ihm nun den Junker,
Den schmucken Pagen an?

Wohl geben Wald und Hecke
Ein kärglich Obdach her;
Doch mager wird der Beutel,
Und endlich ist er leer.

Wenn unser Gockel ferner
Will seinen Hunger stillen,
Muß er verständig suchen
Sein Beutelein zu füllen.

So kommt nach langem Wandern,
Ein echter Bettelmann,
Der Flüchtling matt und müde
Bei einem Gutshof an.

Da hört er's fröhlich schnattern
Und piepsen leis' und laut;
Hei! wie ist ihm dies Treiben
So heimisch, so vertraut!

Gastfreundschaft will erbitten
Er hier bei Gans und Hahn;
Doch soll er bald erfahren,
Das sei nicht wohlgethan.

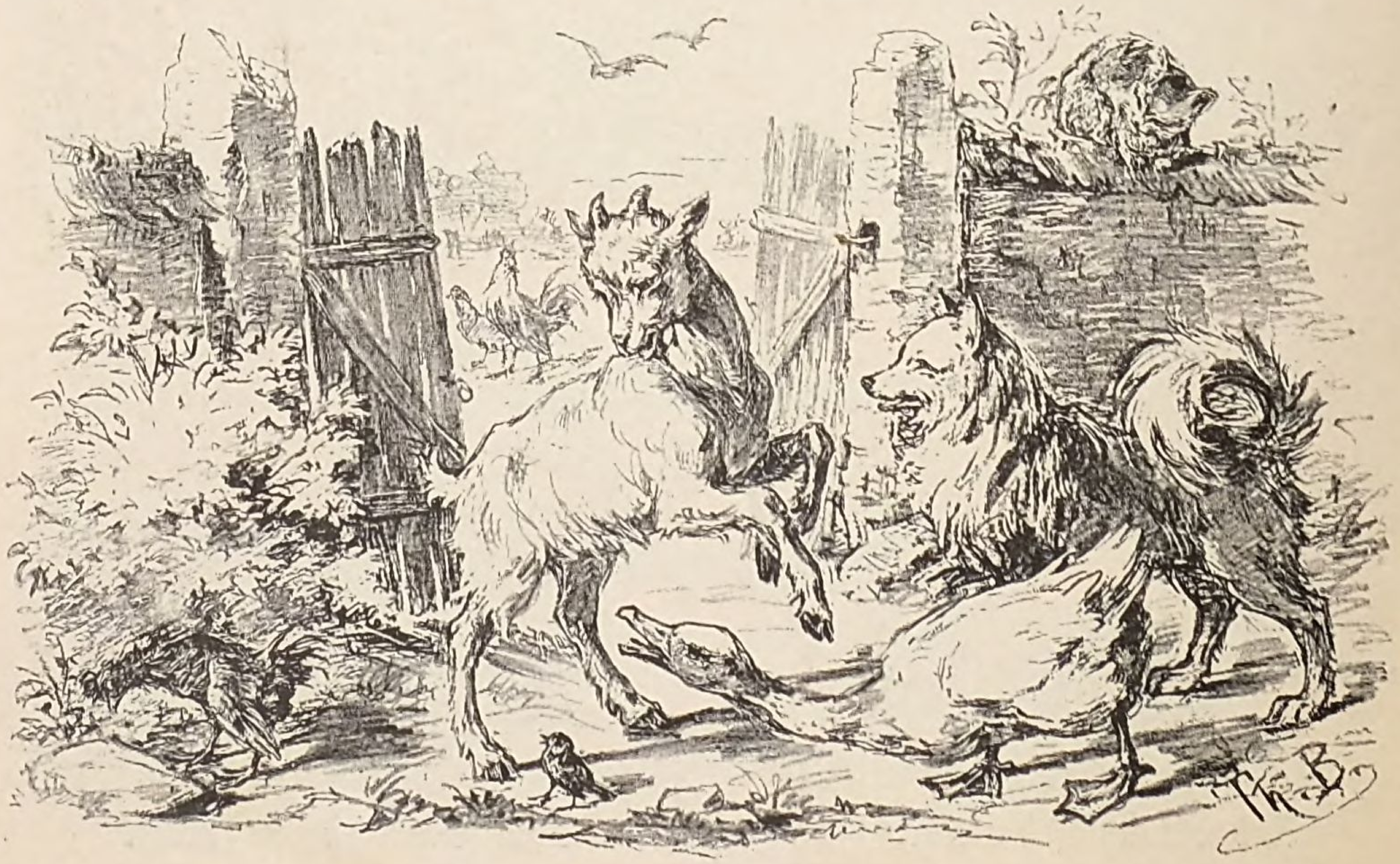
Goldgelbe Gerste streuet
Die Köchin freundlich aus,
Daß sich daran erlabe
Das Federvieh vom Haus.

Freund Gockel pickt bescheiden
— Bescheiden ist er schon! —
Wo er es kann erreichen,
Ein Körnlein mit davon.

Da heben aber die Hühner
Gar laut zu schreien an:
„Was will der fremde Bettler?
Herr Hahn, Herr Hahn, Herr Hahn!"

Und mit gesträubten Federn
Stürzt Meister Hahn herbei,
Zu schau'n, wer denn der kühne
Freibeuter eigentlich sei.

Als er das kühne Hähnlein
Dann wutentbrannt erblickt,
Hat er's mit hartem Schnabel
Ganz jämmerlich zerpickt.



Und eh's der Gockel merkte,
Da steht er vor dem Thor
Und kommt sich recht erbärmlich
Und recht zerschlagen vor.

Aus mancher Wunde blutet,
Der arme Junker heut;
Gar heiß hat seine Schuld er
Zu dieser Frist bereut.

Es ziehn an ihm vorüber
Die Tiere mannigfach
Und häufen auf den Ärmsten
Nun auch noch Spott und Schmach.

„Seht!" ruft ein Ziegenböcklein,
„Der ist verhauen worden,
Wie's scheint, im blutigen Kriege;
Wo hat er aber die Orden?"

Da ist's ihm schlechter zu Sinne,
Als einst den Enten zu Haus,
Wenn er sie frech verhöhnte! —
Zum Dorf stürmt er hinaus.

Erst fern im Walde draußen
Kommt Gockel wieder zur Ruh'
Und schließt, zum Tode müde,
Die trüben Augen zu.



VIII.

In einem hohlen Baume
Da schläft er über Nacht;
Doch plötzlich ist der Gockel
Vom Schlafe aufgewacht.

Ringsum ist alles finster
Und still im dichten Wald,
Bis nahe bei dem Ärmsten
Ein grober Laut erschallt.

„'s ist ein erbärmlich Leben!"
So hebt die Stimme an;
„So knapp wie heutzutage
War's niemals in dem Tann.

Und auch die dummen Bauern
Sind geizig zum Erschrecken;
Man kann, verwünscht! kein Löchlein
Im Hühnerstall entdecken.

Wie Gans und Ente schmecken,
Das weiß ich kaum noch mehr!
Seit ich zuletzt sie speiste
Ist's Jahr und Tag schon her.

Ich habe einen Hunger,
Traun! Weib, du glaubst es kaum!
Ich kletterte, wär's möglich,
Nach Spatzen auf den Baum!

Dazu die vielen Kinder!
Es ist die schwere Not,
Die Mäuler all zu stopfen
Auch nur mit trocknem Brot!"

„Sei ruhig, lieber Alter!"
Sagt eine andre Stimm';
„Die Zeiten sind ja freilich
Für unsereinen schlimm.

Doch wenn die Kinder größer
Und stärker werden sein,
Stellt sich in unsrer Höhle
Auch wieder Fülle ein.

Sie sind so schlau, so pfiffig,
Die kleinen süßen Rangen;
Ja, Purzel hat schon heute
Die erste Maus gefangen!"

So traben sie vorüber,
Wo Gockel sich versteckt;
Der aber ist entsetzlich
Verschüchtert und erschreckt.

„Das waren Fuchs und Füchsin,
Die grimmigen Tyrannen!"
Sagt er zu sich mit Zittern
Und eilet schnell von dannen.

Nach langem, langem Fliehen
Trifft er ein Ährenfeld,
Das nun den armen Gockel
Ein wenig verborgen hält.

Der Morgenwind erhebt sich
Und bläst so kalt und hart,
Daß unter seinem Wehen
Der Flüchtling gar erstarrt.

Und als beginnt zu leuchten
Das goldne Morgenrot,
Da scheint's, als läge der Gockel
Am Boden kalt und tot.





IX.

Wie nun der Tag mit Prangen
Auf Erden Einzug hält,
Durchwärmt Frau Sonne freundlich
Auch Gockels Ährenfeld.

Er reget sich ein wenig,
Versucht es, aufzustehn
Und hinkend durch die Furchen
Bis an den Weg zu gehn.

Ein kleines Bauernmädchen
Kommt frisch dahergeschritten;
Verstünd' er Menschenrede,
Die würde Gockel bitten:

Daß sie sich sein erbarme,
Gewißlich ohne Scheu,
Es schaut aus blauen Augen
Die Dirne so lieb, so treu.

„Du armes, krankes Tierlein!"
Ruft sie voll Mitleid aus;
„Komm mit! Ich will dich pflegen,
In meiner Eltern Haus!"



Sie nimmt ihn in die Arme
Und trägt ihn sorglich fort;
Nun freu' dich, Schelm, jetzt kommst du
An einen traulichen Ort!

Ganz vorn im nahen Dorfe
Kehrt seine Freundin ein
Und bringt den armen Gockel
Zu ihrem Mütterlein.

Die brave Hausfrau freut sich
Und sagt zum Kind mit Lachen:
„Den wird ein wenig Pflege
Zum schönsten Hahn noch machen.

Wenn er auch jetzt gewaltig
Zerzaust und mager ist,
Bei guter Kost gedeiht er
Wohl herrlich in kurzer Frist.

Er mag an Dankwarts Stelle,
Den neulich tot ich fand,
Im Hühnerhofe herrschen
Mit Weisheit und Verstand!"

So ist er denn geborgen
Und glücklich, wie noch nie:
Vom Düngerhaufen tönet
Gar frisch sein Kikeriki! —



X.

Ein Jährlein ist vergangen,
Nun komm mit mir hinaus,
Herrn Gockel zu besuchen,
Da, wo er jetzt zu Haus!

Ob allem Volk ragt prächtig
Der goldig schimmernde Hahn,
Mit königlicher Würde
Und Hoheit angethan.

Und hohen Mutes trägt er
Die purpurrote Kron';
O, schaute doch die Mutter
So den verlornen Sohn!

Nach allen Seiten spähen
Die Augen hell und klar,
Und nimmer unvermutet
Bedränget ihn Gefahr.

Er fürchtet seine Feinde
Von andern Höfen nicht:
Er weiß sie auszuteilen,
Die Hiebe, hageldicht.

So herrscht er stark und milde
Als tüchtiger Regent,
Der seine Unterthanen
Mit Namen alle kennt.

Wenn er ein Körnlein findet,
Dann ruft er sie herbei,
Und alle Hennen folgen
Mit fröhlichem Geschrei.

Schon frühe ist er munter,
Eh' einer noch erwacht,
Mit Jubel zu verkünden
Des neuen Tages Pracht.

Wenn drauß die Sonne leuchtet
Im Lenz mit lichtem Schein,
Dann führt er seine Lieben
Ins grüne Feld hinein.

Schön ist zu allen Zeiten
Der ehrenfeste Hahn;
Doch erst im Kampfe ist er
Ein Recke wohlgethan.

Er hört des Feindes Krähen;
Er horcht und senkt die Flügel;
Er streckt sich kühn zur Höhe,
Wie Ritter einst im Bügel.

Die eherne Stimme schmettert
Wie Kriegsdrommetenklang
Schneidig und markerschütternd
Das stille Dorf entlang.

Da naht der Feind; der Haushahn
Sieht ihn nicht lange an:
Mit hohem Mute geht er
Gewaltig drauf und dran.

Wie leuchten seine Augen
Von heller Kampfeslust!
Wie hebt ihm Siegeshoffnung
Die goldumglänzte Brust!

Und nun in kühnem Ansprung
Folgt mächtig Schlag auf Schlag,
Daß sich der Feind der Hiebe
Kaum noch erwehren mag.

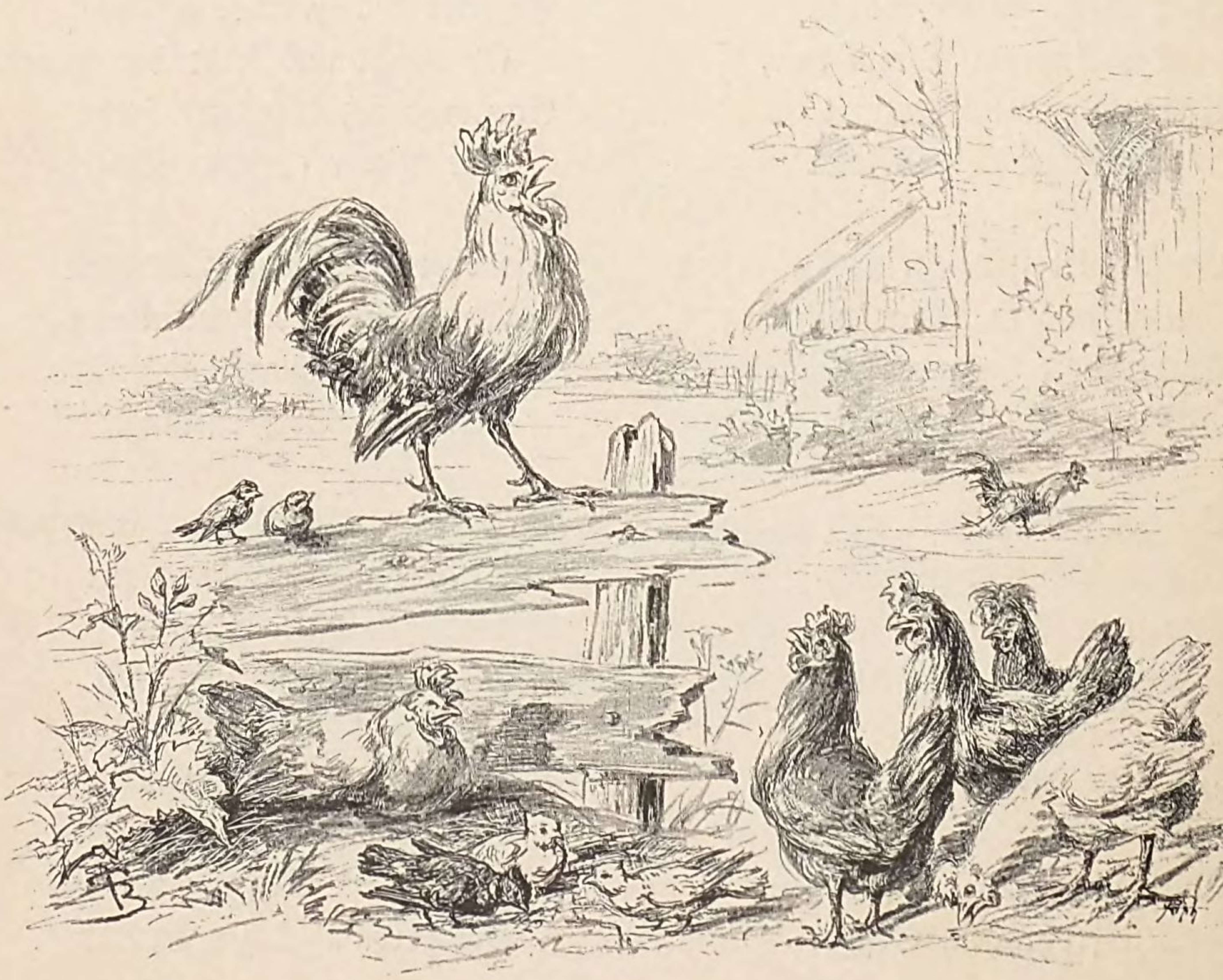
Wenn Schwing' und Sporn ermatten,
Dann trifft des Schnabels Wucht
Des Feindes Haupt, und eilig
Macht der sich auf die Flucht.

Vom First des Hühnerstalles
Erfährt es jetzt die Welt,
Daß unser Gockel wurde
Ein starker Kriegesheld.

Die Hühner, Tauben und Spatzen,
Die hören sein Singen an
Und sprechen: „Dieser Gockel
Ist doch ein großer Mann!“

Durch einen Spatzengrafen,
Den Gockel abgesandt,
Ward seiner alten Mutter
Des Sohnes Glück bekannt.

Da ward ein großer Jubel
Im heimischen Hühnerstall:
Frau Kratzefuß lud alle
Zu Abendbrot und Ball.



Der Zaubertanz.

Wahrscheinlich haben die Größeren unter euch in der Physikstunde schon mancherlei wunderbare Experimente, auf Reibungs-Elektrizität beruhend, gesehen. Den Zaubertanz, den ich euch beschreiben will, könnt ihr mit leichter Mühe daheim versuchen, wenn ihr nur genau nachfolgende Vorschriften befolgt.

Nehmt zwei gleich große, recht dicke Bücher, legt sie so einander gegenüber, wie die Abbildung zeigt und schiebt eine Glasplatte, etwa 12 cm lang und 10 cm breit, dazwischen hinein, so daß sie etwa 1 cm über dem Tische liegt.



Darunter legt ihr kleine Figuren aus Seidenpapier geschnitten, Männchen, Frauen, Tiere und allerlei, was euch einfällt, natürlich nur etwa 1 cm hoch. Am besten zeichnet ihr sie euch aus einem Bilderbuch ab, denn je niedlicher sie sind, desto mehr Spaß macht der Zaubertanz.

Nun nehmt ein Taschentuch, am besten ein seidenes, und reibt damit immer kreisrund auf der Platte. Dies ist die Aufforderung zum Tanz, welcher sogleich die Herrchen und Dämchen, die Katzen, Hirsche, Mäuse u. s. w. zu aller Belustigung so lange folgen, bis man mit dem Finger die Glasplatte berührt. Sobald dies geschieht, hat der Tanz ein Ende.



Vom Onkel Fritz.

Es war Dämmerstunde. Die Kinder, welche ihre Schularbeiten gemacht hatten, klappten ihre Bücher zu, auch die Mutter ließ für einen Augenblick die fleißigen Hände ruhn, und nun drängten sich alle um sie herum und baten, sie möchte ihnen doch etwas erzählen.

„Bitte, von Tante Lieschen,“ riefen die Kleinsten, „und von dir selber, als du noch ein kleines Mädchen warst!“ „Bitte, auch etwas vom Onkel Fritz“, bat Arthur, „es ist immer so lustig, wenn du von dem erzählst, nicht wahr, Mutterchen, du weißt noch etwas?“

„Vom Onkel Fritz gibt's schon genug zu erzählen,“ sagte die Mutter, „aber hast du denn auch deine lateinischen Vokabeln ordentlich gelernt, daß du Feierstunde halten kannst?“ — „Ja“, erwiderte Arthur, „Therese hat sie vorhin alle abgefragt, und die andern Arbeiten sind auch fertig.“ — „Nun bei den Schularbeiten fällt mir gleich eine Geschichte vom Onkel Fritz ein, die damals als er noch ein Sextaner war, wie du jetzt, passierte. Unsere beiden Brüder waren ganz verschieden: während Alfred ein Musterschüler war, der niemals an seine Arbeiten erinnert zu werden brauchte, liebte Fritzel das Studieren als kleiner Knabe ganz und gar nicht, war froh, wenn er Schulbücher Schulbücher sein lassen konnte und entschlüpfte uns, seinen Schwestern, die auf seine Arbeiten aufpassen sollten, im Nu wieder, wenn wir ihn glücklich an den Arbeitstisch gebracht hatten. Am besten wurde noch Tante Lieschen mit ihm fertig, die ihm sanft zuredete, selber alles mitlernte und mitschrieb, was er auf hatte, damit sein Eifer angespornt werde, und die sich immer eine Freude für ihn ausdachte.

Eines Abends — es war im Sommer, und man feierte das Vogelschießen in unserer Stadt — kamen beide Knaben erst spät und sehr vergnügt nach Hause. „O, ein Cirkus ist angekommen,“ rief Fritzel gleich beim Eintritt, „wir haben mit zugesehen, wie er aufgebaut wurde. Auch zwei Pferde haben wir ganz in der Nähe gesehen, sie liefen frei umher und ließen uns dicht herankommen. Das eine war Blanka, von dem die Zettel an den Straßenecken

erzählen, das soll solch kluges Pferd sein! Ach, wenn uns doch Vater erlaubte hinzugehen; morgen Nachmittag ist die erste Vorstellung und alle andern



Knaben gehen hin!" —

Wie jubelte Fritz, als am nächsten Tage nach Tisch der Vater sein Porte-

monnaie herausnahm, uns alle um sich rief und jedem von uns vier Kindern ein blankes Fünfzigpfennigstück mit dem Bemerken schenkte, daß wir dasselbe auf dem Festplatz verausgaben dürften.

„Gehst du mit in den Cirkus?" frug Fritz den Alfred gleich, als wir uns beim Vater bedankt hatten, „ich gehe in die erste Vorstellung heute Nachmittag um drei."

„Nein", sagte Alfred, „um drei kann ich noch nicht, da bin ich noch nicht mit meinen Schularbeiten fertig."

„Ach was, Schularbeiten", rief Fritz, „die mache ich nachher, jetzt habe ich keine Lust dazu!" und damit nahm er auch schon seinen Hut und eilte davon. Lieschen ging ihm noch nach, jedenfalls um ihn zu bereden, doch erst seine Pflicht zu erfüllen, aber sie kam gleich darauf mit betrübtem Gesicht ins Zimmer zurück, hatte also diesmal auch nichts über den kleinen Wildfang vermocht.

Der stürmte die Treppe hinunter, gleich zu der Festwiese und stellte sich dicht an der Eingangsthüre vom Cirkus auf, um nur ja der erste zu sein, der sich bei der Kassenöffnung herandrängen könne. Seine Geduld wurde sehr lange auf die Probe gestellt, aber endlich war doch der Augenblick gekommen, Fritzel hatte ein gelbes Billet erhandelt und suchte sich nun den besten Platz ganz vorn in der ersten Reihe. Ein Freund unsres Vaters, der seinen kleinen Sohn in den Cirkus begleitete, saß dicht neben unserem Fritz und hat uns später erzählt, wie unser Junge sich an dem bunten Schauspiel, das er zum ersten Mal im Leben sah, an den Pferden und ihren Kunststücken ergötzte. Als nun auch Blanka hereingeführt wurde, kam er sich ordentlich wichtig vor, weil er ja schon die Bekanntschaft des Tieres gemacht, und dieses ihm Tags zuvor Gras aus der Hand gefressen hatte. Natürlich gefiel ihm Blanka am besten, er war ganz Auge und Ohr und klatschte ihm laut Beifall zu, als das Pferd ein Taschentuch, was der Stallmeister versteckt hatte, gleich fand, sein Alter durch Aufklopfen mit dem Fuß angab und sich tot stellte.

„Nun, Blanka", hieß es jetzt, „mache doch einmal allen Herrschaften eine Verbeugung!" Gehorsam wandte sich das Pferd nach allen Seiten und grüßte mit dem Kopfe. „Kennst du denn aber auch die Herren, Damen und Kinder alle," frug der Stallmeister weiter, „zeige uns einmal deinen besten Freund!" Da stellte sich das Pferd neben seinen Herrn und legte den Kopf auf dessen Schulter. „So, nun zeige uns aber auch den faulsten Jungen im

ganzen Cirkus," klang es weiter. Blanka drehte sich rings im Kreise um, blieb plötzlich stehen, schaute nach unserm Fritzel und ging, ohne sich zu besinnen, stramm auf diesen zu, der schon ganz unbehaglich auf seinem Stuhl hin- und herrückte. Konnte wirklich Blanka so undankbar sein? Ja, es war kein Zweifel! Dicht vor seinen Stuhl trat sie hin, zeigte mit dem rechten Vorderfuß nach ihm hin und wieherte, als wenn sie sagen wollte: „Da ist er!"

Alle Anwesenden lachten, die Kinder klatschten in die Hände. „Wer ist's denn?" fragte man von allen Seiten. „Doktors Fritzel!" antwortete es. Der wurde wie mit Blut übergossen, als sich aller Blicke auf ihn richteten, hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht, drängte sich durch die Menge und stürmte hinaus. Er wollte nichts mehr sehen, noch hören, nur fort wünschte er sich, fort von den tausend Augen, die nach ihm blickten und den vielen Fingern, die auf ihn zeigten. Und das Schlimmste dabei war, daß er sich wirklich schuldig fühlte! Woher aber nur Blanka wissen konnte, daß er fortgelaufen war, ohne seine Schularbeiten gemacht zu haben! O, in seinem Leben wollte er nie wieder in einen Cirkus gehen! — —

Die Zeit, wo wir Kinder unser Vesperbrot verzehrten, war herangekommen; Fritzel, der sonst immer der erste war, welcher seine großen Schnitte „ums ganze Brot herum" holte, meldete sich heute gar nicht, und jetzt erst fiel mir ein, daß ich ihn, seit er gleich nach Tisch fröhlich fortgestürmt war, noch nicht wieder gesehen hatte. Eilig stieg ich die Treppe zu der kleinen Stube der beiden Knaben hinan. Die Thür war nur angelehnt, und ich hörte Fritzel heftig schluchzen, dazwischen immer Lieschens tröstende Stimme. Niemand hatte mein Kommen bemerkt, unwillkürlich blieb ich stehen und lauschte.

„Erzähle mir nur alles, mein Junge," bat Lieschen drinnen, „ich möchte dir so gerne helfen, und gewiß kann ich es auch!"

Und nun berichtete Fritzel unter Thränen, was im Cirkus passiert war und fügte hinzu, wie sehr er sich schäme, und daß er sich nie, nie wieder auf der Straße blicken lassen wollte.

„Aber Fritzel," so tröstete Lieschen, „das haben ja die Leute bald wieder vergessen. Zeige ihnen doch, was für ein tüchtiger Junge du bist; und wenn du dich bemühst, unter den ersten deiner Klasse zu sitzen, so werden sie doch nicht mehr glauben, was ein unvernünftiges Pferd ihnen sagte. Aber freilich, dann müssen wir auch immer unsere Schularbeiten recht gut machen, damit der Lehrer zufrieden ist." Und während sie ihm so zuredete, holte sie

auch schon die Bücher für den kleinen Bruder herzu, schlug sie ihm auf und fing an, mit ihm zu arbeiten.

„Glaubst du wirklich, daß das was hilft?“ frug Fritzel noch zweifelnd, „nicht wahr, du sagst der Mieze und dem Alfred und auch Papa kein Wort davon, warum ich jetzt fleißig sein will?“ Liesel versprach es. Leise stieg ich die Treppe wieder hinab und nahm mir vor, nicht die geringste Andeutung darüber zu machen, daß ich Fritzels Bericht gehört hatte.

Als der Vater zum Abendbrot nach Hause kam und, wie es seine Gewohnheit war, die Arbeiten der Knaben nachsah, nannte er Fritzel einen braven, fleißigen Jungen, der alles so schön geschrieben habe. Glücklich über das Lob eilte dieser zu Lieschen hin, und ich hörte, wie er ihr zuflüsterte; „Jetzt mach’ ich mir gar nichts daraus, was Blanka gemeint hat, nicht wahr, Vater muß es doch besser wissen, ob ich faul bin oder nicht?“ —

Es war rührend zu sehen, welche Mühe sich Lieschen gab, dem Kleinen zu helfen und ihn vorwärts zu bringen. Sie hat nie Fritzels Geheimnis verraten, hat mir auch nie erzählt, was sie mit ihrem Fünfzigpfennigstück, über welches sie sich ebenso gefreut hatte wie wir, angefangen hat. Ich habe es aber doch zufällig erfahren. Sie hat es den ungezogenen Nachbarsjungen, die wahrscheinlich im Cirkus gewesen waren und nun Fritzel am andern Tage „Faulpelz, Faulpelz“ auf der Straße nachriefen, für das Versprechen geschenkt, ihren Liebling nie mehr ärgern zu wollen.

Aber ihre treue Liebe und Sorgfalt ward auch von Fritz belohnt, denn Schwester Lieschen ging ihm über alles, und daß er etwas Tüchtiges geworden, das verdankt er nach seiner eigenen Meinung vor allem seiner guten geduldigen Schwester.

„Meine Therese möchte ihren jüngeren Geschwistern wohl auch solch’ treue Schwester sein?“ schloß die Mutter und strich ihrem ältesten Töchterchen, das sich dicht an sie schmiegte, liebreich die Wange.

Der Hirschkäfer.



Schwarzkäferlein im Atlas-
rock,
Hab' dich noch nie er-
blickt,
Wie stolz ist doch dein klei-
ner Kopf
Mit dem Geweih ge-
schmückt.
Siehst mir von allem Käfer-
volk
Just wie der König aus,
Ei, kleiner König, kriech'
nicht fort,
Dich nehm' ich mit nach
Haus!

Sag' an, hast du denn auch ein Schloß
Mit goldnem Throne drin?
Und hast du Käfer-Prinzchen klein
Auch eine Königin?
Sag' an, wo liegt dein Königreich
Und wie ist es genannt?
Es wird doch nicht in Pommern sein,
Das ist ja abgebrannt!

Komm Käferlein, ich trag' dich fort,
— — Ich freue mich so sehr,
Doch ach! dann giebt's im Käferreich
Ja keinen König mehr!
Dann weint gewiß Frau Königin,
Die Prinzlein all dazu — —
Nein, kriech' du lieber wieder hin,
Klein Käfer-König, du!



Die kleinen Hausierer.

(Zum Nachspielen in der Kinderstube.)

(Die Hausierer, mit Körben versehen wie die auf dem Bilde, klopfen an und treten ein.)

Beide: Schön Diener, wir sind so weit gelaufen,
Belieben die Herrschaften etwas zu kaufen?
Erster Hausierer: Ich habe Spitzen und feines Band!
Zweiter Hausierer: In meinem Korbe giebt's allerhand!
Gnädige Frau: Bemühen Sie sich nicht, ich danke schön,
Wir sind mit allem reichlich versehn!
Erster Hausierer: Wir sind gar billig, Sie können es glauben,
Zweiter Hausierer: Ich zeige die Sachen, wenn Sie mir erlauben.
(leise zum ersten Hausierer)
Du, Bruder, machst die Sache schlau,
Geh' drüben hin zur gnäd'gen Frau!
Das Fräulein und die Kinder hier,
Die finden alles schön bei mir.
(laut.) Schau, Kleiner, hier in meiner Hand
Hab' ich den schönsten Elefant,
Sieh nur den Rüssel lang und stark
Und kostet nur 'ne halbe Mark.

(zum Fräulein)
Sie wünschen?
Fräulein: Ich möchte etwas rote Seide
Zu meinem neuen Puppenkleide.
Ein Dutzend Nadeln und noch hier
Ein Bogen bestes Briefpapier.
Das kostet?
Zweiter Hausierer: (alles hinreichend) Die Seide fünf, die Nadeln zehn,
Hm, unter zwanzig wird's nicht gehn!
Fräulein: (Geld gebend) Sind fünfzig, dreißig krieg' ich raus.
Zweiter Hausierer: Das trifft; hier Fräulein!
(zum kleinen Mädchen) Kleine Maus,
Nun sage mal, was möcht'st denn du?
Das kl. Mädchen: Ich will für's Püppchen ein Paar Schuh,
Und dann ein Stückchen Chokolade!
Der kl. Junge: Herr Kaufmann, nein, das möcht' ich gerade!
Und Bonbon will ich auch noch gern!
Zweiter Hausierer: Ja, das ist was für kleine Herrn (reicht ihm etwas hin).
Der kl. Junge: Was kostet's, lieber Kaufmann, du?
Zweiter Hausierer: Na, Kleiner, laß, das geb' ich zu,
Doch gib etwas dem Schwesterlein.
Beide Kinder: Wir danken schön, ei das schmeckt fein!
Fräulein: Was mag's beim andern Manne geben?
Sieh, Mütterlein, die kauft dort eben. (Alle gehen hin.)
Erster Hausierer:
Ei seht nur, was für schöne Dinge
Ich hier in meinem Korbe bringe!
Und kauft ihr mir's auch ganz, ganz leer,
Da in dem Ranzen hab' ich mehr.
Hier diesen Fächer, den bequemen,
Den muß die gnäd'ge Frau doch nehmen.
Mit dem da fächelt sich's gar gut,
Wenn man im Schaukelstuhle ruht.
Er ist — ja glaubt nur meinem Worte —
Von bester japanes'scher Sorte,
Und wird, das kann ich fest versprechen,
Wenn gut verwahrt, niemals zerbrechen.
Gnädige Frau: Wieviel verlangen Sie dafür?
Erster Hausierer: (betrachtet den Fächer) Nun, für solch feinen Fächer hier,
Sehn Sie — er ist auch noch bemalt, da wurden stets sechs Mark gezahlt.
Doch — gnäd'ge Frau, weil Sie es sind, geht's mal für fünf —
Gnäd'ge Frau: (auffahrend, Geld hingebend) Hier nehmt geschwind!
Da denk ich nur an meinen Kauf, und Minka frißt uns alles auf —
Schnell, Kinder, schnell, dort steht das Essen, das haben wir ja ganz vergessen.
Zweiter Hausierer: Komm, Bruder, 's wird sich so gehören —
Erster Hausierer: Wir dürfen länger nicht mehr stören!
Beide: Schön Diener auch, wir danken schön, ein andermal auf Wiedersehn!

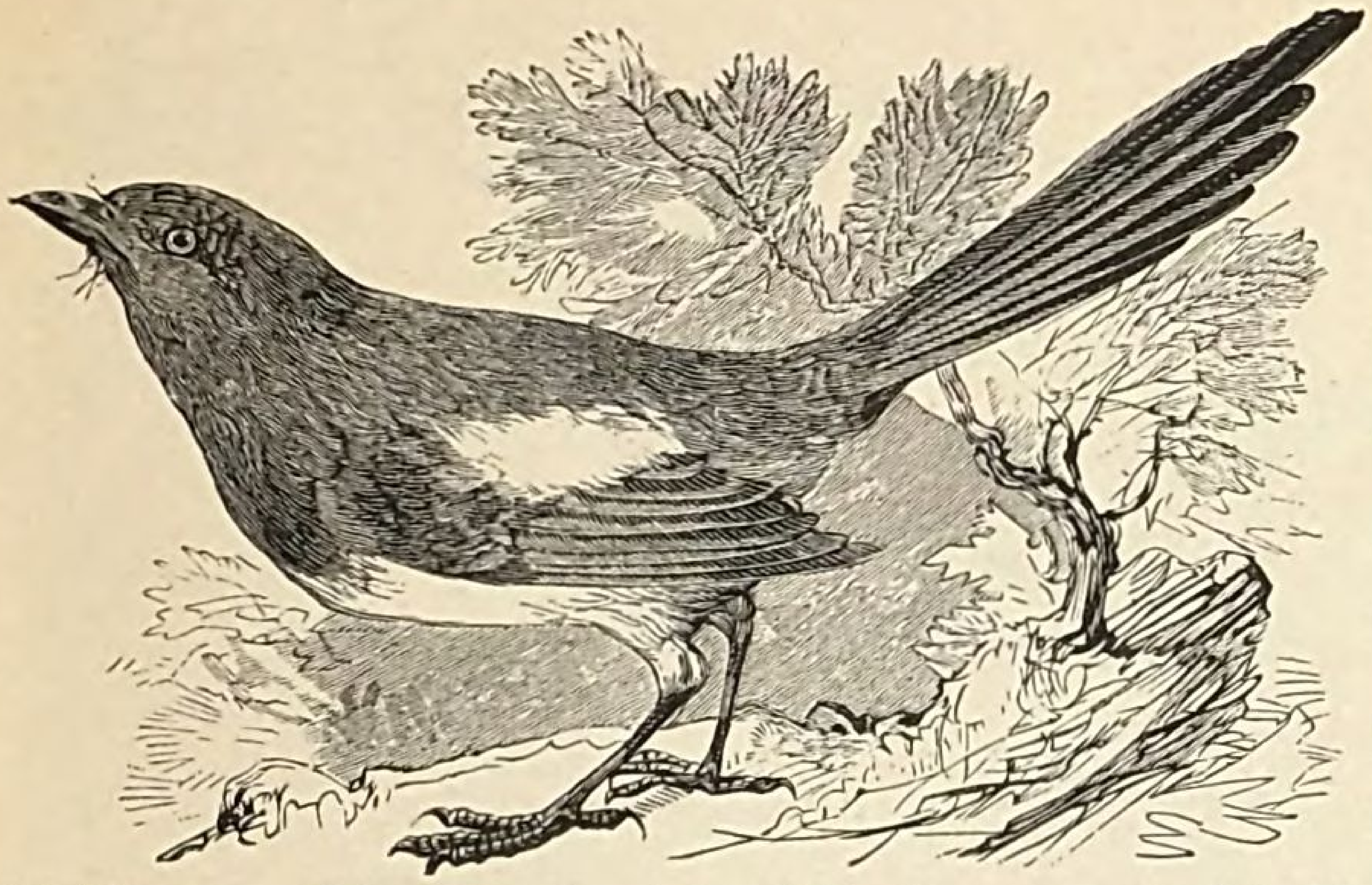


Bei der Arbeit.

„Schul=Pute“ nennen mich im Spaße
Und neckend stets die Brüder mein;
Was thut's? Schul=Puten sind ganz lustig,
Und gerne will ich eine sein.
Mit all' den andern Mädchen springen,
In langer Reih' nach Hause gehn
Und plaudern so von allen Dingen,
Das ist doch wirklich wunderschön!

Nur eines ist bei diesem allen,
Was mir kein bißchen gut gefällt,
Ich glaub', das ist das Allerschlimmste
Von allem Schlimmen in der Welt:
Da muß man in der Stube bleiben,
Wenn's draußen sonnig ist und heiß
Und muß halt einen Aufsatz schreiben,
Von dem man — — keinen Anfang weiß.

Ich sitze wohl schon eine Stunde,
Und immer ist das Blatt noch leer,
Ob ich die Mama einmal frage? —
Ich glaub', ich schäme mich zu sehr;
Mama sagt sicherlich, ich träume,
Und das hab' ich doch nicht gethan —
Wie? — Ach, ich schwatz' ja und versäume —
Doch nun — nun fang' ich wirklich an.



Die Elster.

Die Elster gehört zur Gattung der Raben. Der kräftige Körper ist mit Ausnahme der Brust und Schultern mit metallisch glänzenden, schwarzen Federn bedeckt, welche im prächtigsten Goldgrün, Blaugrün, Violett und Purpur schillern. Die Brust, die Schultern und die Fahnen der großen Schwingen sind weiß. Der starke Schnabel und die kräftigen Beine haben eine schwarze Farbe und die Augen sind nußbraun. Der lange, keilförmige Schwanz bewegt sich beim Gehen wippend auf und nieder.

Sie lebt in Amerika, Asien und Europa und ist in Deutschland ein sehr bekannter Vogel. Am liebsten baut sie ihr Nest auf hohen, schlanken Bäumen in großen Gärten oder Gehölzen, welche in der Nähe von Dörfern und Städten liegen. Das Nest ist aus Reisern und Dornen geflochten, innen mit Lehm ausgeschmiert und mit feinen Wurzelfasern, Haaren und Federn weich gepolstert. Zum Schutz gegen die Witterung ist es oben mit Reisern zugedeckt; der Eingang ist auf der Seite. Schon im März findet man bis 8 schmutziggrüne, grau und oliv gesprenkelte Eier darin. Nach ungefähr 20 Tagen schlüpfen die jungen Nesthocker aus und werden von den Alten sorgfältig geschützt und gefüttert. Nicht nur Insekten, Würmer, Schnecken, Körner und Beeren tragen die zärtlichen Eltern ihren Kleinen zu, sondern sie töten, wie Raubvögel, die verschiedensten Singvögel, junge Fasanen, ja, der sonst so scheue, vorsichtige Vogel fürchtet sich zu dieser Zeit nicht, junge Hühner und Enten vor den Augen des Landmannes zu stehlen und seine Jungen damit zu füttern.

Schon von weitem ist die Elster kenntlich an dem schwarzweißen Gefieder, den abgerundeten Flügeln, dem langen, wippenden Schwanz und vor allem an ihrem lauten, munteren Geschrei: „Schak, Schak, Schakerack". Sie fliegt unsicher und langsam; auf der Erde geht sie schrittweise mit wackelndem Gang und macht manchmal ein paar Sprünge dazwischen. Jung aufgezogen mit Fleischstückchen und Brot wird sie so zahm, daß sie ein- und ausfliegt, Wörter nachsprechen und kleine Lieder pfeifen lernt und ihrem Besitzer viel Vergnügen macht.



Draußen!

„Gelt, Mütterlein, wir dürfen doch?“ —
So baten wir uns aus
Und trugen unsere Schüsselchen
Gar frohen Sinn's heraus.

Das Rasenplätzchen bei dem Born
Ist unser Mittagstisch,
Und Musikanten werden rings
Die Vöglein im Gebüsch.

Es schmeckt zwar stets, was Mütterlein
Uns in die Schüssel thut,
Doch auf dem Gras im Sonnenschein
Da schmeckt's noch mal so gut.

Auch Gäste lieb im Federrock,
Die kommen an im Nu,
Wir laden sie gar freundlich ein,
Und schau, sie langen zu.

Doch ist das Schüsselchen geleert,
Beendet unser Schmaus,
Da machen auch die Freundchen kehrt
Und trippeln flink nach Haus.



Der neue Hans.

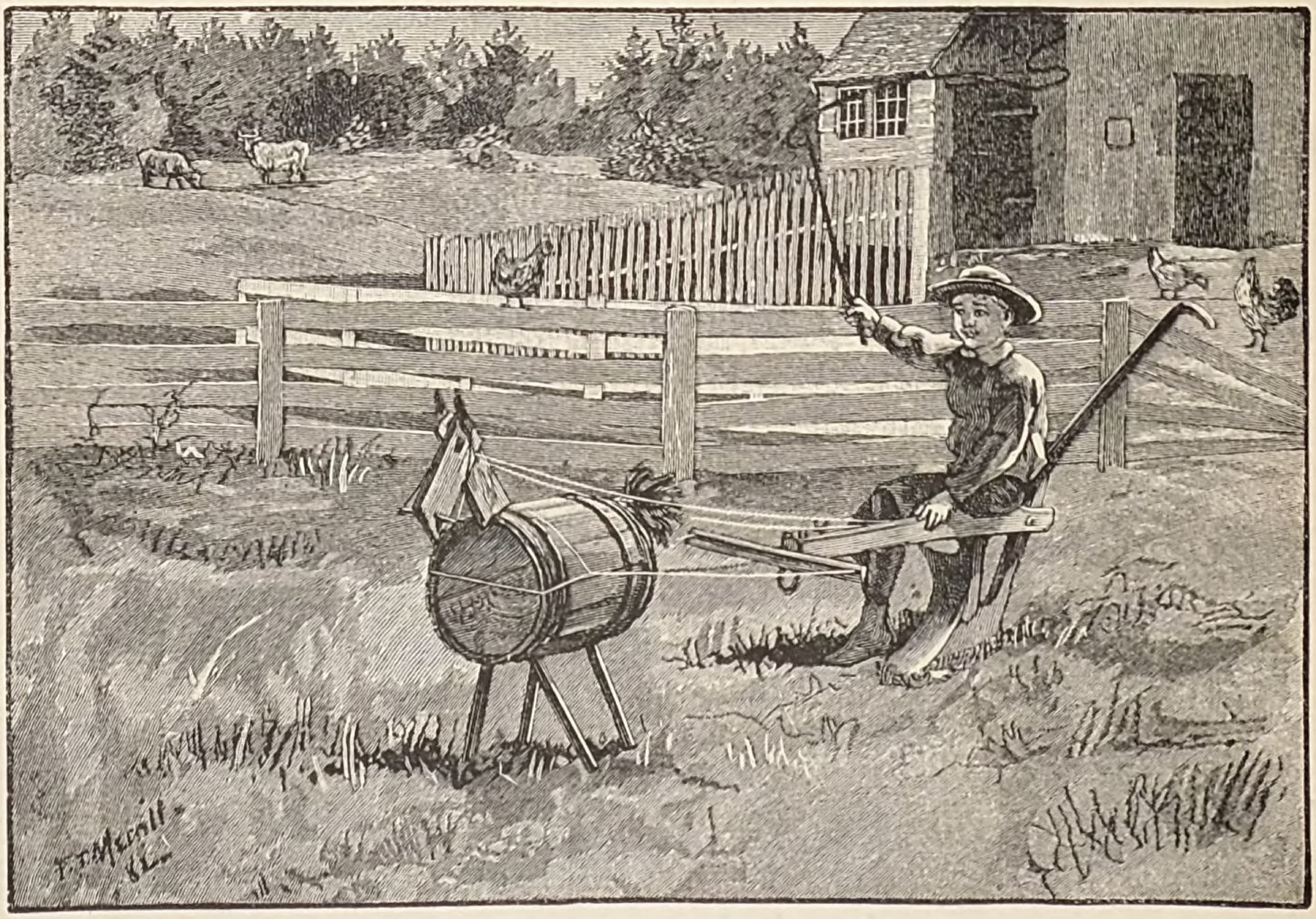


Vier freie Sommerwochen bei Großpapa auf dem Lande! O, es war eine herrliche Zeit für Hermann, — wenn er auch allein war und keinen Spielkameraden hatte wie daheim in der Stadt! Alle Tage gab es etwas anderes zu sehen auf dem großen Gutshof, und immer wieder fanden sich neue Spiele, mit denen er sich die Zeit vertreiben konnte. Freilich hätte er am liebsten den ganzen Tag im Pferdestall zugebracht, Großpapas Johann beim Putzen und Füttern geholfen und sich dann von diesem ein Weilchen auf den Braunen setzen lassen. Aber jetzt in der Erntezeit mußte selbst Johann mit den Kutschpferden hinaus aufs Feld, und die Ställe standen den ganzen Tag leer.

Aber waren keine wirklichen Pferde zu seiner Unterhaltung da, dachte Hermann, so konnte er sich vielleicht selbst einen Hansel verschaffen, der ihm ganz allein gehörte, und auf dem er ohne Johanns Hilfe reiten konnte. Aber wie sollte er das machen? — Bald wußte er Rat! — da lag im Holzstall ganz vergessen eine alte Wassertonne, die gab den Leib, vier Zaunpfähle fand Hermann nicht weit davon, die paßten herrlich zu den Beinen, und für Hals und Kopf waren genug alte Bretter da. All' dies schleppte er vor das Häuschen des alten Gärtners, der um Mittag schon ein Stündchen für ihn übrig hatte, und nun wurde mit Hilfe desselben ein prächtiger Hansel hergestellt, welcher sogar Ohren aus Leder hatte und als Schweif einen herrlichen Federbusch, der aber leider nimmer aufrecht stehen wollte! Nachdem ihm noch Zaum und Zügel angelegt worden war, wurde Hansel vor einen Pflug gespannt, auf den sich Hermann setzte, und nun konnte die Feldarbeit angehen. Was freilich das „Vom-Fleck-Kommen“ anlangte, so konnte man nicht behaupten, daß das beim neuen Hansel ganz nach Wunsch ging, aber sein glücklicher Herr machte zuweilen die Augen halb zu, rückte erst das Pferd, nachher den Pflug ein Stückchen weiter und bildete sich dann ein, daß es ganz gut vorwärts ginge, besonders wenn er recht laut: „Hü hott!“ rief und mit der Peitsche dazu knallte.

Am Abend, als Knechte und Mägde hinter dem hochaufgetürmten Erntewagen von der Arbeit herein kamen, rief Hermann von seinem Sitz herab ganz stolz dem Kutscher zu: „Siehst du, Johann, nun brauch' ich deinen Braunen nicht mehr, nun habe ich selber ein Pferd!" —

„Nun, das muß aber wahr sein", meinte Johann, „das nenne ich mir einen stolzen Gaul!" — „Ja, und einen Stall hab ich auch für Hansel zurecht gemacht in dem Schuppen neben dem Hühnerstall!" „So", erwiderte Johann, „aber wie bringst du denn dein Pferd hinein? Da kannst du lange rücken, bis



der Gaul im Stall ist!" — „Was denkst du denn, der marschiert hinein" sagte Hermann stolz. „Ei der Tausend, das lasse ich mir gefallen, da muß ich dann doch einmal in den Stall kommen und mir die Sache näher ansehen" lachte Johann. „Nun freilich sollst du kommen, ich rufe, wenn ich fertig bin" sagte Hermann, paßte auf, bis Johanns breite Gestalt hinter der Pferdestallthür verschwunden war, faßte seinen Hansel dann schnell um den runden Leib und ließ ihn in seinen Stall marschieren. Wie er das aber anfing, davon hat uns glücklicherweise der Maler auf der andern Seite ein Bildchen gemalt, sonst könnten wir es vielleicht nicht erraten. 's ist übrigens gut, daß

Hermann das Bild nicht zu sehen bekommt, der wäre gewiß betrübt darüber, daß der Maler seinen Hansel zu naturgetreu abgebildet hat und sogar den despektierlichen Mangel unter dem wallenden Federbusch aller Welt so gar deutlich vor Augen führt. Mußte er auch jetzt gerade in der Eile die sonst alles verhüllende Pferdedecke abgeworfen haben! — Natürlich wurde diese jetzt rasch aufgelegt, und bald darauf rief eine helle Stimme: „Johann, Johann, jetzt kannst du kommen!" Nun, und ob der Johann nicht Grund hatte zum Staunen! — Da stand der Hansel in dem in einen prächtigen Pferdestall verwandelten Schuppen auf reiner Streu vor der vollen Krippe, die aus alten Kisten und Kasten zurecht gezimmert war, und schien sich so behaglich zu fühlen, wie nur Johanns Braune drüben im Stall nach angestrengtester Arbeit sich fühlen konnten. „Nun, das muß ich sagen, das ist aber fein hier geworden" sagte Johann beim Eintreten. „Nicht wahr", jubelte Hermann, „hier sieh mal her, ob ich ihn richtig angekettet habe? Hinten habe ich auch noch einen Strick vorgebunden, er könnte doch ausschlagen, oder sich losmachen wollen, meinst du nicht, Johann?"



„Ja freilich", sagte der ernsthaft, „nur immer vorsichtig mit neuen Pferden umgegangen, man kann nie wissen, ob die Racker nicht wild sind. Aber, was ist denn das?" fügte er hinzu, indem er Hansels Futter in der Krippe näher musterte. „Sieh mal an, nun weiß ich auf einmal, warum in meiner Futterkiste drüben solch bedenkliche Höhlung war, — das Stroh hier riecht mir übrigens auch sehr nach meinem Stalle".

„Sei nur nicht böse, Johann", bat Hermann, „nun ja, ich hab's geholt, aber es sollte doch alles recht ordentlich hier sein, und" fügte er leise hinzu — „weißt du, der Hansel frißt es ja doch nicht, da bringe ich es dir später wieder."

„Nun, da bin ich nur beruhigt", meinte Johann und wandte sich zum Gehen.

„Warte nur, ich komme mit", sagte Hermann „nicht wahr, du borgst mir nachher deinen Stalleimer einmal, wenn du ihn nicht mehr brauchst, ich muß doch Hansel auch Wasser geben?"

„Hm", nickte der gute Kutscher, „ich habe da drüben zufällig noch einen alten, den kannst du für deinen Hansel behalten".

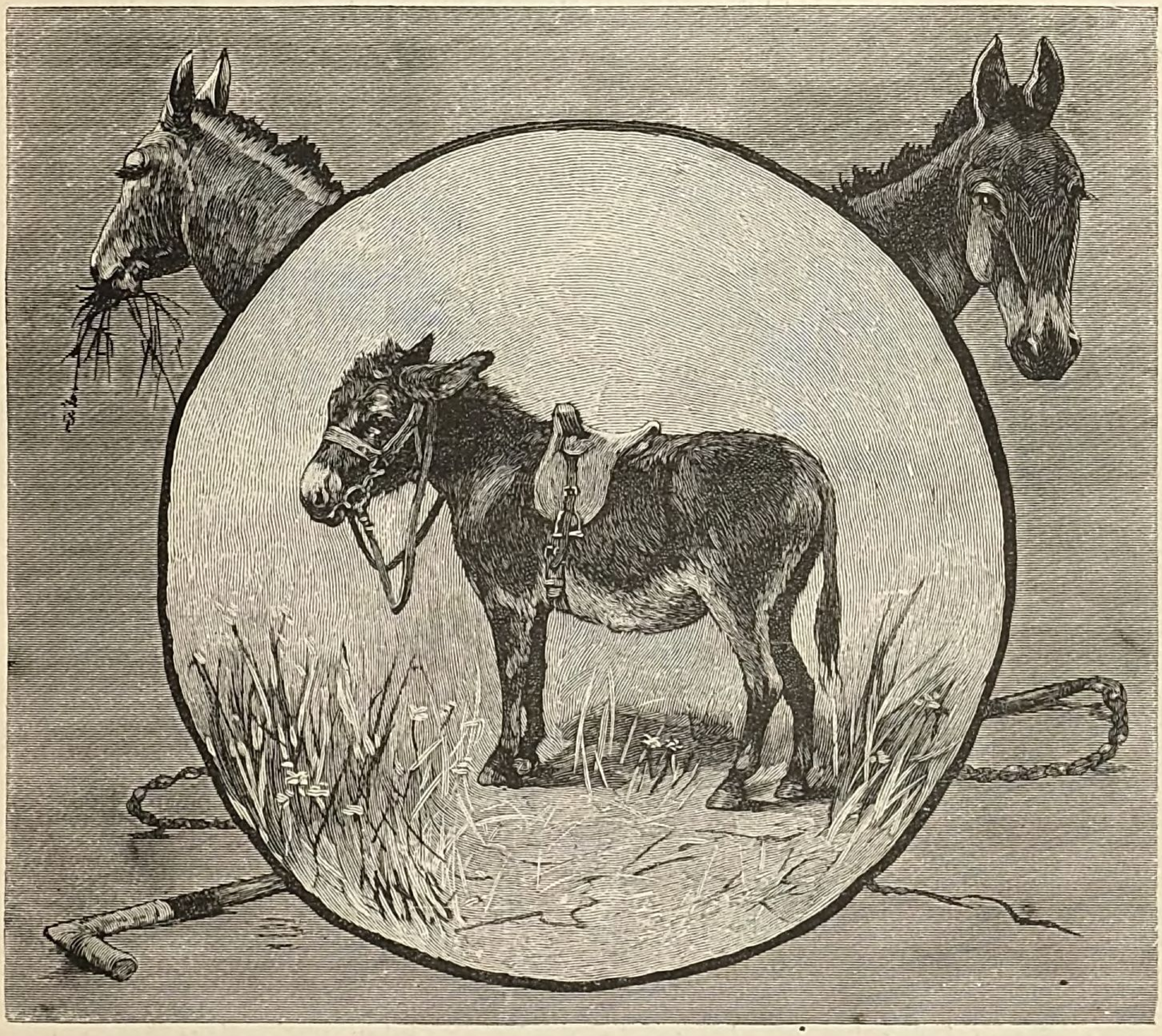
„Danke, danke, Johann", rief Hermann fröhlich, „bitte gib ihn mir

nur gleich". — Und dann ging er und ließ seinen Hansel, der schon beinahe verdurstet war, nach Herzenslust saufen. Es war doch zu herrlich, solch ein eigenes Pferd zu haben, das man ganz allein versorgen konnte! Auch der



Großpapa und die Großmama, die er nach dem Abendessen noch in seinen Stall führte, freuten sich über Hermanns neuen Hansel. Die diesjährigen Sommerferien waren doch zu schön! — Als Hermann aber im nächsten Jahr

wieder auf dem großelterlichen Gute angekommen war und gleich am ersten Abend in den Schuppen trat, um zu sehen, ob sein lieber Hansel noch zusammen hielte, da stieß er einen lauten Jubelruf aus, denn an der damals selbstgezimmerten Krippe, stand ein prächtiger Esel, und an seinem Sattel hing ein Zettel mit den Worten:



An Hermann:

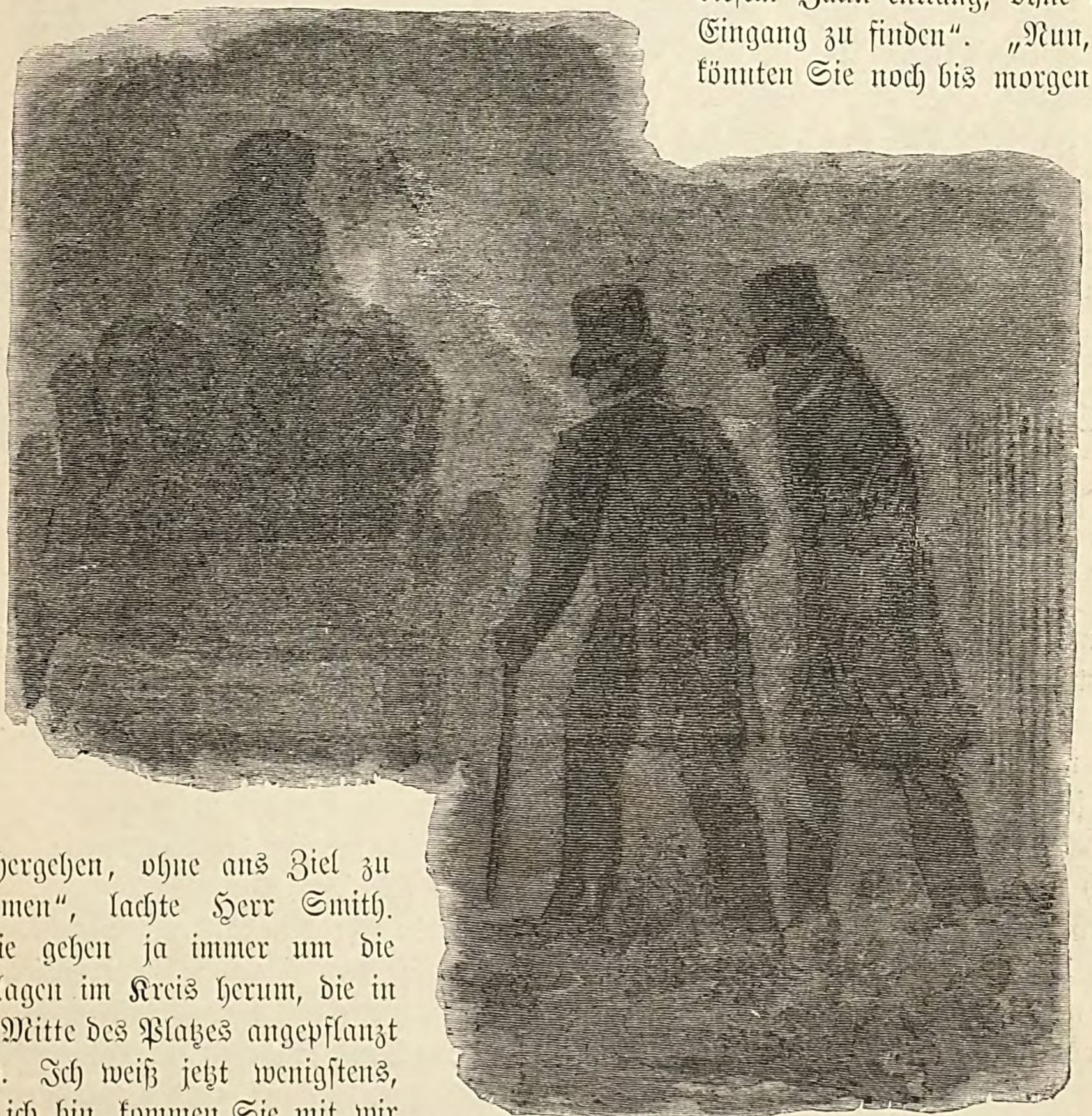
Der alte Hansel lebt nicht mehr,
Ist leider schon zerfallen,
Statt dessen kommt der Beppo her
Mit einem Gruß von allen!

Im Londoner Nebel.

Die große Comptoiruhr schlug acht Uhr, da spritzten die beiden Buchführer Herr Smith und Herr Taylor, ihre Federn aus, klappten die großen Rechnungsbücher zu und machten sich auf den Heimweg. Aber, o weh, als sie aus dem Haus traten, bemerkten sie erst, daß ein dichter undurchdringlicher Nebel, so wie man ihn eben nur in London kennt, sich auf die Riesenstadt herabgesenkt hatte. Eilig kehrten die beiden Herren um, verschafften sich Kienfackeln beim Hausdiener und trennten sich dann vor der Thür; Herr Smith ging rechts, Herr Taylor gerade aus. Letzterer, der sich sehr nach seiner gemütlichen warmen Stube zu Frau und Kindern sehnte, ging besonders rasch und sah schon mit Freude den Zaun, welcher die Hausgärtchen in der von ihm bewohnten Straße vom Fußweg schied, als seine Fackel plötzlich erlosch. Rings war es stockfinster. Freilich brannten hie und da die Gaslaternen in der Straße, aber selbst deren Licht leuchtete durch den Nebel so düster, daß es schon wenige Schritte davon kaum von Nutzen war. Eifrig tastete Herr Taylor nach allen Seiten umher, um den Zaun zu erreichen; aber lange war seine Mühe vergebens. Endlich, endlich faßte er ihn und ging nun, sich immer daran festhaltend, mutig weiter. Bald mußte er ja an den Teil des Zaunes kommen, der gerade vor seinem Hause war, dann fand er sich auch im Dunkeln leicht zurecht und war geborgen. In wenigen Minuten mußte er zu Hause sein. Aber wunderbar! der Zaun lief immer ununterbrochen weiter; darauf hatte er bis jetzt gar nicht geachtet; wo waren nur die Eingänge, die nach den Häusern führten? Nachdenklich ging er vorwärts; da stieß er plötzlich heftig gegen einen ihm Entgegenkommenden. Beide baten sich gegenseitig um Entschuldigung und brachen im nächsten Augenblick in lustiges Gelächter aus. „Guten Abend, Herr Taylor,



lange nicht gesehen!“ rief der eine. „Guten Abend! Herr Smith, wo kommen Sie denn her!“ fragte der andere. „Ja gerade, wo Sie herkommen“, antwortete dieser, „aus dem Comptoir. Ich hatte den Weg verloren in dem dichten Nebel, meine Fackel hielt nicht lange aus!“ „Ja, meine eben auch nicht“, entgegnete Herr Taylor; „ich glaubte gleich zu Hause zu sein, weil ich schon den Gartenzaun in unserer Straße sah, aber da verlöschte meine Leuchte, und nun taste ich schon seit einer Viertelstunde an diesem Zaun entlang, ohne einen Eingang zu finden“. „Nun, hier könnten Sie noch bis morgen früh



umhergehen, ohne ans Ziel zu kommen“, lachte Herr Smith. „Sie gehen ja immer um die Anlagen im Kreis herum, die in der Mitte des Platzes angepflanzt sind. Ich weiß jetzt wenigstens, wo ich bin, kommen Sie mit, wir sind gleich am Droschkenhalteplatz, und dann ist uns geholfen“. Dahin kamen denn die beiden Herrn auch endlich; sie fanden noch eine leere Droschke, die sie aufnahm, und deren Kutscher sie mit Hilfe seiner Laternen endlich nach Hause brachte. Sie haben aber noch manchmal herzlich über diese Begegnung im Nebel gelacht.



Einladung.

Ja wirklich, es ist wunderschön!
Drum wollen wir spazieren gehn,
Und alle, welche Lust verspüren,
Mit unserm Zug zu promenieren,
Die sind vom Vorstand, ihro Gnaden,
Hiermit gefälligst eingeladen.
Doch wie's in feinem Kreise Sitte,
Ergeht erst die ergebne Bitte,
Sich die Bedingung zu betrachten,
Die wir zum Anschluß wert erachten.
Fürs Erste: Sind Sie mit Geschmack
Gehüllt in weißlich-grauen Frack,
Denn unser Kleeblatt hier, das nette,
Giebt etwas auf die Toilette?
Fürs zweite: Sind die werten Füße
Gerad so wohlgeschult wie diese,
Daß sie sich selbst im dichten Regen
Nur vornehm einwärts fortbewegen?
Fürs dritte: Sind Sie stimmbegabt?
Denn wenn man an Natur sich labt,
So hegt man das Bedürfnis eben
Zuweilen ein Konzert zu geben.
Fürs vierte: Zu der Landpartie
Besitzen Sie 'nen Parapluie?
Es würde sehr den Eindruck stören,
Wenn Sie dem Regen so nicht wehren.
(Hier ist zwar besser einzuschalten,
In dem Punkt läßt man Nachsicht walten,)
Jedoch Punkt fünf, zu dem wir kommen,
Der wird ganz furchtbar streng genommen:
Wer gern mit uns im höchsten Putz
Lustwandelt hier im Schlamm und Schmutz,
Der muß durchaus, ob groß ob klein,
Ein richt'ges, tücht'ges Gänschen sein.

Fangezahn und Fuchsia.



Bei Petzemeyers klopfte es an, und gleich darauf steckte Frau Reinecke ihren Kopf zur Höhle herein. „Frau Nachbarin“, fragte sie, „haben Sie vielleicht meinen Jungen, den Fangezahn, gesehen? Er soll mir und meiner Fuchsia das Abendbrot besorgen, und ist doch nirgends zu finden“. „Nein“, meinte Frau Petzemeyer und wischte sich die Hände an der Küchenschürze ab, „hier gewesen ist er nicht, aber vielleicht spielt er mit unserem Dicken drüben an den großen Buchen, dort sind sie ja oft!“ „Da werde ich wohl mal hinüber gehen müssen“, seufzte die Frau Reinecke. „Was mir der Schlingel für Ärger macht, das ist gar nicht zu sagen! Immer treibt er sich herum, meine Fuchsia dagegen, mein Töchterchen, ja die geht gar nicht vom Bau fort, die sitzt immer artig daheim, während der Fangezahn“ — —

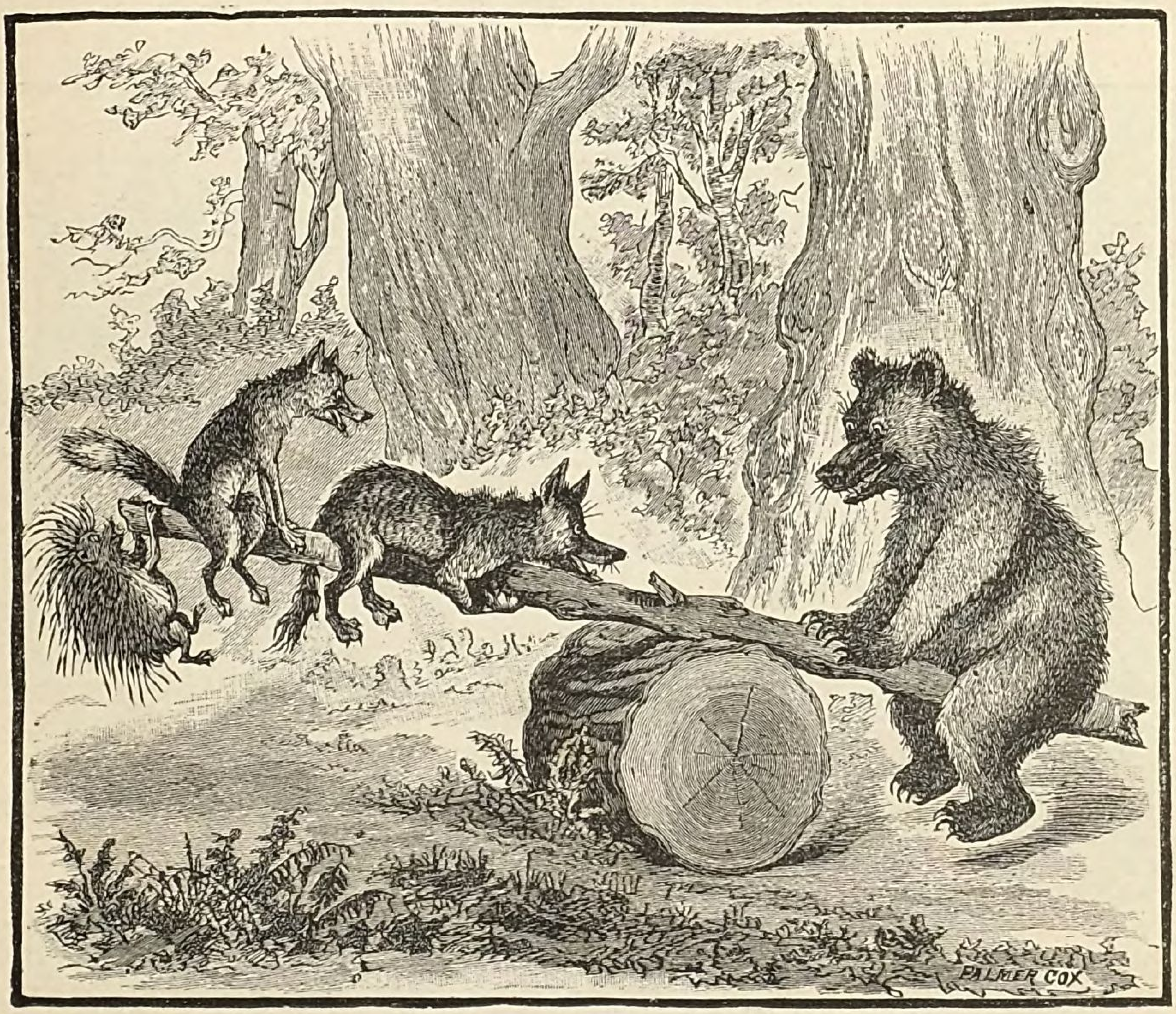
„Nun, nun“, brummte Frau Petzemeyer begütigend, „ich denke, er ist schon solch' tüchtiger Jäger und sorgt fleißig für Ihre Küche?“

„Ja, das thut er freilich; seit dem Abend, an dem der grobe Bauer Veit meinen Alten so schändlich niederschoß und mich armes Weib zur Wittfrau machte, da jagt er für uns und sorgt, daß die Vorratskammer nie leer ist, — aber wenn er nur nicht so wild dabei wäre und immer dumme Streiche im Kopfe hätte! — Doch ich will nun schnell gehen und ihn suchen! Sie backen wohl was Gutes, Frau Nachbarin?“ fragte sie noch beim Hinausgehen und schnüffelte laut. „Nur ein paar Honigkuchen für meinen Mann und die zwei Kleinen, 's kommt nicht oft vor, jetzt in den teuern Zeiten. Aber unsere kleine Petzeline ist heute zum ersten Mal auf einen Baum geklettert — ich sage Ihnen, reizend sah sie dabei aus, so zierlich und nett, — das müssen wir doch feiern“. — „Nun, da lassen Sie sich's nur gut schmecken“, sagte Frau Reinecke und ging fort. Der Weg führte an ihrem Bau vorüber. Dort saß die kleine Fuchsia in der Sonne und liebäugelte mit ihrem schönen buschigen

Schwanz. „Nun bin ich wieder umsonst gerannt", sagte Frau Reinecke ärgerlich, „Frau Petzemeyer meint, Fangezahn wäre an den großen Buchen dort. Geh du mal hinüber, mein liebes Töchterchen, und sage, er solle im Augenblick zu mir nach Hause kommen".

Fuchsia liebte es zwar nicht, in ihrer Ruhe gestört zu werden und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht; aber sie that, was die Mutter ihr befohlen hatte. Schon von weitem hörte sie lautes Jubeln unter den Bäumen, und als sie näher kam, sah sie, daß sich die Jungen von zwei Baumstämmen zur Belustigung eine köstliche Wippe gemacht hatten. Auf einer Seite saß Petzemeyers Dicker und auf der andern Fangezahn mit unvergnügtem Gesicht. Weil es aber dem kleinen mageren Fuchs — der viel dünner war, als seine rundliche Schwester — nicht gelang, sein Gegenüber in die Höhe zu wippen, so hatten sie noch den kleinen Stachelrich von Igels drüben zu Hilfe gerufen, und der hing sich nun an den Stamm und zerrte aus Leibeskräften, aber es half alles nichts. Petzemeyers Dicker war eben zu schwer! Da erblickte Fangezahn die Schwester Fuchsia, die, ihren schönen Schwanz vorsichtig hochhaltend, näher kam. „Schwesterchen", rief er „das ist aber mal schön, daß du kommst! Bitte setze dich schnell mit auf meine Seite, dann wird der Dicke schon hochfliegen, du bist ja auch ganz wohlgenährt und wiegst ein gutes Teil!" Das von dem Wohlgenährtsein ärgerte nun die Fuchsia; sie sagte ganz kurz, sie habe keine Zeit zum Wippen, und der Fangezahn solle überhaupt ganz schnell nach Hause zur Mutter kommen. Petzemeyers Dicker aber, der gar nicht so dumm war, wie er aussah und Fuchsias schwache Seite kannte, sagte schmeichelnd: „Ach, bestes Fräulein, thun Sie mir doch die Ehre an und nehmen Sie mir gegenüber Platz! Was haben Sie für einen reizenden, buschigen Schwanz!" Da gab das Fräulein endlich nach und setzte sich äußerst zierlich auf die Wippstange. Hei, wie sie nun flogen! — Aber, o weh! Fuchsia, die an dergleichen nicht gewöhnt war, wäre beinahe heruntergefallen, wenn sie nicht noch rechtzeitig krampfhaft mit den Vorderfüßen den Stamm umklammert hätte. Ihre Hinterbeine suchten vergeblich einen Halt in der Luft, und der Schwanz, ihr ganzer Stolz, hing vollständig wirr und zerzaust herunter. „Hört auf! ich falle, ich falle", rief sie ein über das andere Mal!" Aber je ängstlicher sie schrie, desto lustiger wippten die bösen Jungen! Und dabei jubelten sie so laut über den Spaß, selbst der kleine Stachelrich, der Betteljunge, der nicht einmal ein ganz kleines Stück von einem Schwanz aufzuweisen hatte, erlaubte sich, immer

ganz stillvergnügt vor sich hin zu kichern, es war wirklich zum Weinen! Gerade, als die drei Buben am lautesten wurden, kam Frau Reinecke, die schon durch das lange Warten sehr ärgerlich war, durch den Wald, um nun selber ihren ungehorsamen Sohn zu holen. Da hörte sie ihr liebes Töchterchen wehklagen! — Höchst empört über das Benehmen der Buben, brach sie sich ein paar Birkenzweige ab, band eine schöne Rute daraus, pfiff einmal wohlgefällig damit durch die Luft und schlich sich vorsichtig an die Übelthäter heran. Aber



siehe da, Petzemeyers Dicker hatte das vielsagende Pfeifen der Rute, was ihm gar nicht unbekannt war, gehört, sah plötzlich der Frau Nachbarin Augen durchs Gebüsch schimmern und roch sofort Lunte. „Hab ich doch ganz vergessen", sagte er unschuldig, „daß Mutter Petzelinens wegen heute Honigkuchen bäckt, — wenn ich nicht mache, daß ich heimkomme, essen die mir alles auf". Damit rutschte er, so rasch er konnte, von der Wippe herunter; der arme kleine Stachelrich jedoch, der noch nicht so viel Lebensweisheit besaß, wußte gar nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich Frau Reineckes Birkenreis fühlte und ihre heftigen

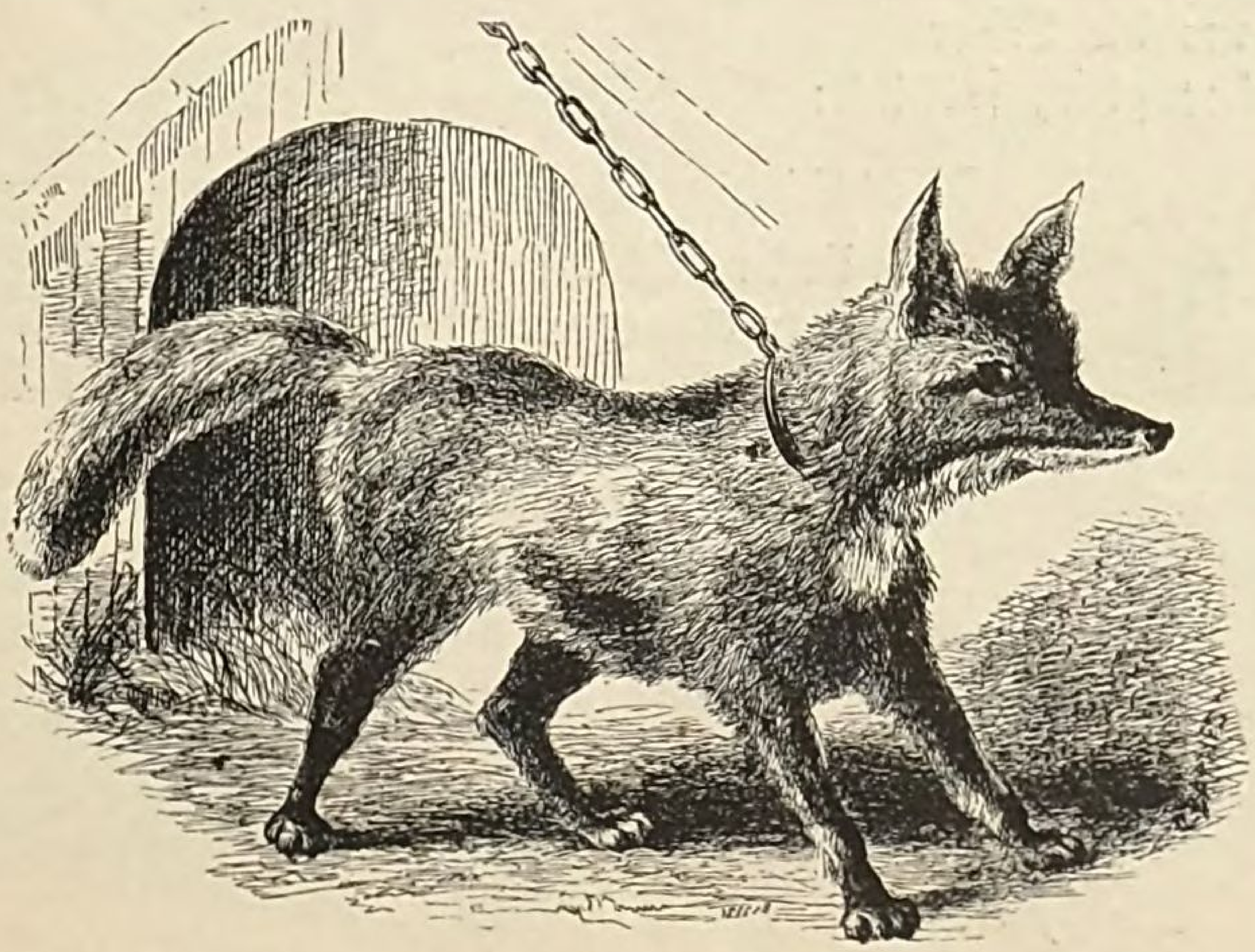
Vorwürfe hörte. Natürlich kicherte er nun nicht mehr und eilte, hast du nicht gesehen, in die elterliche Wohnung. — „Mutter, meine liebe Mutter, mir ist so schwindlich, ich sterbe“ — stöhnte Fuchsia beim Anblick derselben. Da eilte Frau Reinecke höchst besorgt zu ihrer Tochter und nahm sie zärtlich in die Arme, aber nicht ohne Fangezahn, vielsagend die Birkenrute schwingend, zuzurufen: „Na warte nur, wenn ich nach Hause komme!“ — „Wie konnte ich denn wissen, daß die so schnell schwindlich wird“, sagte dieser ganz kleinlaut, „ich sag's ja immer, mit Mädchen ist nichts anzufangen!“ —



Nun, zum Glück war's mit Fuchsias Schwindlichsein nicht weit her gewesen, sie erholte sich bald wieder und wurde jeden Tag dicker. Aber sie blieb gerade so faul wie früher und lernte gar nichts. Alle Bekannten meinten, mit der würde es noch mal schlimm enden, aber Frau Reinecke und Fuchsia machten sich keine Gedanken darüber. Fangezahn dagegen wurde ein tüchtiger Jäger. Als er eines Abends einen prächtigen Auerhahn als Beute nach Hause brachte, war seine Mutter sehr stolz auf ihn, und alle Freunde lobten ihn laut,

ja, der kluge Onkel nannte ihn sogar „den Stolz der Familie Reinicke". Das war nun der eitlen Fuchsia gar nicht recht, und sie sagte zum Bruder: „Wenn's weiter nichts ist, ich werde ihnen auch zeigen, was ich kann; ich begnüge mich aber nicht mit einem Waldtiere, bei solcher Jagd ist ja gar keine Gefahr. — Ich hole dem Bauer Veit die fetteste Gans aus dem Stall!" „Liebes Schwesterchen, thue das lieber nicht, Menschen bleiben Menschen, mit denen ist nicht zu spaßen, und Bauer Veit ist der schlimmste. Ich weiß einen Kaninchenbau im Walde, den will ich dir zeigen, und da kannst du mit der Jagd auf Kaninchen den Anfang machen."

Fuchsia antwortete gar nicht, aber am Abend war sie verschwunden, und Mutter und Bruder warteten vergeblich auf sie. Von böser Ahnung erfüllt, schlich sich Fangezahn in der Morgendämmerung nach Veits Hof und und lugte durch den Zaun. Richtig, da klang ein bekanntes Wimmern aus einer Ecke des Hofes her. Dort an der alten Hundehütte stand Fuchsia, zerrte vergeblich an der Kette und schaute verzweifelt nach Hilfe aus. Ohne ihr diese bringen zu können, schlich Fangezahn betrübt nach Hause. Aber immer, wenn er von der abendlichen Jagd heimkehrt, sitzt er sinnend vor seinem Bau und denkt darüber nach, wie er Fuchsia wieder befreien kann. Bis jetzt ist ihm leider noch kein kluger Einfall gekommen, aber sobald dies geschehen ist, so erzähle ich Euch davon.





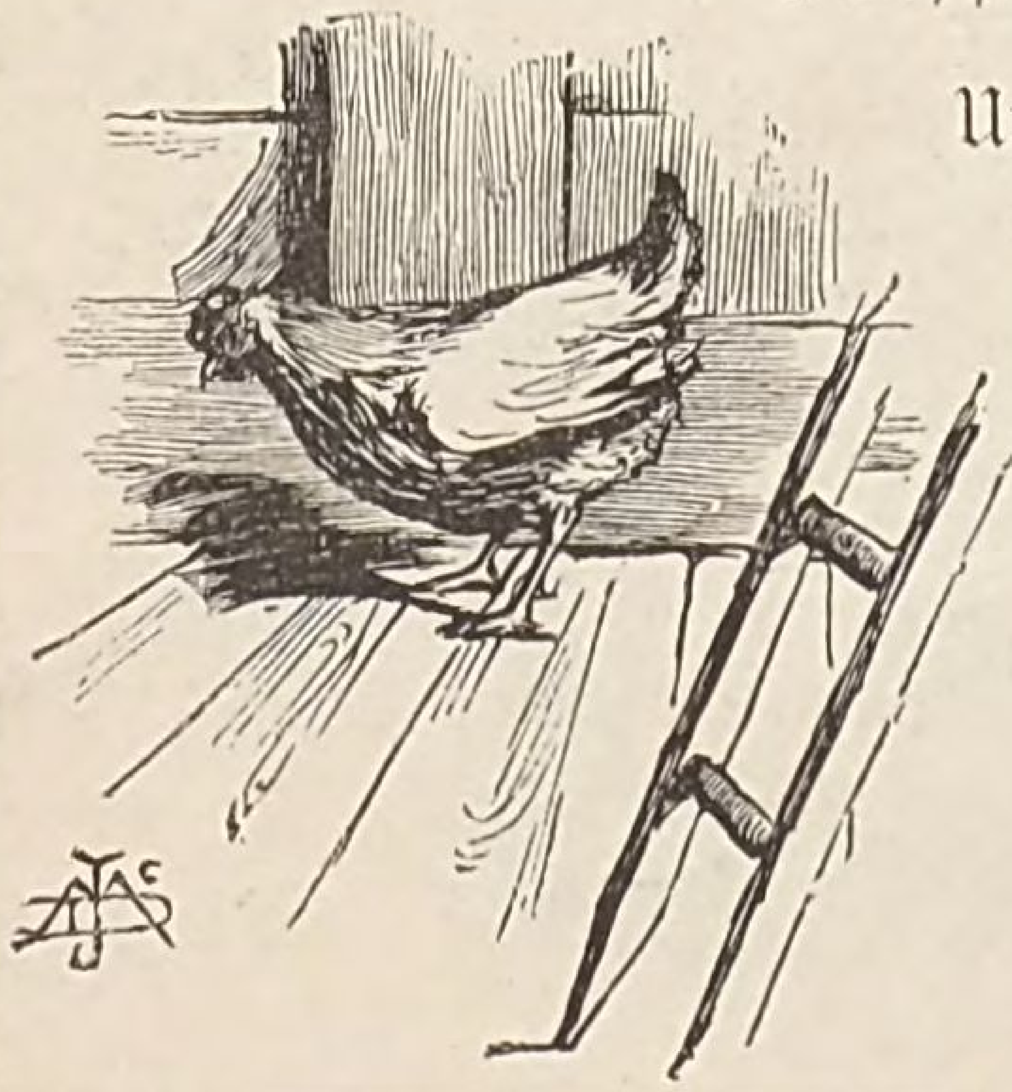
Angeführt.

Da steht in der Ecke der Scheune,
Den Kopf zu Boden gesenkt,
Frau Gackel, die sorgliche Henne,
Und wieget den Rotkamm und denkt:

„Wo leg' ich sie hin,
meine Eier,
Die schneeigen weißen
fortan,
Daß von den Rackern,
den Mädels,
Sie keine stibitzen kann?"



Drauf geht sie gar schlau
um die Leiter
Und gackert gleich fröhlich:
„So, so!"



Und macht sich
zu ebener Erde
Bescheiden ein Nest
in das Stroh,
Dann steigt sie hinauf alle Sprossen,
Spaziert durch das duftige Heu
Und singet nun erst von da droben
Ihr jubelndes Lied von dem Ei.





Kaum dringt durch drei rundliche Luken
Frau Gackels Gegacker hinaus,
Da blicken auch schon in die Scheune
Drei Köpfchen gar lustig und kraus.
„Aha“, so rufen drei Stimmen,
„Jetzt haben wir's endlich entdeckt,
Heut hat unsere Henne, die braune,
Die Eier da oben versteckt!“



Und tripp! trapp! kommen erst zweie,
Und trapp! kommt Numero Drei,
Und suchen bei Plaudern und Lachen
Nach Eiern im duftigen Heu,
Sie suchen sich todmatt und müde
Und halten ein Schläfchen hier draus,
Und's Ende vom lustigen Liede:
Frau Gackel, die lachte sie aus.



Zu Großmutters Geburtstag.

Ganz früh waren heute Fanny und Mariechen aufgestanden, und mit dem Anziehen war es besonders schnell gegangen. Es war ja Großmütterchens Geburtstag heut, und ihre kleinen Enkeltöchterchen wollten dieses Jahr die ersten Gratulanten sein. Schnell wurde aus dem Keller der schöne Blumenstrauß geholt, den sie gestern mit Mütterchens Hilfe gewunden hatten. Er war noch vollkommen frisch und duftete prächtig. Nun machten sich die zwei Kinder auf den Weg. Wie schade, daß es jetzt gerade regnete! Sie mußten beide unter dem großen Regenschirm gehen und den schönen Strauß gar behutsam mit darunter halten. Aber der Weg war nicht weit, und schon waren sie an Großmutters Gartenzaun angelangt. „Bitte, warte einmal“, sagte Mariechen plötzlich ängstlich, „wir wollen doch schnell unser Glückwunschgedicht noch einmal sagen, ob ich es auch wirklich ohne Anstoß kann“. — Da blieben die beiden kleinen Mädchen mitten im Regen unter ihrem großen Schirm stehen und sagten es her. Es ging zum Glück ganz prächtig! Wollt Ihr es hören, vielleicht sagt Ihr es auch einmal Eurem Großmütterchen zum Geburtstag, denn Fannys und Mariechens Großmama hat es sehr gut gefallen. Es lautete so:

Beide: Wie ist uns doch heute so fröhlich zu Mut,
Scheint alles so festlich ringsum,
Und die Herzen da drinnen, die klopfen so schnell,
Großmütterlein, weißt Du, warum?

Mariechen: Ich weiß es, heut ist ja der Ehrentag Dein,
Der zwanzigste Juni ist heut!

Beide: Und wir wünschen Dir Glück und Gesundheit zumal,
Und alles, was Dich nur erfreut.

Fanny: Schau her, wie zum Feste der Frühling sich schmückt,
Der sonnige Frühling da draus!
Und er hat einen Gruß an Dich mitgeschickt,

Mariechen: Hier, Großmutter, bring ich den Strauß!

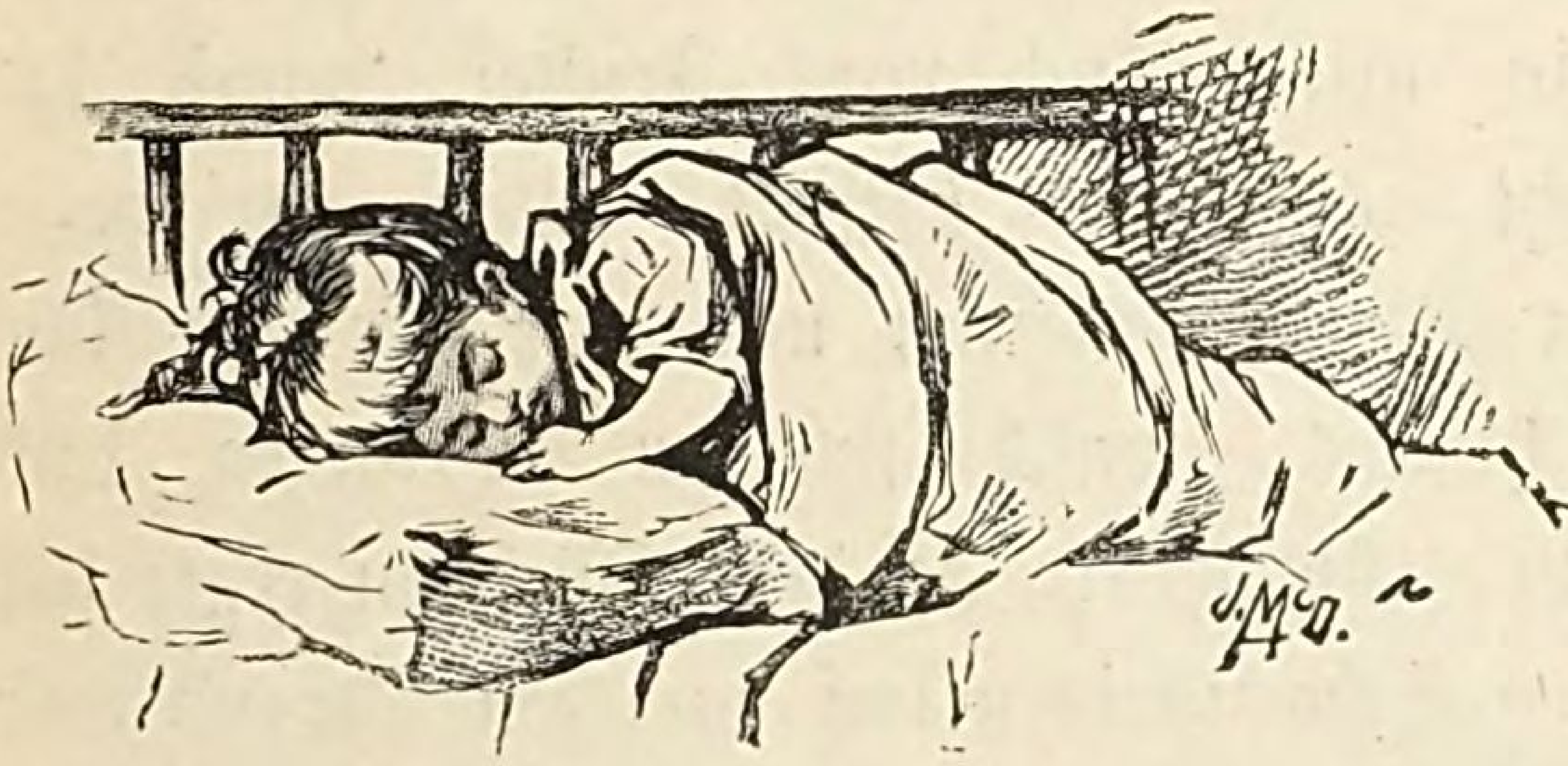
Fanny: Doch was all' die Blümlein bedeuten darin,
Das sag' ich mit fröhlichem Mut:
Die Röschen inmitten, so freundlich und rot,
Sie sagen: Wir sind Dir so gut.

Und alle die Blättlein im Kreise so dicht,
Sie künden manch fröhliche Stund
Und hoffen mit uns in liebendem Sinn:
Großmütterchen, bleibe gesund!

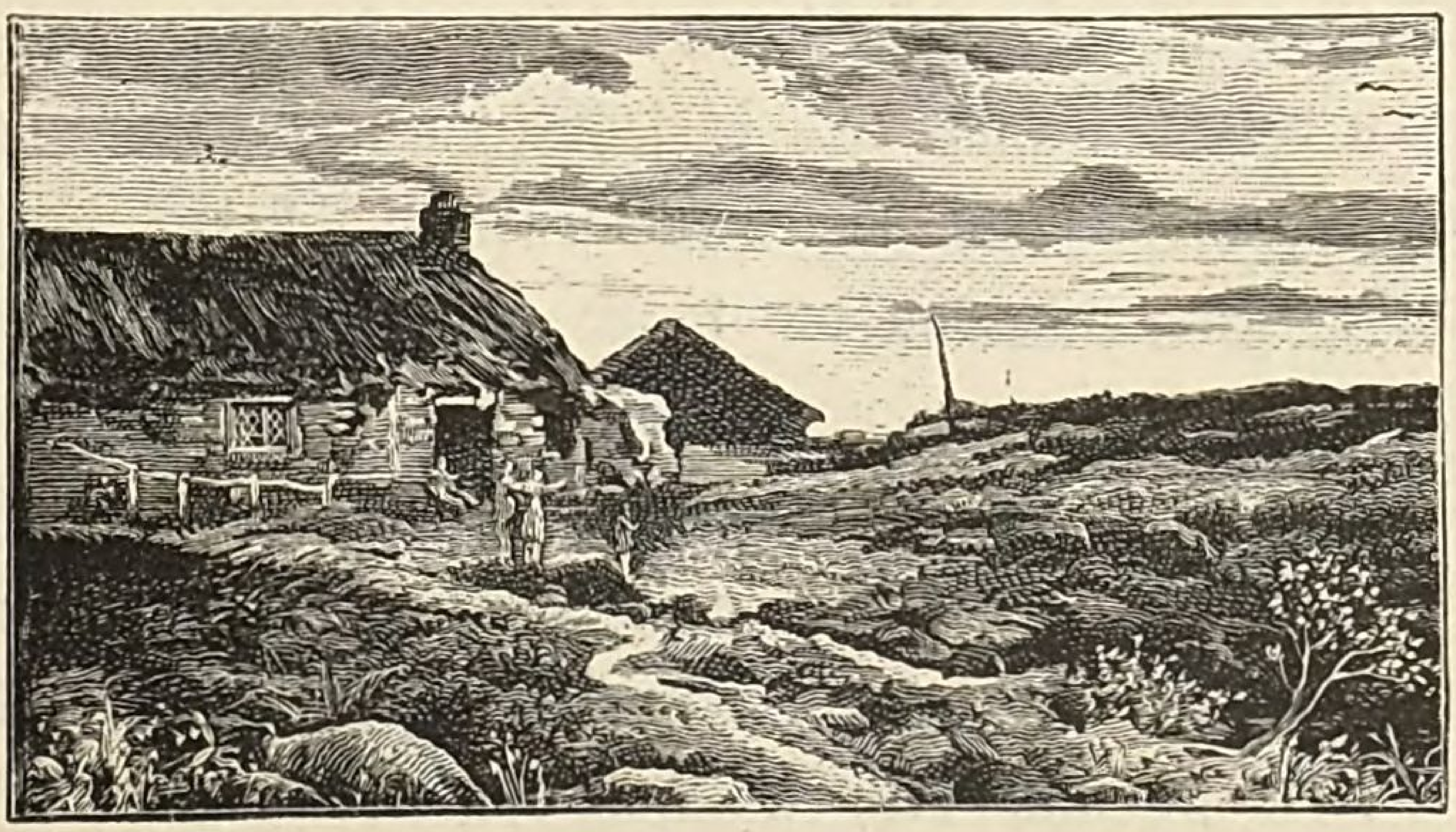
Mariechen: Die Blüten hier drin mit den Äuglein so blau,
Die bitten: „Vergiß uns auch nicht!“
Und: „Wir möchten ja immer recht artig sein!“
Bescheiden die Lilie spricht.

Beide: Doch das beste von allen, das ist nicht im Strauß
Und ist doch der wichtigste Schluß,
Das sind unsre Herzchen, die schenken wir Dir,
Mit dem herzlichsten, innigsten Kuß!“

Die Perlen der Nixe.



Die Strahlen der Morgensonne drangen freundlich durch die kleinen Fenster einer halbzerfallenen Strandhütte und leuchteten so hell hinein, daß sie ein schlummerndes kleines Mädchen, das auf einem ärmlichen Lager auf der Erde neben dem Bett der Mutter Nachtruhe gehalten hatte, erweckten. Die siebenjährige Amrei rieb sich die Augen und sprang sogleich auf. Ihr erster Blick fiel auf die kranke Mutter. Wie bleich sie aussah! Wie eingefallen ihr Gesicht war, und wie welk und mager die auf dem Deckbett liegenden gefalteten Hände! „Die arme Mutter!“ seufzte die Kleine. „Seit Vaters Boot damals umgekehrt am Strand lag und Vater auch in den andern Fischerkähnen nicht zurückkehrte, da weint sie so oft! ’s ist wahr, wir haben ja manchmal nicht viel zu essen und ich könnte auch meistens ein viel, viel dickeres Stück Brot aufessen, als das, was mir Mutter



abschneidet, aber Vater muß doch einmal wiederkommen, und dann tragen wir wie früher die Fische in die Stadt und bekommen Geld dafür. Wenn doch Mutter nicht noch krank geworden wäre! Jetzt schläft sie so sanft! Ich will sie auch gar nicht stören, daß

sie recht, recht lange schlafen kann! Sie hat ja erst gestern gesagt, sie wäre so müde, möchte am liebsten gar nicht wieder aufwachen. Aber, das kann sie ja doch nicht so meinen? Wer sollte mir denn sonst Suppe kochen und die Röckchen nähen und manchmal meine Backe streicheln und „liebe Amrei" zu mir sagen? Nein, aufwachen mußt du schon, liebe Mutter, aber jetzt noch lange nicht; jetzt ist's noch viel zu früh!" Und vorsichtig hing die Kleine ein altes Tuch vors Fenster, damit die Sonnenstrahlen der Mutter nicht auf das Gesicht fielen, trippelte mit ihren bloßen Füßen leise im Zimmer herum und zog die ärmliche Kleidung an. Dann ging sie hinaus, wusch sich am Brunnen und schaute umher. Es mußte noch sehr früh sein! In dem Dörfchen regte sich gar nichts, kein Rauch stieg aus den Schornsteinen auf, und am Strand war alles ganz still. Das Meer lag ruhig und klar da wie ein Spiegel, und die Sonne schien darauf, daß es glitzerte und funkelte. Amrei hatte das Meer so gern, und es lockte sie hinaus. „Ich will an den Strand gehen", dachte das Kind, „vielleicht kommt der Vater heute früh! — Gewiß hat ihn damals bei dem Sturm ein fremdes Schiff aufgenommen, und da mußte er weit mit fortreisen, vielleicht gar bis Amerika. Wie wäre das schön, wenn er gerade heute wiederkäme! Ob mich der Vater wohl wieder erkennt, ich bin ja so groß geworden, seit er nicht nach Hause kam! Ich wüßte gleich, welches der Vater ist, und ich nähme ihn an die Hand und ginge schnell mit ihm nach Hause zur Mutter. Ob wir sie dann gleich aufwecken würden? Ja, ich glaube, denn da würde sie sich doch so sehr freuen. Gewiß wäre sie dann gleich gesund. Ich will mal recht aufpassen, daß ich das Schiff gleich sehe, wenn es kommt". Und während die kleine Amrei solche Luftschlösser baute, trugen sie die bloßen Füßchen immer den Strand entlang, und sie schaute hinaus auf das weite Meer. Endlich wurde sie müde und setzte sich auf einen großen Stein nieder. Und da ward ihr plötzlich so traurig zu Mut! Das Schiff wollte auch gar nicht kommen, und sie dachte an die kranke Mutter daheim, zu welcher sie nun doch nicht den Vater zurück bringen konnte. Heiße Thränen drangen aus ihren Augen, und sie weinte, als wollte das kleine Herz ihr brechen. Und dabei tanzten die Sonnenstrahlen noch immer so hell auf dem Wasser, die Wellen, die an den Strand schlugen, sangen

ihr eintöniges Schlummerlied, der kleine Kopf sank immer tiefer auf die Brust herab, und Amrei schlief ein. — —

Noch immer regte sich nichts in dem Dorfe. Das Kind war mit der Sonne aufgestanden, und Menschen und Tiere ruhten noch. Doch von den Nixchen, die während der Nacht ihren Tanz auf dem Wasser gehalten hatten, war eins ungehorsam gewesen, hatte dem Rufe der andern nicht gefolgt und war immer lustig weiter geschwommen, als die Sonnenstrahlen schon herniederglitzerten, statt sich artig in der Tiefe zu verstecken. Es hatte ein liebes freundliches Gesichtchen, das Nixchen und sah ein bißchen neugierig aus, hatte langes wallendes Haar, schwamm auf einem Muschelwagen, und nur wenn dieser sich auf die Seite neigte, konnte man den häßlichen Fischschwanz sehen, in dem Nixchens Körper endigte. Lustig schaukelte es sich auf den Wellen und nahte sich dem Strand. Da bemerkte die kleine Nixe plötzlich Amrei, die auf dem Stein saß und schlief. Erschrocken wollte sie sich schnell in die Tiefe verbergen (denn die Nixchen dürfen sich vor keinem menschlichen Auge blicken lassen, wenn sie nicht verurteilt werden wollen, ewig in der Tiefe zu bleiben), da aber bemerkte es, daß das kleine Wesen dort sich gar nicht rührte. „Ob das ein Menschenkind ist?“ dachte das Nixchen. Wie wunderbar! Die andern, die manchmal hier ins Wasser steigen und herumschwimmen, so gut sie können, die lärmen und jauchzen doch immer laut. Die sind auch immer so wild, und oft genug hat mich eines, das sich so weit vordrängte, aus dem Schlaf erweckt und auf den Kopf getreten — aber das Menschenkind hier ist ja so ganz, ganz still. Ich glaube, es schläft!“ Und immer näher schwamm die neugierige Nixe zum Ufer und verwandte kein Auge von dem Kind. „O, was ich jetzt gesehen habe“, rief sie plötzlich und schaute nach den roten Bäckchen, auf denen zwei helle Thränen lagen, die das Kind geweint, „das sind Perlen aus den Augen der Menschen!“ Ja, ich errate es wohl! Eine kluge Elfe, die ich einmal in



einer Mondscheinnacht hier traf, und die die Menschen ganz genau kennt, hat mir davon erzählt. Wenn diese so recht traurig sind, dann fallen Perlen aus ihren Augen, klare, helle Perlen. Zwar alle wären nicht gleich schön, sagt die Elfe. Die, welche aus den Augen der kleinen Menschenkinder fallen, wenn sie die Badefrau ins Wasser stecken will, und sie wollen nicht und strampeln so komisch mit den Beinen, die wären gar nichts wert, die kämen nicht aus der Tiefe, aber solche, welche aus dem Herzen kämen, besonders die, welche den Menschen um andrer Leid willen aus dem Auge fallen, sollen so kostbar sein! — Ob die an deinem Bäckchen wohl solche edle Perlen sind, kleines Menschenkind? dachte das Nixchen. „Ja, ich glaube es, sie glitzern ja so hell in der Sonne! Wenn ich sie doch bekommen könnte! Aber wie?" Und das Nixchen stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Mit leichtem Flug flog eben eine kleine Möve vorbei. „Jetzt hab' ich's", rief die Nixe, „ja, so geht's,



Mövchen", rief sie schmeichelnd, „willst du mir einen Gefallen thun?" Die Möve setzte sich auf Nixchens Schulter, und dieses sagte: „Was du für schöne weiße Federn hast! Willst du mir eine schenken?" Und sogleich riß sich die Möve eine Feder heraus und reichte sie im Schnabel hin. „Danke dir", meinte Nixchen, „aber nun kommt erst der eigentliche Gefallen. Siehst du das kleine Menschenkind dort auf dem Stein, erblickst du auch die glänzenden Perlen auf seinem Gesichtchen? Die sind aus seinem Auge gefallen, ja, ich glaube sogar, sie sind aus seinem Herzen gekommen, und die möchte ich haben, denn sie sind viel, viel schöner als die, welche im Meere wachsen. Du sollst sie mir holen. Fliege leise hin, streiche mit der Feder vorsichtig über die Wangen und bringe sie mir!" Die kleine Möve that, wie ihr geheißen — und brachte die Thränen, die aus den Augen Amreis gefallen waren dem Nixchen hin. Das aber steckte sich die Feder mit dem kostbaren Schmuck ins Haar

und winkte dankend der Möve zu, die schon wieder über die Wellen dahinflog.



„Aber, klein Menschenkind", sagte die Nixe, „ich will dich doch nicht bestehlen, nein! Ich habe dir zwei von deinen Perlen genommen, ich will dir zwei dafür geben, wie sie in unserem Meere wachsen". Und dabei schwamm sie nach einem Felsen hin, riß langen häßlichen Tang herunter, nahm zwei große Muscheln, die dort verborgen lagen, kehrte zurück zum Strand, wo Amrei saß, und warf sie vor des Kindes Füße. Dann verbarg sie sich hinter einen Felsvorsprung und wartete. Von dem hellen Klang der fallenden Muscheln war das Kind erwacht; es blickte um sich, rieb sich die Stirn, als müsse es sich erst besinnen, wo es sei, und jubelte gleich darauf hell auf. „Zwei schöne Muscheln" rief es, dieselben aufhebend, „die trage ich gleich zu der fremden Dame, die im Nachbarhaus wohnt, da bekomme ich Geld dafür und kann wieder Milch und Brot kaufen, gestern Abend habe ich ja die letzte Kruste gegessen!" Und fröhlich eilte das Kind fort. Das Nixchen aber schaute ihm nachdenklich nach und sagte: „Jetzt fielen ihm keine Perlen mehr aus dem Auge! Aber ich weiß nicht, ob ich traurig darüber sein soll, denn jetzt sah das Menschengesicht noch viel, viel hübscher aus als

vorher!" Und es nahm die Feder aus seinem Haar, um sich die Perlen aus dem Menschenauge noch einmal anzusehen. Aber siehe da — die Sonnenstrahlen hatten sie weggeküßt, sie waren nicht mehr zu sehen. „Wie wunderbar", sagte das Nixchen, die Perlen, die hierauf waren, sind auch verschwunden! Ob ich Schuld daran bin? Ich muß doch die kluge Elfe einmal fragen. Aber jetzt — was war das? Da höre ich ja schon die lärmenden Kinder, die gleich wieder wie die Frösche hier ins Wasser springen werden — da muß ich rasch fort!"



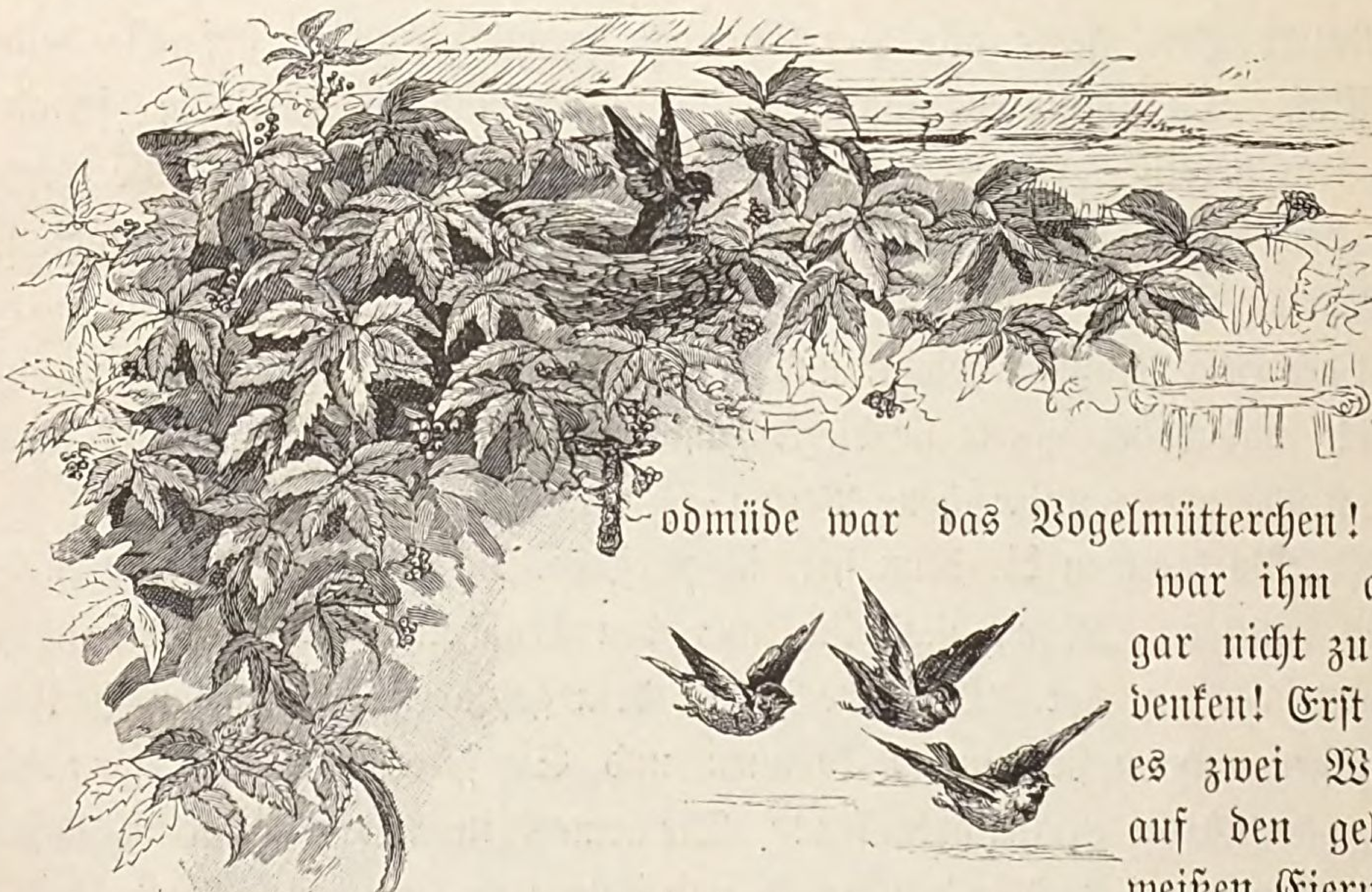
Und blitzschnell tauchte das Nixchen mit ihrem Muschelschiff in die Tiefe und bald zeigte nur noch eine trichterförmige Bewegung der Wellen an, wo es verschwunden war. Die kleine Amrei lief indes so schnell sie ihre Füße trugen, an das Haus der guten fremden Dame. Eben wollte sie schüchtern an die große Thür pochen, als die zwei Töchterchen der Dame herauskamen. „Guten Tag, Amrei", sagte die eine, „bringst du Mutter wieder Muscheln? Die wird sie dir gern abkaufen, du weißt doch, daß sie dieselben immer schön golden oder silbern anmalt und dann allerlei hübsche Geschenke daraus macht. Gieb sie nur her, schäme dich nicht!" „Hier", sagte Amrei, sind zwei, aber sie sind noch geschlossen? — „Desto besser", meinten die Kinder, dann bringen wir sie erst dem Papa". Und fort eilten beide und brachten gleich darauf der harrenden Amrei vier Zehnpfennigstücke. „Zwei sind nämlich von Papa und zwei von Mama", sagten sie, „komme nur bald wieder. Leb wohl!".

Glückstrahlend schaute Amrei auf den Schatz in ihren Händen, dann

ging sie rasch damit zum Bäcker, holte ein großes Brot und trat, dasselbe hoch haltend, fröhlich in die kleine Stube. „Sieh nur, Mutter, was ich bringe!“ rief sie beim Eintreten und erzählte dann von ihrem glücklichen Fund. Wie sich das Gesicht der kranken Frau erhellte bei dem Anblick ihres fröhlichen Kindes! Sie hatte sich schon so geängstigt, als sie beim Erwachen Amrei nicht gesehen hatte und war nun doppelt froh, daß sie sie wieder hatte. „So Mütterchen, nun hole ich Milch und Kaffee und koche uns solch gutes Frühstück“ rief die Kleine. Und wirklich, in einer halben Stunde rückte sie den Tisch an der Mutter Bett, setzte alle Herrlichkeiten darauf, und es schmeckte beiden vortrefflich. Da klopfte es plötzlich an die Thür, und die Köchin der fremden Dame trat herein. „Hier“, sagte sie, nach der ersten Begrüßung, „die Perlen da in dem Kästchen schickt die gnädige Frau, denn die hätte sie nicht gekauft, die gehörten Ihnen! Nun, da können Sie sich mal freuen, echte wären es, hat der Herr Professor gesagt, und der muß es doch wissen. Sehen Sie nur einmal!“ und dabei öffnete sie die Schachtel und zeigte der erstaunten Frau und ihrem Kinde zwei wunderschöne Perlen.

„Wo kommen die denn her, ich verstehe Sie gar nicht?“ sagte endlich Amreis Mutter. „Nun, natürlich aus den Muscheln, die ihre Kleine da uns heute verkauft hat. Der Herr hat sie drin gefunden, und die gnädige Frau läßt fragen, wann sie einmal kommen und Sie sprechen könnte, sie möchte Ihnen nämlich die Perlen abkaufen!“ Die arme Witwe sagte natürlich, daß sie sich sehr freuen würde über den Besuch und immer zu Diensten stände. Und da kam denn die Frau Professor mit ihren kleinen Mädchen und kaufte die Perlen, und als sie die schwache, kranke Frau sah, da versprach sie ihr stärkende Suppe und kräftigenden Wein zu schicken und half ihr, wo sie nur helfen konnte. Von dem vielen Gelde aber, das sie für die Perlen zahlte, ließ Amreis Mutter die Hütte wieder herrichten und kaufte eine Kuh und einen kleinen Garten, deren Ertrag sie ernährte. Der gute Vater, auf dessen Rückkehr die kleine Amrei so sehnsüchtig gehofft, kam zwar nicht wieder, aber sie hat doch nie jenen Morgen vergessen, an dem sie weinend am Strand eingeschlafen war und an dem sich ihr Leid so schnell in Freude verwandelt hatte. Daß es aber ein Nixchen gewesen, das ihre Thränen getrocknet hat, das hat Klein-Amrei nie erfahren.

Ein Wettkonzert.



Todmüde war das Vogelmütterchen! Es war ihm auch gar nicht zu verdenken! Erst hatte es zwei Wochen auf den gelblich weißen Eiern mit den hübschen rostfarbenen Flecken gesessen, dann waren eines Tages die fünf kleinen Rotkehlchen herausgeschlüpft, die nun immer den Schnabel aufgesperrt hatten, und für die man die weichsten, fettesten Würmchen suchen mußte, dann galt es ihnen Tag für Tag Flieg- und Mückenfangstunde zu geben, kurz, die eben verflossene war eine sehr angestrengte Zeit gewesen. Nun konnte man endlich die Kleinen einmal ein bißchen sich selbst überlassen. Vogelmütterchen hatte ihnen erlaubt ein Stündchen in die Nachbarschaft zu fliegen, saß nun allein im Nest, mitten im Grünen, und hielt ihr Nachmittagsschläfchen. Da wurde der süße Schlummer plötzlich gestört. Pick! pick! ertönte es am Baum, und als Rotkehlchen die runden Augen langsam aufmachte, sah es den guten Nachbar Specht. „Thut mir sehr leid, liebe Frau Nachbarin", sagte dieser, „wenn ich Sie störe, aber es kommen Boten von Frau Nachtigall und Frau

Drossel, die bringen eine Einladung an Sie und Ihre liebe Familie. Sie wissen doch von wegen des Johannisfestes. Ich bin auch gebeten, aber ich werde wohl nicht gehen, ich bin nicht sehr für musikalische Genüsse. Aber Sie sagen doch sicher zu! Leben Sie wohl, Frau Nachbarin!" und damit flog er fort und hackte auch gleich drüben weiter an seinem neuen Haus, daß die Spähne nur so flogen. Der eine der kleinen Finkenboten, gab indessen sein Einladungsbriefchen ab und wartete mit den andern ganz geduldig, bis Frau Rotkehlchen sich über den Inhalt desselben unterrichtet hatte und ihm die Antwort gab. Sie ließ sich der Frau Nachtigall und der Frau Drossel empfehlen und würde sich erlauben, mit ihrer Familie zu dem Fest am Johannisabend zu erscheinen. Ihr Mann würde aber noch selber kommen und melden, wie viele ihrer Söhne an dem Wettkonzert für die Jugend teilnehmen sollten. Die kleinen Finken versprachen, alles ordentlich auszurichten und flogen weiter, um die andern Einladungen auszutragen. Frau Rotkehlchen aber wartete ungeduldig auf die Rückkehr ihres Mannes, der auf die Käferjagd geflogen war. Endlich kehrte er heim und ward über alles berichtet. „Nun, da heißt es aber fleißig lernen, daß unsere Buben uns Ehre machen," sagte er, „wo stecken sie denn? Ich werde sie gleich suchen und mit ihnen hinüberfliegen zum Onkel Konzertmeister. Der versteht die edle Sangeskunst doch einmal am besten und ist vielleicht so freundlich, ihnen Singstunde zu geben. Ich werde ihm auch meine heutige Beute, den prächtigen Mistkäfer, mitbringen, das stimmt ihn gewiß günstig". — „Ja, das thu nur und sage ihm auch ein Kompliment von mir", meinte Frau Rotkehlchen! „Sieh, da sind die Buben, alle fünf! Wo habt ihr euch denn einmal wieder herumgetrieben, ihr seht ja ganz zerzaust aus! Schnell streicht euch die Federn glatt und dann fliegt hinüber mit dem Vater. Aber daß ihr hübsch höflich seid beim Onkel, das bitte ich mir aus!" So ermahnte das Vogelmütterchen und putzte dabei ihre Kinder mit Schnabel und Füßchen gar zierlich heraus.



Als die fünf dann bescheiden hinter dem Vater her an ihr vorüberflogen, sagte sie stolz vor sich hin: „Schmucke Jungen sind's doch, das muß man ihnen lassen, freilich bis auf den letzten, der ist etwas schwach geraten!" setzte sie seufzend hinzu.

Der Herr Konzertmeister, ein alter kluger Rotkehlchenonkel, war bereit, den gewünschten Unterricht zu erteilen. Ob der Mistkäfer, der ihm ganz delikat schmeckte, das Beste dazu beigetragen, ihn so günstig zu stimmen, kann ich leider nicht sagen. Genug, er bestellte sofort die fünf jungen Rotkehlchen zum nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zur ersten Probe. Rechtzeitig erschienen sie, diesmal begleitet von Vater und Mutter. Da saß schon der Herr Lehrer ernst und streng auf einen kahlen Ast und vor ihm sechs andere kleine Schüler. „Seid ihr auch Königskinder" frug einer derselben sofort das kleinste der jungen Rotkehlchen, der von allen daheim nur immer Dummhansel genannt



wurde, weil er so scheu und schüchtern war. „Das weiß ich nicht", sagte der. „Nun du mußt doch merken, ob dein Vater und deine Mutter ein König und eine Königin sind?" „Nein, wirklich, das weiß ich nicht genau" sagte Dummhansel, aber ich will sie einmal fragen, sie sitzen dort drüben neben Onkel auf dem Zweig. „Ist nicht nötig", meinte der Frager wieder, „ich hab's nun schon gesehen, an dem roten Latz, den sie tragen, setzt euch nur hinter auf die zweite Bank, ihr seid nur Rotkehlchenjungen. Wir sind Prinzen und Prinzessinnen, denn unsere Eltern sind Zaunkönige". „So, wirklich", sagte Dummhanselchen und sah sich die sechs kleinen Vögel mit den sechs Wippeschwänzchen ganz ehrfurchtsvoll an, „da seid ihr wohl etwas sehr Hohes und könnt ausgezeichnet singen". „Ja etwas Hohes sind wir", meinte der Zaunkönigprinz, „aber zum Singenlernen haben wir nicht besondere Lust". — „Still jetzt", gebot der Lehrer, pfiff eine Melodie vor und verlangte dann, daß die Schüler nachsangen. Die fünf Rotkehlchen gaben sich auch die größte Mühe, und das hätte ich ihnen auch geraten haben wollen, denn Vater und

Mutter saßen gar ernsthaft dabei und paßten auf, aber die Zaunkönige, nun — die waren eben zu unartig! Die zwei ältesten, eine Prinzessin und ein Prinz unterhielten sich fortwährend laut hinter dem Fächer, den die Prinzessin vorhielt, und die beiden kleinsten zwickten sich immer gegenseitig ins Bein und flogen dann abwechselnd zum Lehrer, um es zu klatschen. Der wurde endlich böse und sagte, er wolle es dem König, ihren Vater, melden. „Der hält jetzt keine Audienz", sagte die Fächer-Prinzessin ganz schnippisch und wippte mit dem Schwanz, „der ist auf Reisen. Wir sind übrigens schon längst großjährig; Königskinder werden das viel eher. Und wissen Sie, Herr Lehrer, wir möchten überhaupt nicht mehr in die Singstunde kommen, — Sie erlauben wohl, daß wir fortfliegen?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, hoben alle sechs die Flügel und flogen davon. Der aber,



welcher mit Dummhansel vorher gesprochen hatte, sagte ihm noch schnell ins Ohr: „Weißt du, du gefällst mir, ich bin der Tit, ich besuche dich manchmal!" und fort waren sie. Die drei Alten aber schauten ihnen kopfschüttelnd nach, und Frau Rotkehlchen hob die lange Zehe an dem rechten Fuß und sagte: „Daß ihr euch nicht untersteht, einmal solche Ungezogenheiten nachzumachen". Dann wurde die Stunde mit den Rotkehlchen allein fortgesetzt und fleißig weiter gesungen. Am besten machten es die beiden ältesten, mit den zwei nächsten ging es so leidlich, als aber Dummhansel allein vorsingen sollte, da ängstigte er sich so, daß er kein „Piep" herausbrachte und die Mutter böse sagte: „Den laß nur, lieber Onkel, der wird doch nichts lernen. Du, Mann, fuhr sie fort, mache nachher gleich der Frau Nachtigall deine Aufwartung und melde unsere vier ältesten zum Wettkonzert an". „Aber Mutter" bat Dummhansel schüchtern, „bitte, laß mich auch mit wettesingen, ich will mir solche Mühe geben!" „Nein, nein, bewahre", sagte die Mutter, und die andern stimmten alle ein, „du kannst nichts und würdest uns nur Schande machen". —

So verging die Zeit, täglich wurde fleißig geübt beim Onkel und außerdem beim Vater daheim, nur um Dummhansel kümmerte sich niemand. Der aber hatte immer aufmerksam mit zugehört in der Stunde und war dann in ein ganz verstecktes Gebüsch geschlüpft und hatte für sich versucht. Er hatte ein leises Stimmchen, aber so lieblich und wohltönend klang es, daß es eine Lust war zuzuhören. Da hatte ihn denn eines Tages, durch den Ton angelockt, der Tit entdeckt; die beiden hatten sich so allerlei erzählt und waren dabei gute Freunde geworden.



Der Tit war nämlich gar nicht solch ein schlimmer Bursche, wie die andern alle glaubten. Nein, er war nur ein bißchen leichtsinnig und manchmal auch hochmütig, aber böse war er nicht, ja er sah sogar ganz ernsthaft aus, als ihm Dummhanselchen Vorwürfe darüber machte, daß er damals in der Singstunde so ungezogen gewesen sei. „Kannst schon recht haben", hatte er darauf geantwortet. Seitdem hatten sie sich öfter in dem Gebüsch getroffen und Tit, der nämlich sehr hübsch singen konnte, hatte Dummhansel manches gelehrt. „Warte, du sollst doch beim Wettkonzert singen", sagte Tit immer, „und sollst sogar den Preis bekommen". — So kam der Abend vor dem Johannisfeste heran. Die Nachtigall und die Drossel saßen oben in den höchsten Zweigen und übten, und andere Vögelchen lauschten, um zu lernen. Auch Frau Rotkehlchen hatte ihre Söhne mit hingenommen und ermahnte sie immer, ihre Duetts nur ja recht schön zu üben und womöglich den beiden Sangmeisterinnen von oben etwas abzulauschen. Auch Dummhansel saß aufmerksam daneben. Da mußte denn auch gerade heut der böse Zufall fünf der unnützen Zaunkönige mit Tit herbeiführen und dieser mußte auch grade heut den kecken Einfall haben: sie alle mit Dummhansel wollten nach einander hinter Frau Nachtigall fliegen und sie am Schwanze ziehen. Und Dummhansel mußte sich auch wirklich zu solchem unnützen Streich verführen lassen! Natürlich erwischte ihn die Frau Nachtigall dabei und winkte dem Polizeidiener, der Eule, daß der Ruhestörer bestraft werde. Und

natürlich hörte das alles die Rotkehlchenmutter und nahm den Dummhansel ganz fest unter ihren Flügel und nannte ihn einen ungezogenen Schlingel, der nicht mitsingen könne wie die andern Söhne, und der zur Strafe aber auch nun morgen ganz allein im Nest bleiben solle. — Da war's nun vorbei mit allen Hoffnungen des armen Kleinen und wie ein Häufchen Unglück saß er unter dem Flügel seiner erzürnten Frau Mutter. „Hab nur guten Mut, Dummhansel", rief der kecke Tit ihm von der Seite zu, aber der arme Kerl hörte es nicht einmal.

Am andern Abend flogen Vater und Mutter Rotkehlchen stolz mit ihren vier Söhnen zum Wettkonzert. Der arme Dummhansel aber saß allein und traurig im Nest und konnte nicht einmal heraus, denn Nachbar Specht hatte kommen und die Thür mit einem Span verschließen müssen. Da hörte er plötzlich seinen Namen leise rufen. Es war Tit. „Komm nur schnell Kleiner", rief der, „du sollst singen, paß nur auf du gewinnst!" „Nein, nein", sagte Dummhansel traurig, „laß mich nur, ich darf nicht heraus".

„Aber doch darfst du, deine Mutter hat's ja erlaubt. Sieh da kommen deine Brüder und holen dich." Ja, sie kamen wirklich, befreiten ihren kleinen Bruder und flogen mit ihm und den lustigen Tit zum Festplatz. Aber wie war das alles gekommen? Ich will es euch erzählen.

Als sich die würdigen Vögel versammelt hatten und das Wettkonzert seinen Anfang nehmen sollte, da erschien plötzlich Tit mit dreien seiner Brüder im Kreis und frug um die Erlaubnis, die geehrten Herrschaften ein wenig unterhalten zu dürfen. Ehe man noch wußte, ob man das den Wildfängen gestatten solle oder nicht, da machten diese schon die wunderbarsten Kunststücke, standen Kopf und turnten so gewandt, daß die kleinen Vögel laut jubelten, der Herr Kreuzschnabel zustimmend mit dem Kopf nickte und selbst Rotkehlmütterchen, das den Künstlern erst bitterböse den Rücken zugedreht hatte, sich langsam umwandte und das Schauspiel mit ansah. Als dieses zu Ende war, bot Frau Nachtigall dem Tit an, sich eine Gnade auszubitten. Da flog dieser in die Mitte des Kreises, wippte mit seinem Schwänzchen und sagte: „Dummhansel soll kommen und wettesingen dürfen".

Und so wurde denn Dummhansel geholt. Er sang und gewann wirklich den Preis. Und Vater und Mutter und der Onkel Konzertmeister wunderten sich ganz schrecklich darüber und lobten ihn und waren stolz auf ihn. Wer sich aber am meisten mit Dummhansel über den Sieg freute, das war sein treuer Freund, der leichtsinnige, kecke Tit.

Abgefunden.



Spricht Gretel: „Leni, weißt du was?
Mit Puppenkindern ist's kein Spaß;
Nicht eine rührt sich von den vielen,
Wir wollen mit den Kätzchen spielen.
Fünf sind's — mir ist es einerlei,
Da nehme ich wohl lieber drei;
Du kannst ja kaum die beiden tragen,
Und kriegst dafür den Puppenwagen.
Dein Stübchen ist dort am Klavier,
Ich wohne drüben an der Thür,
Ich bin Frau Schmidt und du Frau Klaus,
Und dann geh'n wir zusammen aus;
Nun eil' dich nur, mach' dich parat
Und sorge für den Sonntagsstaat.
Adieu! Ich lade nächstens ein! — —
Still Kinder, ihr sollt artig sein!
Du, Fritzchen, klettre nicht aufs Stroh,
Du, Gustel, hör' und schrei' nicht so! —
Jetzt kommt!" So schwatzet immerzu
Frau Schmidt und nimmt den Korb in Ruh,
Um die drei Kätzchen ohne Fragen
Als Kinder in ihr Haus zu tragen.
Da packt sie plötzlich Miezens Pfote;
„Miau, das ist mir neue Mode!
Mir nimmt man nicht, nein, auf mein Wort,
Die Kinder mir nichts, dir nichts fort!
Laß sein, sonst kratz' ich auf der Stelle! —"
„Erlaub's nur", lacht die Gretel helle,
„Du darfst auch mit uns spielen; ja!
Weißt, Miez, du bist die Großmama!"


LIZZIE



Verschiedene Meinung.

Maikäfer sitzt im grünen Haus
Und guckt verdrießlich zum Fenster hinaus. —
„Es regnet, es regnet! —
Es regnet gestern und heut! —
O welch eine garstig verdrießliche —
Welch häßliche Regenzeit!“

Laubfröschlein sitzt im nassen Gras —
Und quakt und dudelt vor lauter Spaß. —
„Es regnet, es regnet —
Es regnet gestern und heut! —
O welch eine gesegnet schöne —
Welch wonnige Regenzeit!“

A. Brauer.





Meinen lieben Kousinen und Vettern
Erika, Paula, Ernst und Heinrich!

Jetzt habe ich nicht allein richtige Indianer gesehen, jetzt habe ich sogar welche besucht, und da Mama meint, daß Euch das sehr interessieren würde, so will ich Euch davon erzählen. Es wird freilich viel Zeit vergehen, ehe Ihr diesen Brief bekommt. Wie weit muß der reisen zu Land und zu Wasser und wieder zu Land, bis er von uns hier in Amerika, aus unserem neuen Wohnort ganz nahe am Urwald, zu Euch nach Dresden kommt, aber einmal wird er schon ankommen, der lange Brief, und dann freut Ihr Euch gewiß recht darüber und antwortet uns bald. — Ihr wißt doch, daß Papa, Mama, Laura und

ich nicht mehr in Newark wohnen, wo wir in die Schule gingen und nach Mamas Erzählung gar nicht viel anders lebten wie Ihr in Dresden. Seit vier Wochen sind wir viele hundert Meilen mehr westwärts gezogen auf eine Farm, nicht weit von einer Indianerreservation. Ihr wißt gewiß nicht, was das heißt. Papa hat es uns erklärt. Die armen Indianer, denen doch früher, ehe Weiße hieherkamen, das ganze weite Land gehörte, wurden von den europäischen Ansiedlern immer mehr verdrängt. Sie starben deshalb zum großen Teil aus. Da hat man ihnen jetzt bestimmte Strecken angewiesen, die ihnen ganz allein gehören sollen, und von denen sie niemand vertreiben kann. Solch Gebiet nennt man nun eine Reservation, und auf einer solchen sind wir gestern gewesen; aber ich will eins nach dem andern hübsch der Reihe nach erzählen.

Nun denkt nur, die Reise hierher dauerte ein paar Tage, erst fuhren wir mit der Eisenbahn, dann mit dem Wagen. Es war eigentlich schon Frühling nach unserem Kalender; aber es wurde noch einmal recht kalt und fing heftig an zu schneien. Laura und mir wurde die Zeit ein bißchen lang. Am liebsten sprachen wir von den Indianern, die wir in unserem neuen Wohnort zu sehen bekommen würden, und Papa mußte uns viel von ihnen erzählen. Da rief plötzlich der Kutscher: „Sehen Sie doch einmal nach rechts, da sind ja zwei!" — Nun, so hatte ich mir die Indianer gar nicht gedacht, ich meinte immer, sie müßten so sein, wie die im Lederstrumpf, — aber diese sehen fast aus wie andere Menschen, hatten sich ganz vermummt und wären nicht die braunen Gesichter und die hochstehenden Federn auf dem Kopf des Mannes zu sehen gewesen, so hätte ich gedacht, John — so heißt unser Kutscher — habe uns angeführt. Die Squaw — das ist eine Indianersfrau — ging hinterdrein, sie trug etwas auf dem Rücken, wir dachten, es wäre ihr Kind, aber nein, es war ein kleines Hündchen, das sie so sorgsam verwahrt hatte. Ihr könnt Euch wohl vorstellen, daß wir uns lange nach ihnen umwandten, aber nur zu bald waren sie mit den letzten Häusern des Städtchens, durch das wir gerade fuhren, unseren Blicken entschwunden. —

Doch hört, das beste kommt noch! Wir fuhren nun auf einer weiten, weiten Schneefläche dahin, Laura und ich schliefen, denn wir waren müde geworden von der langen Reise; da hielt unser Wagen plötzlich still, und wir erwachten. Der Kutscher stieg vom Bock herunter und sagte, daß etwas am Rad beschädigt wäre, was erst ausgebessert werden müsse. Wenn man in solch unbewohnte Gegenden fährt, sorgt man schon für dergleichen Zwischenfälle.

In dem zweiten Wagen, der unser Gepäck enthielt, war Handwerkszeug, und Papa machte sich flink mit beiden Kutschern an die Arbeit. Wir gingen mit Mama eine Weile auf und ab, um uns zu erwärmen, während Marie, unseres Kutschers Frau, ein Feuer anzündete und Thee kochte. Es war ein richtiges Abenteuer, und es kam uns gerade so vor, als erlebten wir etwas aus einem Märchenbuch. Bald rief Marie uns alle herbei, und wir standen um das Feuer herum und erwärmten uns am dampfenden Getränk, als Laura plötzlich rief: „Papa, sieh nur dort kommen die Indianer wieder!“ Wirklich, es war so. Als sie an uns vorbeigehen wollten, frug sie Papa, ob sie sich an unserem Feuer erwärmen wollten. Sie nickten mit dem Kopf und blieben stehen. Nun reichte ihnen Mama auch eine Tasse Thee, aber der Mann schüttelte den Kopf, indem er englisch sagte: „Kein Geld.“ Wir bedeuteten sie nun, daß der Trank nichts koste, und baten sie nur zuzulangen. Da erhellten sich die ernsten, braunen Gesichter vor Freude, und nun ließen unsere Gäste es sich trefflich schmecken. Ich mußte sie immer ansehen, namentlich den Mann, ich wollte zu gern wissen, ob ihm etwa einmal sein Skalp abgeschnitten worden sei, aber von weitem konnte ich nichts Merkwürdiges an seinem Kopf entdecken, und als ich ganz nahe ging und mich hinter ihm auf die Zehen stellte, so rief mich Mama leider zurück. Es hätte Ernst doch gewiß interessiert, wenn ich ihm darüber Genaues hätte schreiben können. Papa, der die Indianersprache ziemlich versteht, hörte von den Leuten, daß sie in einem Dorfe auf unserer Reservation wohnen, er erzählte ihnen, daß wir in die Nähe zögen und lud sie ein, uns zu besuchen. Und denkt nur, vor ein paar Tagen, haben sie es gethan. Ihr müßt wissen, daß wir, als der Wagen ausgebessert war, unsere Reise fortsetzten und endlich spät am Abend in unserer neuen Heimat ankamen. Ein Blockhaus, dicht am Urwald gelegen, ist unser Eigentum. Wie es beschaffen ist, wie alles rings umher aussieht, und was es für Tiere bei uns im Hof und draußen im Walde gibt, das erzähle ich ein andermal, heute will ich eben nur einen „Indianerbrief“ schreiben, und der wird schon lang genug. —

Also denkt nur, neulich sind wir alle hinter dem Haus im Garten, als wir Flanko laut bellen hören. Wir eilen neugierig hin, und siehe da! unsere Indianerfreunde mit noch einer Frau und einem kleinen Knaben wollten eben vorübergehen, ohne in unser Haus zu kommen, weil unser treuer Wächter, der gegen Indianer eine besondere Abneigung haben muß, sie so unhöflich

abwies. Papa gebot ihm sofort Ruhe und hieß die Indianer eintreten. Die junge Frau war die Tochter unserer Freunde, der kleine Junge deren Sohn. Denkt nur, er geht in die Schule — wie weiße Kinder — im Dorfe wohnt nämlich ein Missionär — er ist auch getauft und heißt Tom. Wir haben ihn im ganzen Haus herumgeführt, ihm alles gezeigt, und ich habe ihm ein Bilderbuch geschenkt, das ihm sehr zu gefallen schien, obgleich er's meist verkehrt hielt beim Ansehen. Verstehen konnten wir uns gar nicht; er weiß nur ein paar englische Worte, die er in der Schule



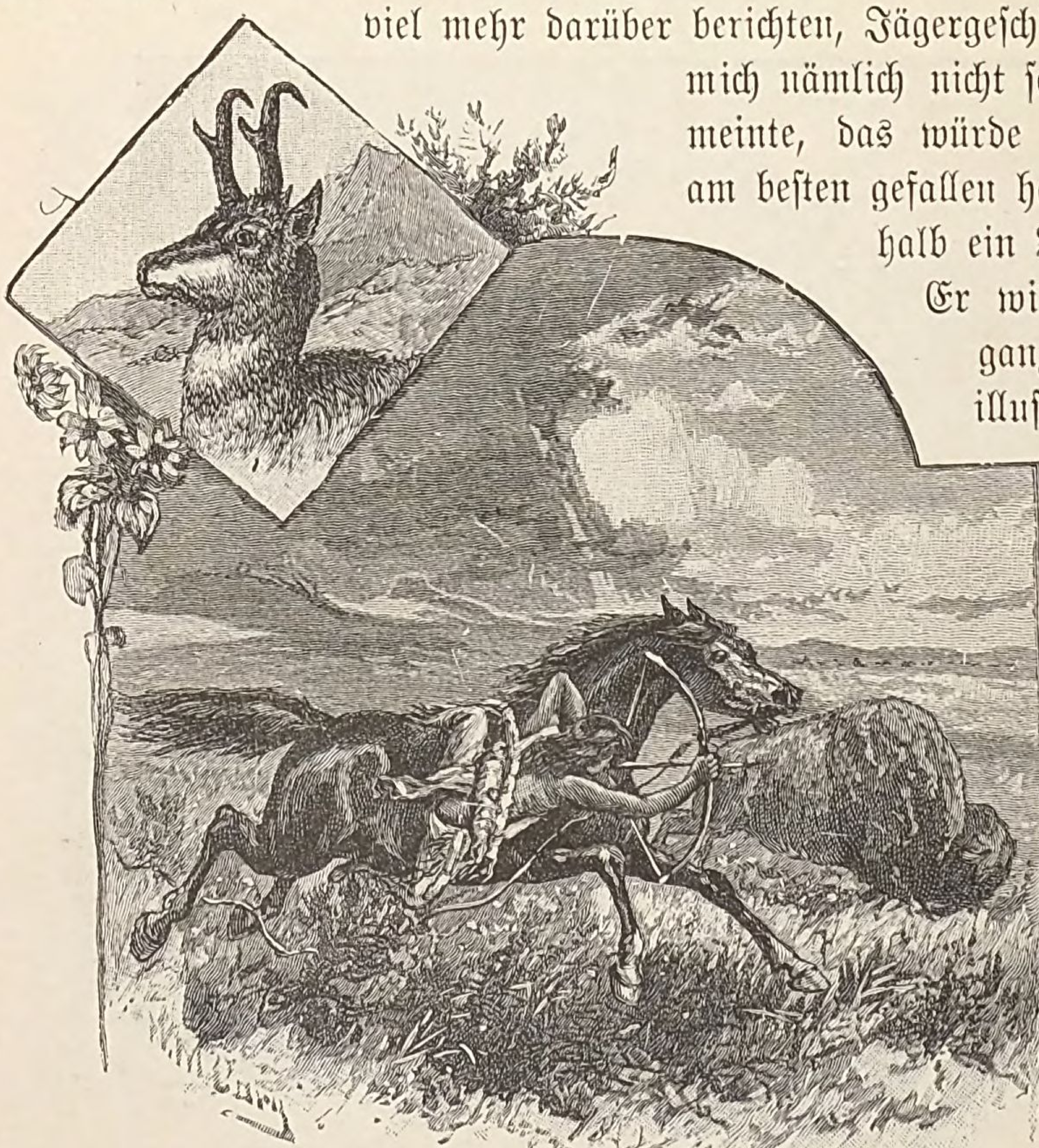
gelernt hat, und indianisch können wir doch auch nicht. Wie wir unsern kleinen Gast, so hatten Papa und Mama ihre großen braunen Gäste herumgeführt und ihnen auch einige Geschenke gemacht. Papa frug viel, aber der alte Indianer antwortete immer nur ganz kurz und verzog keine Miene dabei, auch beim Abschied nicht. Papa interessiert sich aber sehr für ihn und die Reservation, und gestern sagte er plötzlich zu uns: Kinder, wer von Euch will mit in das Indianerdorf? Ich habe beim Missionär zu thun und will auch unsern Freund besuchen. Wir natürlich

waren gleich bereit und wanderten vergnügt mit Papa. Es war ein weiter Weg; erst ging es durch den Wald, dann wohl eine Stunde lang über die Prärie, wo es so viel zu sehen gab – namentlich so herrliche Schmetterlinge – dann endlich sahen wir die Ansiedlung. Sie besteht aus Häusern und Wigwams, so nennen die Indianer ihre Zelte. In einem der größten Häuser wohnt Adlerfeder, unser Bekannter, der aber Tobias heißt, seit er getauft worden ist. Er und

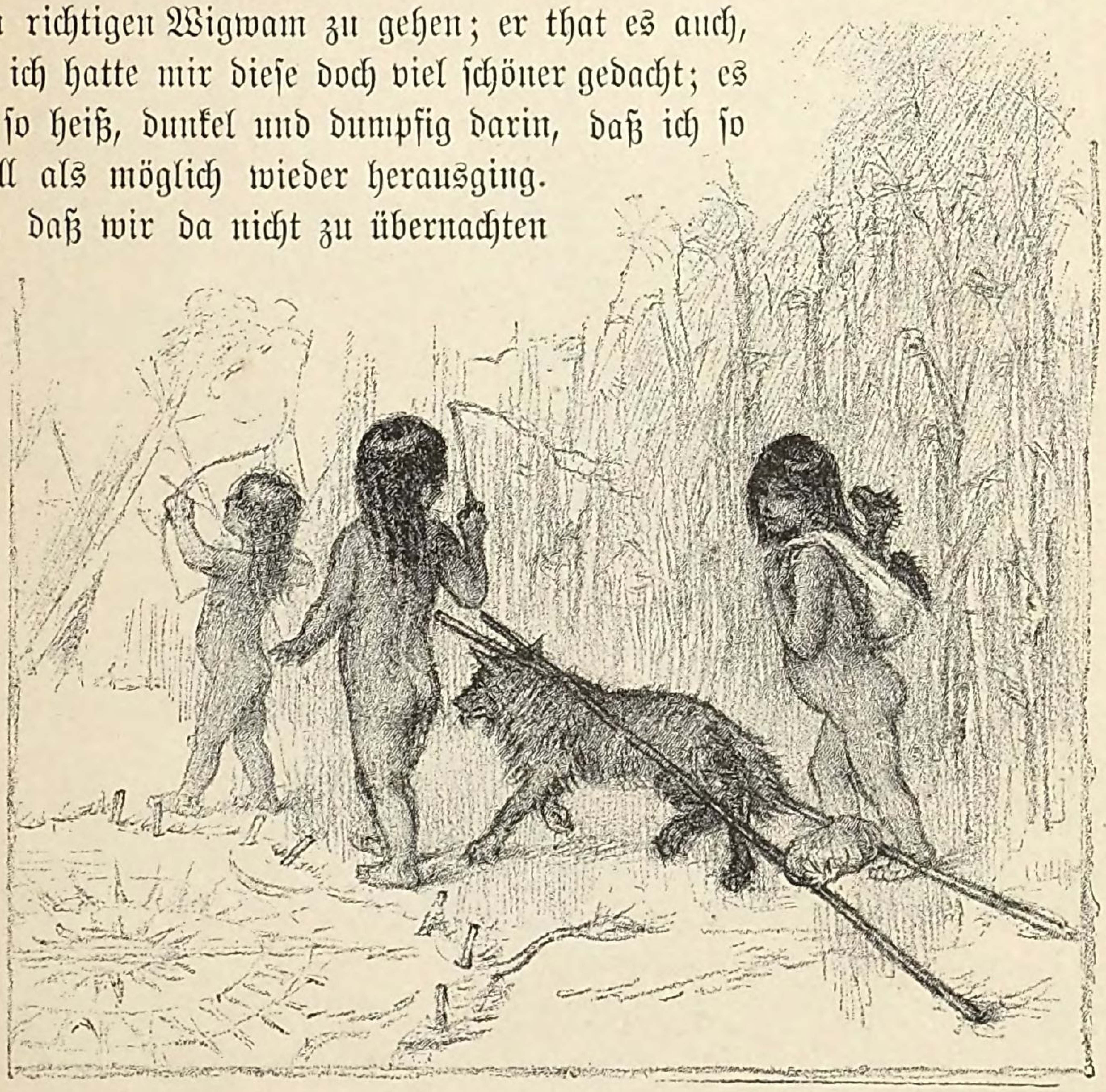


seine Frau waren nicht zu Hause, nur die Tochter, die wir ja auch kannten, und mit der wir uns ganz gut verständigen konnten, saß vor der Thür auf einer Bank. Sie hatte eine Pappoose auf dem Schoß, ganz braun aber sehr niedlich. Aber nun ratet einmal, was eine Pappoose ist! Das ist ein indianisches Wickelkind. Es war fest eingewickelt und auf ein Brett geschnallt. Aber das lustigste waren doch kleine Schellen, die oben an dem Kopfbrett angebracht waren und immer klingelten, wenn die Squaw die kleine Pappoose hin und her bewegte. Vor dem Hause hing eine Hängematte, darin ruhte sich der Mann der jungen Frau, der Jäger ist und erst von der Prärie zurückgekommen war, aus. Auf dem Dach lagen viele Schädel von

Tieren, die er erbeutet hat. Die Squaw erzählte uns mit Stolz, daß ihr „Pfeilsender" der tüchtigste Schütze sei; den Büffel, dessen Schädel mit auf dem Dach lag, habe er als Knabe erlegt. Es wäre ein heißer Kampf gewesen, und wenn er nicht ein so braves Pferd geritten, an welches er sich wie eine Katze geklammert hätte, so wäre er sicher von dem Büffel zertreten worden. Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Erzählung nicht besonders aufgepaßt habe, sonst könnte ich viel mehr darüber berichten, Jägergeschichten interessieren mich nämlich nicht sehr. Papa aber meinte, das würde Ernst gewiß mit am besten gefallen haben und hat deshalb ein Bild dazu gemalt. Er will überhaupt den ganzen Indianerbrief illustrieren, damit auch die Kleinen etwas davon verstehen. Seht nur, wie Pfeilsender an der Seite des Pferdes hängt, seinen Bogen dabei spannt und sicher zielt! — Nun muß ich Euch aber noch etwas erzählen, was uns kleinen Mädchen mehr gefällt. Noch während uns Pfeilsenders Squaw unterhielt, kam Papa vom Missionär zurück. Er führte uns durch das Dorf und zeigte uns das Schulhaus, in welchem Kinder und auch erwachsene Indianer unterrichtet werden. Der Missionär hat Papa gesagt, daß alle gern von dem lieben Gott und dem Herrn Jesus erzählen hören! — Bei dem Gang durch das Dorf haben wir auch Indianerkinder spielen sehen, viele derselben waren ganz nackt, ich glaube, es war ihnen so am allerbequemsten. Die einen spielten Pferdchen



fast so wie wir früher, ihr Pferd war ein großer Hund, den sie angespannt hatten, andere spielten „Wigwam bauen“, es sah so niedlich aus, wie sie die Pfähle in die Erde gerammt, diese oben zusammen gebunden hatten, und nun von Baumrinde und Rasenstücken die Wände bauten. Ich hätte am liebsten gleich mit geholfen! Ein Kind spielte mit kleinen Tieren aus Thon, die fast so aussahen wie unsere aus Holz. — Wir baten Papa, mit uns in einen richtigen Wigwam zu gehen; er that es auch, aber ich hatte mir diese doch viel schöner gedacht; es war so heiß, dunkel und dumpfig darin, daß ich so schnell als möglich wieder herausging. Gut, daß wir da nicht zu übernachten



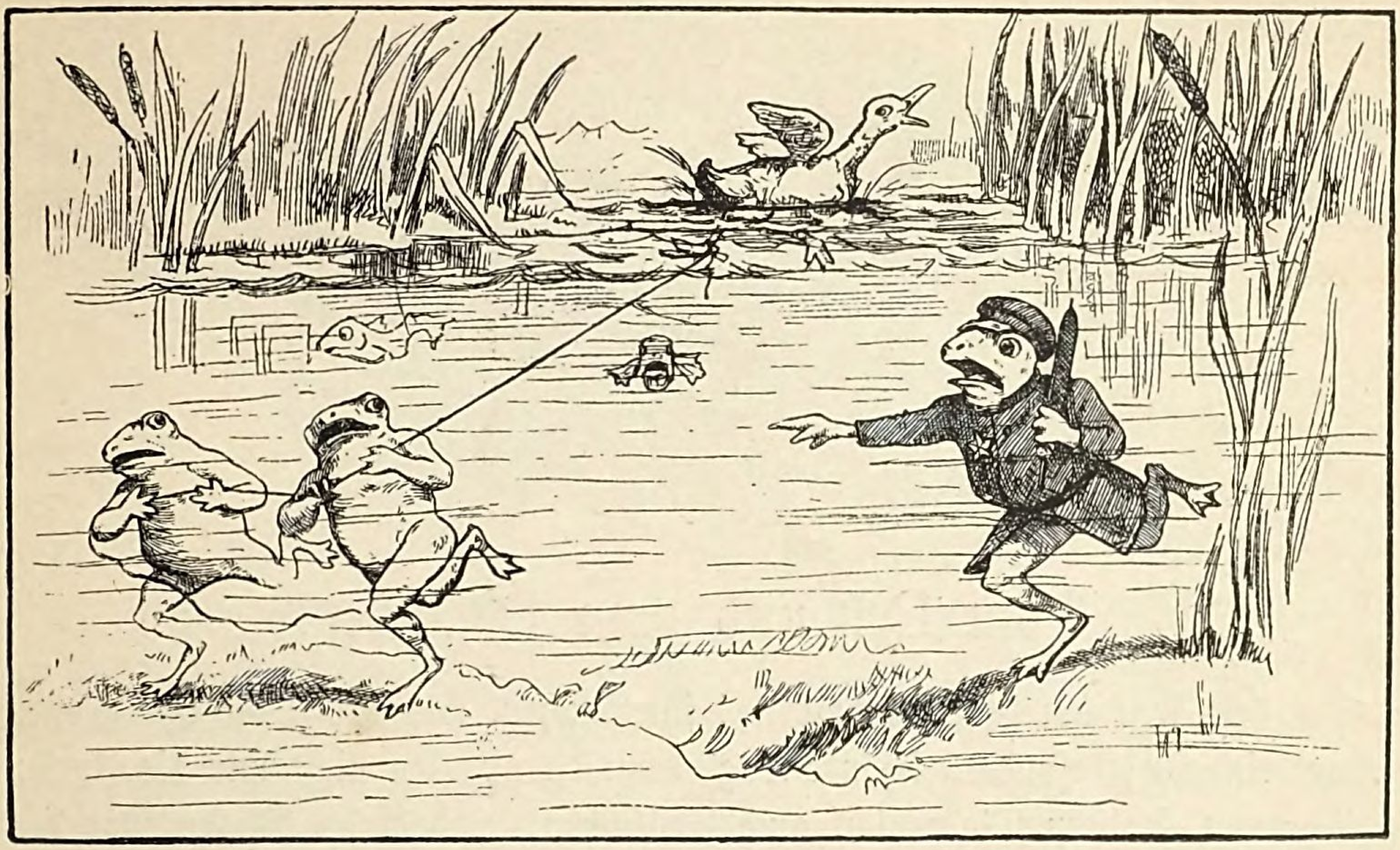
brauchten. Ich sagte das auch gleich zu Papa, und er meinte, wenn wir das nicht wollten, so müßten wir uns schnell auf den Heimweg machen. Wir verabschiedeten uns von dem freundlichen Missionär und den Indianern und wanderten nach Hause. Ihr könnt Euch denken, daß wir dort angelangt, Mama sehr viel zu erzählen hatten, noch viel mehr, als ich euch jetzt geschrieben habe. Aber nicht wahr, plaudern läßt sich's so viel leichter als schreiben, die Feder will immer gar nicht so rasch vorwärts, wie man

möchte. Wenn ich wieder einmal so etwas wirklich „Amerikanisches“ erlebt habe — damit meine ich etwas, was Ihr in Europa nicht kennt — so schreibe ich Euch wieder solch langen Brief. Eben ruft Laura, ich solle herunter kommen und helfen. Wir bauen uns nämlich einen Wigwam, einen ganz richtigen kleinen Indianerwigwam. Wenn er fertig ist, bin ich die Squaw



und binde meine Puppe oder unser Kätzchen, gerade so auf ein Brett wie eine Pappoose, und Laura ist Pfeilsender, mein Mann, und raucht seine Friedenspfeife neben mir. Es wird gewiß ein hübsches Spiel werden, wäret Ihr doch auch dabei! Ernst könnte gewiß die Pfähle besser einrammen als wir. Eben ruft Laura schon wieder, da muß ich doch hinunter und ihr bauen helfen. Bitte schreibt uns auch einmal und erzählt uns, was Ihr jetzt in Deutschland spielt.

Eure Lili.



Zwei liebe Knaben.

Gemütlich plaudernd saßen da
Die Mutter Gans, der Froschpapa,
Und — übers Wetter bald im reinen —
Besprachen sie die lieben Kleinen.
„Nicht?" fragt Herr Frosch in sanftem Ton,
„Die Fräulein Gänschen schwimmen schon?
Ich gab erst heute Morgen acht,
Sie watscheln gar so fein und sacht!"
„Ja", nickt Frau Gans, „'s sind diesmal
sieben,
Und keines ist zurückgeblieben,
Sind alle zierlich und gewandt
Und körperlich sehr gut im Stand.
Nicht wahr", — hier drehte sie sich um —
„Zwei Fröschlein schlichen grad herum,
Das waren sicher Ihre beiden,
Nein, wie die nett sind und bescheiden!" —
„Ja", klang's vom grünbefrackten Herrn,
„Man lobt die eignen zwar nicht gern,
Doch etwas Stolz muß man schon haben,
O, es sind liebe, sanfte Knaben,
So voller Unschuld im Gemüte" — —
„Au!" schreit Frau Gans, „du, meine Güte!
Was zieht mich da an meinem Bein?" —
„Frau Nachbar, Fische werden's sein,
Die Schlingel haben's hintern Ohren,
Die lassen niemand ungeschoren".
„Au, au, das reißt! das thut mal weh!"
Da hebt sie's Beinchen in die Höh,
Gewahrt den Strick, mit dem's umschlungen,
Und zischt: „Herr Frosch, 's sind — —
Ihre Jungen!"



Vom Reh und vom Schäfchen.

Es war am Pfingstsonnabend! für Lenchen, wie alle Tage vor großen Festen, ein ganz besonders schöner Tag, denn da pflegten nicht nur die Ferien zu beginnen, sondern Mama buk auch Festkuchen, und dieses Backen war das schönste Vergnügen von allen. Schon seit Lenchen sicher auf ihren kleinen Beinchen stehen konnte und der Mama nicht immer mehr am Rockzipfel hing, hatte sie am Backtag mit in die Küche gehen und helfen dürfen. Sie bekam dazu eine richtige, große Küchenschürze umgebunden, brachte ihre kleinen Kuchennäpfe aus der Puppenküche und reichte Mama immer hübsch zu, was diese verlangte — wobei sie aber gar nicht naschte. — Wenn dann alle die großen Formen, mit gutem Teig gefüllt, um den Ofen herum standen, damit sie recht in die Höhe gingen, bekam sie in ihre kleinen, was Mama von jedem Teig in der Schüssel zurückgelassen hatte und durfte sich unter deren Anleitung ihre Kuchen selbst zurecht machen; diese wurden natürlich auch mit an den Ofen gerückt, und wohl zehnmal eilte dann die kleine Bäckerin hin, um zu sehen, ob der Teig schon gestiegen sei. Trug später die Ernestine die großen Kuchen in den Backofen, der drüben neben der Scheune lag, so trippelte Lenchen nebenher und brachte ihre Kuchen auch hin, aber nicht etwa alle auf einmal, bewahre, jede kleine Form wurde besonders auf das große Brett gestellt und extra hinüber getragen. Nun, und daß dann am Nachmittag großer Puppenkaffee gehalten wurde, bei dem die Wachs- und Porzellankinder sehr wenig, Lenchen und Troll aber desto mehr aßen, das könnt Ihr Euch wohl denken! Ganz gerade so hatte es Lenchen wieder an dem Pfingstsonnabend, von welchem ich Euch erzählen will, gemacht, aber sie war jetzt schon ein richtiges, großes Mädchen geworden, die

ihrer Mama mehr beim Backen helfen konnte, als nur Eier, Mandeln und Rosinen zureichen. Sie stand eben eifrig helfend in der Küche, als der Jäger hereinkam und ein ganz junges Reh brachte. Habt Ihr schon einmal ein solches Tierchen gesehen? Es ist allerliebst und hat ein bräunliches Fell mit weißen Flecken auf dem Rücken. Dies kleine Rehkälbchen konnte kaum auf seinen vier langen, dünnen Beinchen stehen, so ängstigte es sich vor den Menschen. Lenchen jubelte bei dem Anblick und rief: „O, das darf ich behalten, bitte, bitte, das wird mein zahmes Reh!“ Mama aber war anderer Meinung; sie war gar nicht zufrieden, daß der Jäger das Tierchen mitgebracht hatte, das ohne seine Mutter doch nicht leben bleiben könnte und von dieser gewiß überall gesucht werden würde. Da es aber spät am Nachmittag, und der Ort, wo der Jäger das Tierchen gefunden, sehr weit vom Hause entfernt war, so wollte Mama versuchen, es wenigstens für die eine Nacht gut zu versorgen. Sie füllte eine Flasche mit warmer Milch, nähte aus einem alten dicken Lederhandschuh von Papa einen Pfropfen und bohrte zwei Löcher hinein um das Rehkälbchen damit zu tränken. Wirklich gelang dies auch. Aber sobald das Tierchen



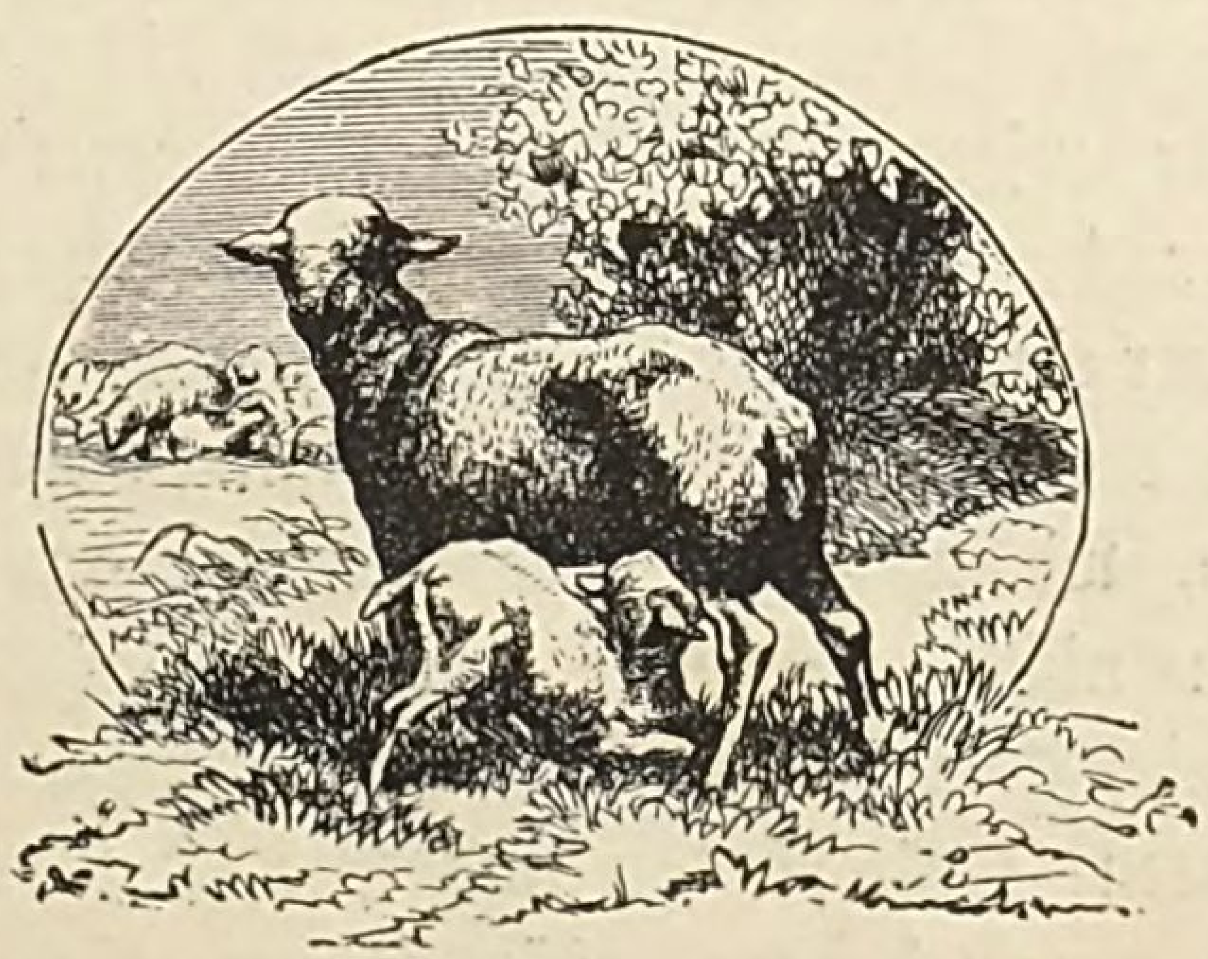
einige Tropfen getrunken hatte fing es wieder wie vorher, zu schreien an, gewiß rief es nach seiner Mutter. Es schrie in einem so gellenden, quitschendem Tone, daß selbst Lenchen erklärte, es wäre doch besser, wenn man es zurückbrächte. Selbst von der Scheune, wohin man bald darauf das kleine Tier bettete, tönte das Klagen herüber. Am andern Morgen besuchte es Lenchen gleich mit ihrer Mama, sie wollten ihm erst sein Frühstück geben und es dann hinaustragen auf dieselbe Stelle, wo es der Jäger am gestrigen Tage gefunden hatte. Vorher versuchte Mama aber, es auf andere Weise zu ernähren, denn wenn auch das Tränken aus der Flasche geglückt war, so hatte das kleine Tier doch immerhin nur wenige Tropfen zu sich genommen. Heute sollte es nun eine Pflegemutter erhalten. Drüben im Schafstall waren etwa fünfzig Schafmütter mit ihren weißen, niedlichen Lämmchen. Zu der Stunde, wo diese sich bei den Müttern ihr Frühstück holten, trug Mama das kleine Reh hinüber, und Lenchen ging natürlich mit. Leise traten sie zu einer Schafmutter, die gerade ihr Lämmchen trinken ließ, und legten das hungrige Rehchen daneben. Das aber sah recht gut, daß diese Mutter nicht seine eigene war und fing wieder so entsetzlich zu schreien an, daß nicht nur alle kleinen Lämmer, sondern auch die alten Schafmütter ganz ver-

stört im Stalle herumliefen und sich so dicht als möglich in eine Ecke zusammen drängten. Mit dem Frühstück im Schafstall war es also nichts, und nun dachte Mama nur daran, den kleinen Findling so schnell als möglich seiner Mutter zurückzubringen. Am herrlichen Pfingstmorgen ging Lenchen, die das Tierchen tragen durfte, an Mamas Seite hinaus nach dem großen Maisfelde, in dessen erster Furche der Jäger das Reh gefunden hatte. Dorthin legte sie auf der Mutter Geheiß das kleine Tier, und beide versteckten sich hinter einen Busch, um zu sehen, ob die Mutter kommen würde. Ganz stille saß Lenchen und rührte sich nicht, aber ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst nachdem das kleine Tier etwa eine Stunde lang unaufhörlich den quitschenden, pfeifenden Ton nach seiner Mutter ausgestoßen hatte, trat plötzlich langsam und vorsichtig die alte Ricke aus dem nahen Walde, schaute sorgsam



umher und näherte sich bedächtig und mißtrauisch, bis sie endlich neben dem so schmerzlich vermißten Lieblinge stand. Was Lenchen nun sah, belohnte sie reichlich für das lange Warten hinter dem Busche! Es war zu niedlich, wie sich Mutter und Kind erkannten, wie erstere wie zur Begrüßung ihr Kälbchen leckte, und wie sich dieses an die Mutter schmiegte; das Klagelied war ganz verstummt! Leise, um die beiden nicht zu erschrecken, traten Mama und Lenchen den Heimweg an. Wenn Lenchen seitdem ein Reh im Walde sah, betrachtete sie es mit besonderem Interesse und dachte immer: „Ob es wohl das meinige ist? — Es war doch besser, daß ich es damals mit Mama zurücktrug, denn bei mir wäre es gewiß gestorben". — Ja, Mama hatte recht, Waldtiere, die an Freiheit gewöhnt sind, gehören auch in den Wald, Lenchen hatte unter den Haustieren genug Lieblinge, an denen

sie ihre Freude haben konnte. Unter der großen Schafherde waren einige besonders seltene Schafe, die ihr Papa von einem Freund aus England erhalten hatte. In demselben Frühjahr hatten diese Schafe die ersten Lämmer. Sie waren so besonders niedlich, und Lenchen besuchte sie jeden Morgen und freute sich über sie. Da starb plötzlich die eine Schafmutter, und ihr noch sehr junges Lämmchen wollte durchaus nichts von den anderen Müttern wissen. Nun wurde die Flasche, die damals beim Rehchen gebraucht worden, wieder herbeigeholt, aber mit dem Lederpfropfen ging das Trinken zu langsam. Da war es Lenchen, die auf einen guten Gedanken kam. Schnell lief sie ins Haus. „Weißt du, Mama", so rief sie, „du hast mir doch neulich noch die Flasche mit dem langen Gummirohr gezeigt, aus der ich getrunken habe, als ich noch ein kleines Wickelkind war, bitte borge sie mir für mein kleines Lämmchen, ich will sie auch sehr in acht nehmen". — „Wirklich?" fragte Mama! „Nun dann will ich sie dir schon borgen, aber nimm Auguste mit hinüber, daß sie dir hilft, allein wirst du wohl das Lämmchen und die Flasche nicht halten können". Schnell wurde Auguste gerufen, die Flasche gefüllt und das Trinken versucht. Ja, das ging ganz prächtig. „Schmeckt's dem Lämmchen?" frug das kleine Mädchen immer wieder, „ja siehst du, das ist auch meine Flasche, aus der du trinkst!" Zu einer Antwort hatte Lämmchen keine Zeit, die war auch gar nicht nötig, denn es hörte ja nicht eher auf zu trinken, bis die Flasche leer war, und bewies dadurch am besten, wie vortrefflich es schmeckte. Fortan ging Lenchen täglich mehrmals mit Auguste hinüber und versorgte das kleine Lamm. Und weil sie es doch gar so lieb hatte, so schenkte es ihr der Papa. Das war ein herrlicher Zeitvertreib, und viel besser als die Puppen, die immer so still saßen und sich nicht mit herumtummeln konnten in Garten und Feld.





Herr Rotkragen.

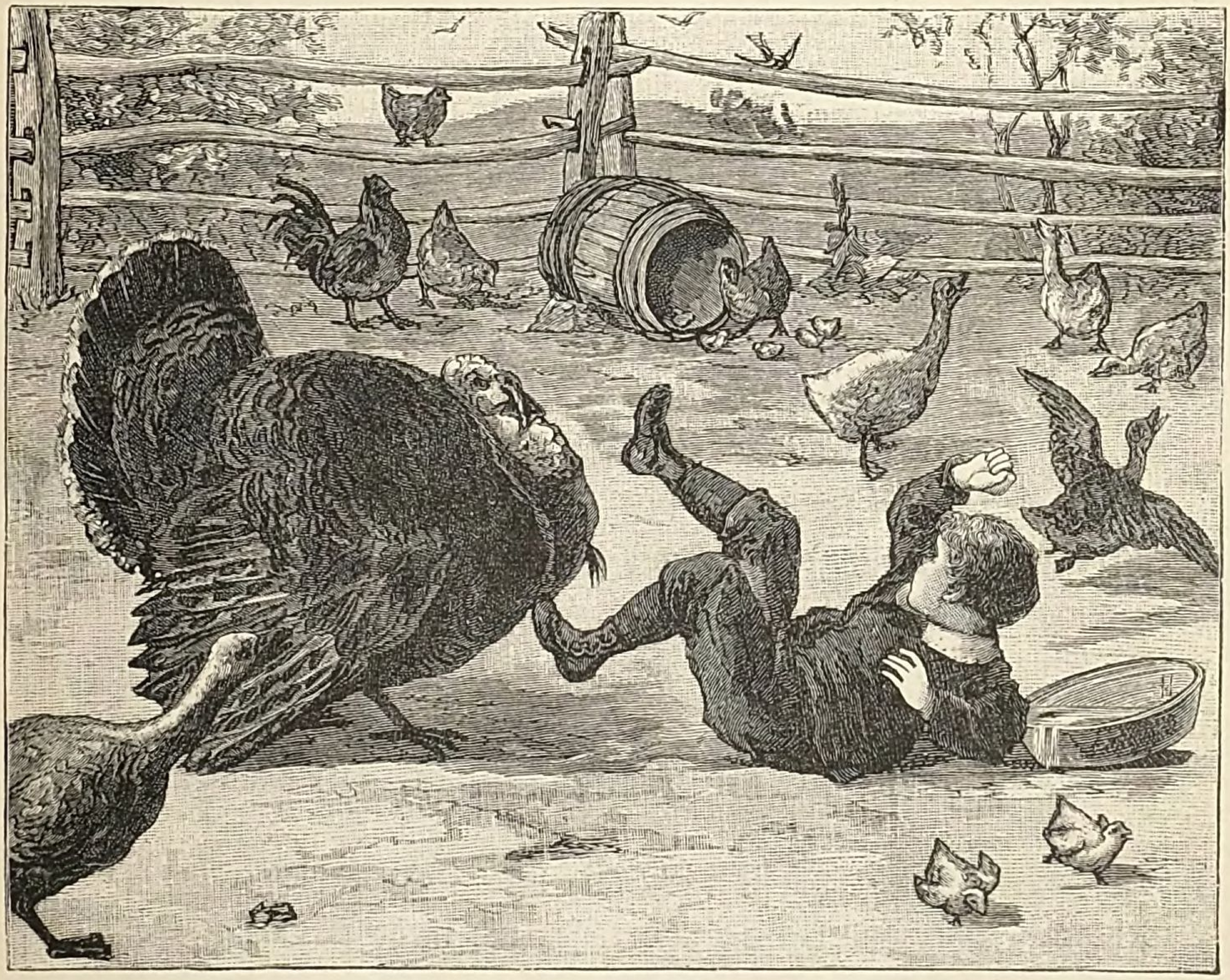
„Einen guten Rat will ich Ihnen noch geben, junger Herr", sagte der alte Forstaufseher freundlich zu Max, der gestern auf Onkels Oberförsterei angekommen und heute gleich mit dem alten Konrad gut Freund geworden war. „Lassen Sie den Herrn Rotkragen in Ruh und reizen Sie ihn nicht". Dabei zeigte er auf einen großen, kollernden Truthahn, der höchst würdevoll auf dem Hühnerhof einherschritt, und vor dem die kleinen, gelben Küken ängstlich nach allen Seiten flohen. „Sehen Sie, ich darf es schon wagen, mein rotes Taschentuch vor ihm zu schwenken, ich hab' ihn ja mit aufgezogen, und da gönnt er es mir schon einmal, daß ich mich mit seiner Leib= und Magenfarbe schmücke; aber einem anderen wollte ich nicht raten, mit etwas Rotem in seine Nähe zu kommen! Ja, ja, es ist ein schlimmer Patron!"

Max sah dem großen Truthahn neugierig nach, folgte dann dem neuen Freund in dessen Stube, unterhielt sich dort mit den Jagdhunden und nahm sich vor, die Weisung zu befolgen. In den ersten Tagen machte er auch immer einen respektvollen Bogen um den gefährlichen Herrn Rotkragen herum und gab sich lieber mit all' den anderen Tieren ab. Mit Hunden und Pferden vertrieb er sich am liebsten die Zeit. Eines Tages jedoch waren diese Spielgefährten fern vom Hofe. Die Pferde waren fort auf dem Felde, die Hunde mit Onkel und Konrad auf die Jagd, und es war ein ganz klein bißchen langweilig für unsern Max. Tante, die ihrem Neffen das ansah, schickte ihn hinauf in sein Stübchen, damit er sich nett anziehe, um mit ihr nachher den Jägern entgegen zu gehen. Das war eine herrliche Aussicht für ihn, und fröhlich eilte er hinauf.

„Ach was", dachte er, als er sich der Weisung Konrads erinnernd, die roten Strümpfe, die er ergriffen, wieder weglegen wollte, „der dumme Truthahn! Ich laufe ja auch vor den Gänsen nicht mehr fort, wenn sie mich auch noch so sehr anzischen — da werde ich mich doch vor dessen Kollern nicht fürchten!" — Und schnell entschlossen zog er die roten Strümpfe an und eilte hinunter. Tante war noch nicht fertig, und wartend blieb er vor der Hausthüre stehen. Es war doch ordentlich schade,

daß der Herr Rotkragen ihn und seine herausfordernden, rotbestrumpften Beine gar nicht zu sehen schien, der ging da mitten zwischen den Gänsen und Hühnern gleichgültig einher und guckte gar nicht nach dem Jungen hin.

„Gewiß hat er Respekt vor mir" dachte Max, „der wagt sich sicher nicht an mich heran. Was da, ich werde ihm einen Besuch machen!" Und kecken Mutes schritt Max auf den Truthahn zu, hob die Beine recht hoch und fragte spöttisch: „Nun, Herr Rotkragen, wie geht's, wie steht's?" Der so Angeredete achtete erst gar nicht auf den kleinen Necker, da plötzlich aber gewahrte er die roten Beine. Zornig



kollernd, die Flügel bis an den Boden spreizend, eilte er vorwärts, warf Max zu Boden und hätte ihn sicher gar übel zugerichtet, wenn nicht zum Glück die Tante in demselben Augenblick gekommen und ihren Neffen aus der Gewalt des erzürnten Tieres befreit hätte. Aus dem Spaziergang zu den Jägern wurde nun freilich nichts, denn Max war beim Sturz in die Wasserschüssel, welche für das Federvieh zur Tränke hingestellt war, gefallen, war tüchtig naß geworden und hatte seinen neuen Anzug sehr beschmutzt. Etwas kleinlaut folgte er der Tante ins Haus, einen ängstlichen Seitenblick auf Herrn Rotkragen werfend, dem er übrigens in seinem Leben nie wieder zu nahe kam.



Zwei Gäste.

„Du, Lottchen“, rief beim ersten Strahl heut früh der kleine Mann,
„Ich möchte gern aus meinem Bett, schnell komm und zieh mich an!“
Beim Waschen hielt er mäuschenstill, das Kämmen ging im Nu,
Eins, zwei und fertig war der Bursch; sagt nur, wie ging das zu?

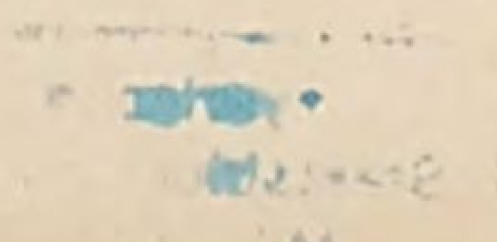
Sonst schlüpft er aus dem warmen Nest doch niemals wie der Blitz,
Ist bei dem Anzieh'n doch zumeist ein rechter Trudelfritz,
Und heut gleicht er dem lieben Kind in seinem Bilderbuch — —
Sieh da, jetzt hab ich's Rätsel raus: „Der Fritzel hat Besuch“.

Ja, gestern Abend kamen an in Johanns altem Bau
Ein niedlicher Kaninchenherr' mit seiner kleinen Frau;
Und nun verlangt's die Höflichkeit, daß man gar früh aufsteht
Und seine Gäste hübsch besucht und sieht, wie's ihnen geht.

Ei, wie der Kohl so trefflich schmeckt, sieh nur, sie schmausen gleich,
Und wie die zwei so niedlich sind, ihr Fellchen, o, so weich!
Doch was das allerschönste ist: Die beiden Gäste dort
Gehören Fritzel ganz allein und reisen nie mehr fort.







Ida und das Eichhörnchen.



Ida saß gelangweilt am Fenster; da fiel ihr Blick auf das Gartenstaket. Dort huschten zwei Eichkätzchen umher. Den buschigen Schwanz auf den Rücken gelegt, saßen sie gleich darauf ausruhend still, und mit unnachahmlicher Zierlichkeit putzten die vierfingerigen Vorderpfötchen an dem kleinen Kopf herum. Die muntere Lebendigkeit und das fröhliche Treiben der flüchtigen Tierchen fesselte das Auge des Mädchens. „Ja“, dachte sie, „wenn die mein wären, wie sollten sie mich ergötzen, wie wollte ich mit ihnen spielen den ganzen Tag, und Nüsse sollten sie haben in Menge! Das wäre etwas anderes als die toten Puppen.“ Sie sprang auf und eilte an ihren Schrank, kramte hastig zwei große Bilderbücher aus demselben, nahm sie unter den Arm, setzte ihren Hut auf und fort ging's durch den Park, dem nahen Gärtnerhause zu. „Hubert“, rief sie dem Sohne des Gärtners zu, der dort mit den Blumen beschäftigt war und nun zu ihr kam, „Hubert, du mußt mir einen Gefallen thun, einen großen Gefallen!“ — „Gern, sehr gern“, antwortete der Knabe, „wenn es in meiner Macht steht und nichts Unrechtes ist.“ „Du mußt mir ein lebendiges Eichhörnchen besorgen“. „Was willst du damit?“ „Ich will es in meiner Stube behalten, will es hegen und pflegen, will es füttern und warten und will mit ihm spielen und springen. O Hubert, du mußt es thun. Siehst du, hier schenke ich dir auch meine beiden neuen Bilderbücher, in denen du so gerne lesen wolltest“. „Nicht doch“, versetzte Hubert, „die Bilderbücher hast du gewiß nicht zum Verschenken bekommen, ich bin auch ohne dieselben bereit, deinen Wunsch zu erfüllen, doch ist dies leichter gesagt als gethan. Die Tierchen haben ihre Nester hoch oben in den Bäumen, und ihr Fang ist schwierig und mühevoll, aber den Versuch will ich machen, und dein Versprechen, mich in den Büchern lesen zu lassen, nehme ich gern an.“

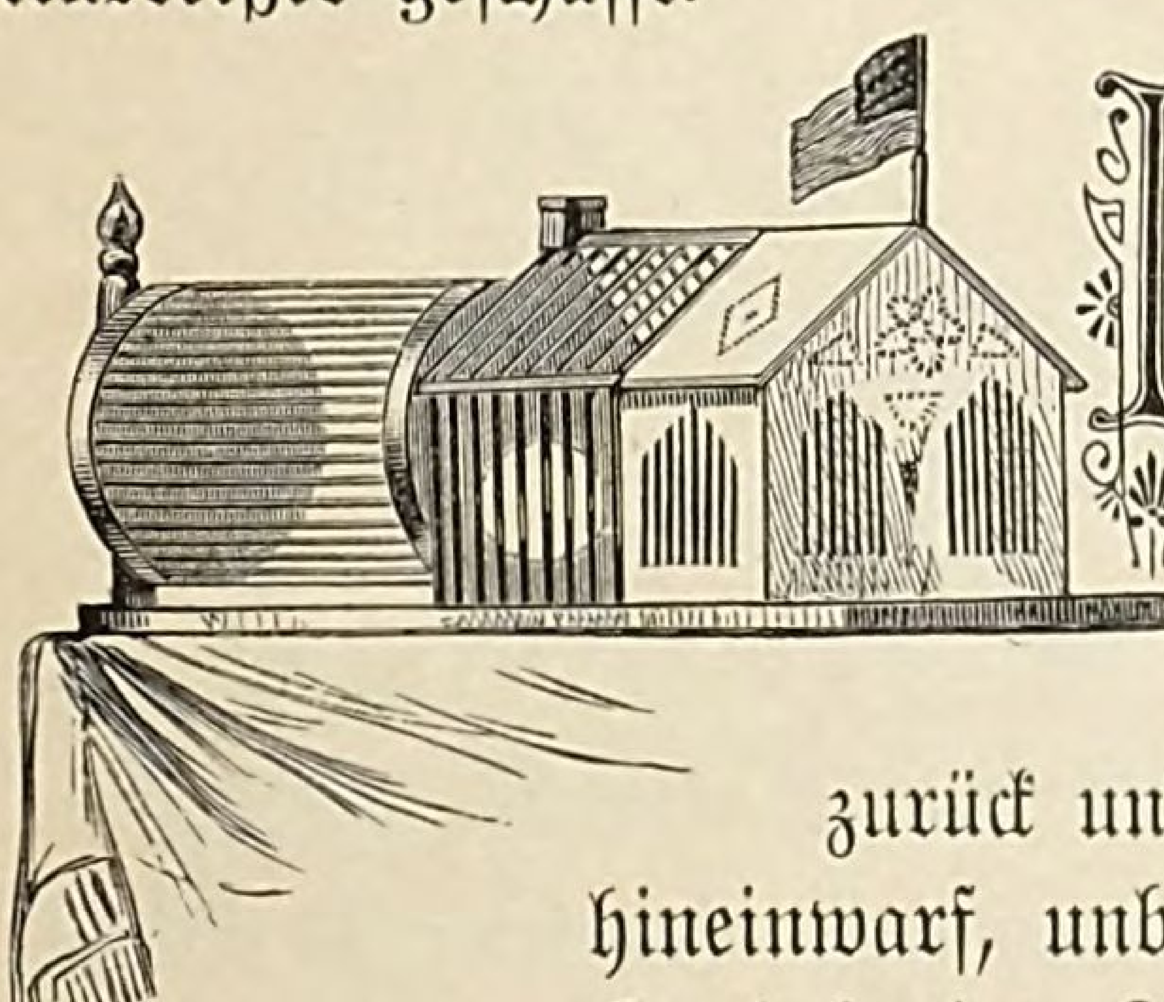
Ida war unwillig, daß sie ihre Ungeduld so lange zähmen mußte.

Ihrer Mutter hatte sie mitgeteilt, was sie gethan und stürmisch beteuert, daß sie der Besitz eines Eichkätzchens unsäglich beglücken würde. Die gute Mutter,



die den unstäten Sinn ihres Kindes kannte, hatte zweifelnd den Kopf geschüttelt. In Huberts Fangsack, den er am Baum befestigte, ging freilich kein Eichhörnchen, dazu waren die Tierchen zu schlau; aber endlich gelang es dem flinken Knaben,

eins, das sich augenscheinlich ein Bein verletzt hatte und nicht so gut klettern konnte, zu erhaschen. Jubelnd klatschte Ida in die Hände, als sie unter der Jacke des heimkehrenden Knaben den rotbraunen Schweif des Kätzchens hervorgucken sah. Hubert hatte ein feines Drahtkettchen mit einem Bande um den Hals des Tierchens befestigt und übergab es dem glücklichen Kinde mit der Warnung, in den ersten Wochen jedes Necken und jede Berührung des scheuen Tieres zu vermeiden und es nicht zu reizen. — Ida versprach alles und hielt nichts. Gerade an dem lebhaften, muntern Wesen ihres Lieblings wollte sie sich ergötzen. Was Wunder daß, kaum in das Zimmer getreten, das Eichhörnchen seine Künste zeigen sollte und dabei gerufen, geliebkost, gezerrt und gezogen wurde! Bob, so hatte Ida ihren neuen Freund getauft, fand dies weniger unterhaltend als seine Herrin; mit einem kräftigen Ruck riß er sich los, und in mächtigen Sprüngen, die Kette hinter sich herschleifend, gelangte er über Tisch und Kommode auf den Kleiderschrank, wo die Kette sich um eine dortstehende Lampe verwickelte, die zu Falle kam und im Fallen eine Tintenflasche sowie den armen Bob selbst mit hinunterriß. Voll Angst floh dieser von neuem, die Spuren seiner tintengeschwärzten Pfoten auf der weißen Bettdecke zurücklassend. Die Verheerung war groß, das Geschehene aber nicht mehr zu ändern. Bob wurde eingefangen, und um die Wiederkehr solcher Vorkommnisse zu verhüten, auf Idas Bitten, aus der Stadt ein eigenes Häuschen für den kleinen Ausreißer geschafft.



Ja, das sah schön und prächtig aus! Es hatte ein besonderes Schlaf- und Eßzimmer und obenauf eine Fahne. Darin mußte es doch Bob sicher gefallen! Aber dieser war anderer Meinung. Nach einigen Tagen zog er sich zusammengekauert in einen Winkel des Käfigs zurück und ließ selbst die Nüsse, die ihm Ida zahlreich hineinwarf, unberührt liegen. Das ärgerte diese, und mit der Hand in den Käfig fahrend, suchte sie ihm eine Nuß in das Maul zu schieben. Bob aber verstand dies falsch, biß zu und trieb seine beiden langen Vorderzähne durch den Finger des Kindes. Laut schreiend lief dieses davon. Die bald eintretende Geschwulst teilte sich der Hand mit, und Ida mußte für einige Tage zu Bett. Als sie wieder genesen war, fragte sie nicht weiter nach Bob, dessen sie überdrüssig war. Er war auch gar nicht mehr da;

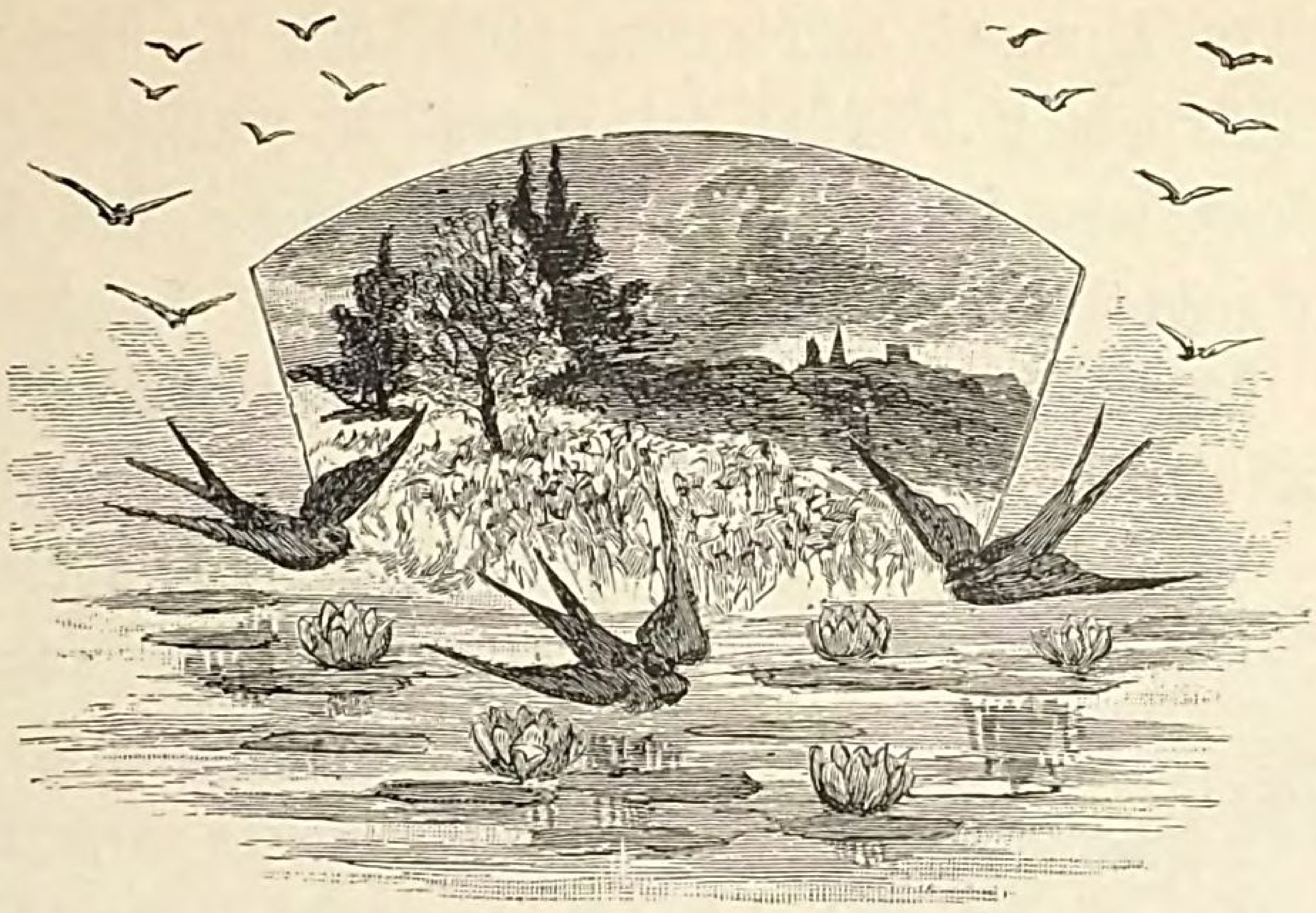
den hatte auf Mutters Geheiß die Wärterin mit der kleinen Lucie in einem Kästchen nach dem Walde getragen und dort wieder in Freiheit gesetzt. „Hättest Du gesehen, wie fröhlich es fortsprang", erzählte Lucie der Schwester nach der Rückkehr, „du hättest dich gewiß mit darüber gefreut. Sieh, das



Eichhörnchen ist einmal nicht für uns zum Spielen da; aber hier die Puppe kannst du nehmen, die beißt nicht!"

Lächelnd nahm Ida diese hin, dankte der kleinen Schwester und versuchte wirklich einmal mit Lucie und deren Kindern zu spielen. Und siehe da, es ging und war viel lustiger, als sie je gedacht!

v. St.



Glückliche Menschen.

Das letzte Haus im Dörfchen war es, wo der Holzarbeiter Franz mit seiner Familie wohnte. Schlicht und recht — stand über der Hausthür, und so stand es auch im Herzen der Bewohner. Da war kein Streben nach Freiheit von der Arbeitslast, nach sogenannten guten Tagen. „Im Schweiße deines Angesicht's sollst du dein Brot essen" — das war Gottes Ordnung und dabei hielten sie's. Sie hatten es denn auch erfahren dürfen, daß der Herr diesen Befehl, der einst als Strafe gegeben wurde, in lauter Segen verwandeln könne, wenn nur von seiten der Menschen Willigkeit und Gehorsam entgegengebracht wird. Wie schmeckte das kärgliche, tägliche Brot so gut und wie gedieh es Eltern und Kindern zu Kraft und Fröhlichkeit! Aber sie genossen es mit Danksagung, denn sie wußten wohl, wessen Kostgänger sie waren. Und nicht allein für des Lebens Nahrung und Notdurft konnten sie täglich fröhlich danken; der Herr hatte ihnen mit dem Herzen die Augen aufgethan, daß sie Seine Herrlichkeit überall schauen durften. Schritt die Mutter an einem schönen Sommernachmittage an der Seite ihrer beiden Mägdlein, den jüngsten Knaben auf dem Arm, rüstigen Ganges durch die wogenden Getreidefelder dem nahen Walde zu — nicht eitlen Müssigganges froh, sondern um dem Vater das Vesperbrot zu bringen und ihm durch die Gegenwart der Seinen die kurze Ruhe süß zu machen — so tönte bald das schöne Lied: Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser lieben Sommerszeit. — An deines Gottes Gaben — mit dem Lerchenschall um die Wette, und die Blumen auf dem Felde und die

Vöglein unter dem Himmel gaben den glücklichen Menschen ungesucht Gesprächsstoff, die Allmacht und Güte des Herrn zu preisen. Heute aber fehlte lieb Mütterlein auf dem sonst so fröhlichen Gange. Das Brüderchen hatte den ganzen Tag geweint — es mochte wohl Zähne bekommen — und nun war es endlich eingeschlafen. Da saß die Mutter bei der Wiege, wehrte dem kleinen Schläfer die summenden Fliegen ab und schüttelte leise mit dem Kopf, als die Mägdlein sie mahnten! „Mutter, komm zum Vater! Aber Vater muß doch sein Vesperbrot haben?“ fragte Mariele vorwurfsvoll. „Gewiß, Kinder. Ich habe schon das Körbchen gepackt, als ihr noch in der Schule waret. Auch euer Brot liegt darin und schöne, süße Kirschen dazu. Nun geht zum lieben Vater und schmaust mit ihm.“ „Mutter, allein, ohne dich?“ fragt Lieschen ängstlich — denn sie ist, trotz ihrer sieben Jahre ein Hasenfuß und hängt am liebsten dem Mütterlein an der Schürze.

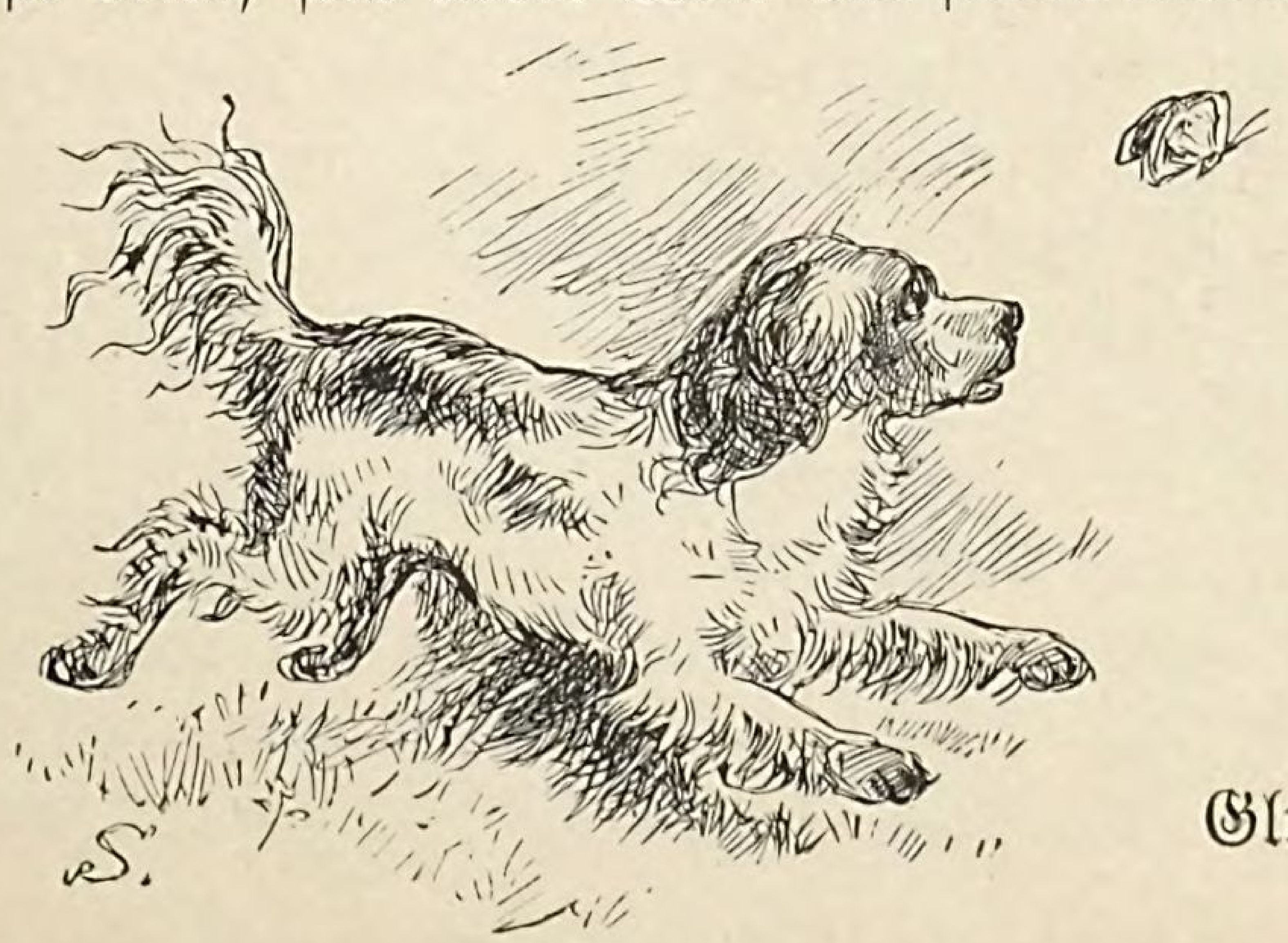


„Ihr seid nie allein, Lieschen. Fromme Kinder geleiten Gottes Engel“.

So gehen denn die beiden Schwestern den bekannten Pfad. Mariele voll guter Zuversicht, aber klein Lieschen klopfenden Herzens, als sich der Wald vor ihnen aufthut. Seht nur, wie sie sich fest an ihr Schwesterchen klammert, mit wie ängstlichen Augen sie vorwärts schaut. Da schlägt ein Hund in der Ferne an. Im Augenblick ist sie an Maries Seite und ruft im weinerlichen Ton: „Aber nun, aber nun!“ Mariele muß lachen. „Ach, Lieschen, kennst du denn unsern Bello nicht? Paß auf, gleich wird er zum Vorschein kommen. Er will uns den Weg zum Vater zeigen“. Und nun lacht Lieschen auch, denn wirklich kommt Bello schweifwedelnd und vor Freude bellend und läßt sich von den

Kindern liebkosen. Nun geht es zu dreien weiter, dem Tone nach, wo die Axt erklingt. Der Vater wischt sich den Schweiß von der Stirn und sieht seine Kinder mit freundlichen Augen an.

Sie setzen sich alle auf einen umgehauenen Baumstamm, und Vater teilt das Vesperbrod aus. Vom nahen Quell schöpft Mariele krystallhelles Wasser. Das ist reine Gottesgabe und schmeckt viel besser als alles künstliche Getränk. Auch bleibt der Kopf dabei klar, die Augen hell und das Herz frisch. Aber der Bello muß auch sein Teil haben — und daß Bello auch nach den Kirschen schnappt, die ihm die Kinder, am Stiele schaukelnd vor die Nase halten, macht der ganzen Gesellschaft großen Spaß. „Nun geht's aber wieder an die Arbeit, Kinder," sagt der Vater nach einer Weile. „Mutter hat zwei Näpfe zum Erdbeersammeln in den Korb gestellt. Will doch sehen, wer seinen Napf zuerst voll hat." Hurtig springen die Kinder davon und Bello hinterdrein, sehr geschäftig und wichtig, als hätte er die meiste Arbeit dabei. Die roten, süß duftenden Beeren zu sammeln ist eine Lust, und sie stehen ringsum in solcher Fülle, daß manch eine in den rosigen Mund der kleinen Mädchen wandern kann und die Näpfe doch noch übervoll werden. So vergeht die Zeit im Fluge. Aus dem Dörfchen schallt das Abendläuten durch die stille Luft herüber. Der Vater legt sein Gerät zusammen und ruft die Kinder. Nun wird der Heimweg unter fröhlichem Geplauder angetreten. In der niedern Hausthür steht schon die Mutter, den zappelnden Jüngsten, der seinen Schmerz ausgeschlafen hat, auf dem Arm, die Augen mit der Hand vor der blendenden Sonne beschattend und schaut nach Mann und Kindern aus. „Grüß Gott zum Feierabend" ruft sie ihnen entgegen, und der Mann beschleunigt seinen Schritt fröhlichen Mutes. Mit dem freien Arm umfaßte er sie beide, sein liebes Weib und seinen wilden Buben, der mit beiden Händen nach seinem Bart greift. Wie reich ist er in seinen Lieben, die sein Blick dankesfroh umfaßt! Lieschen reicht der Mutter glühenden Antlitzes den großen Kornblumenstrauß, welchen sie auf dem Heimwege gepflückt, und Mariele streichelt dem Brüderchen die nackten Beinchen. Glückliche Menschen!



Helene Krüger.

Die musikalischen Stühle.

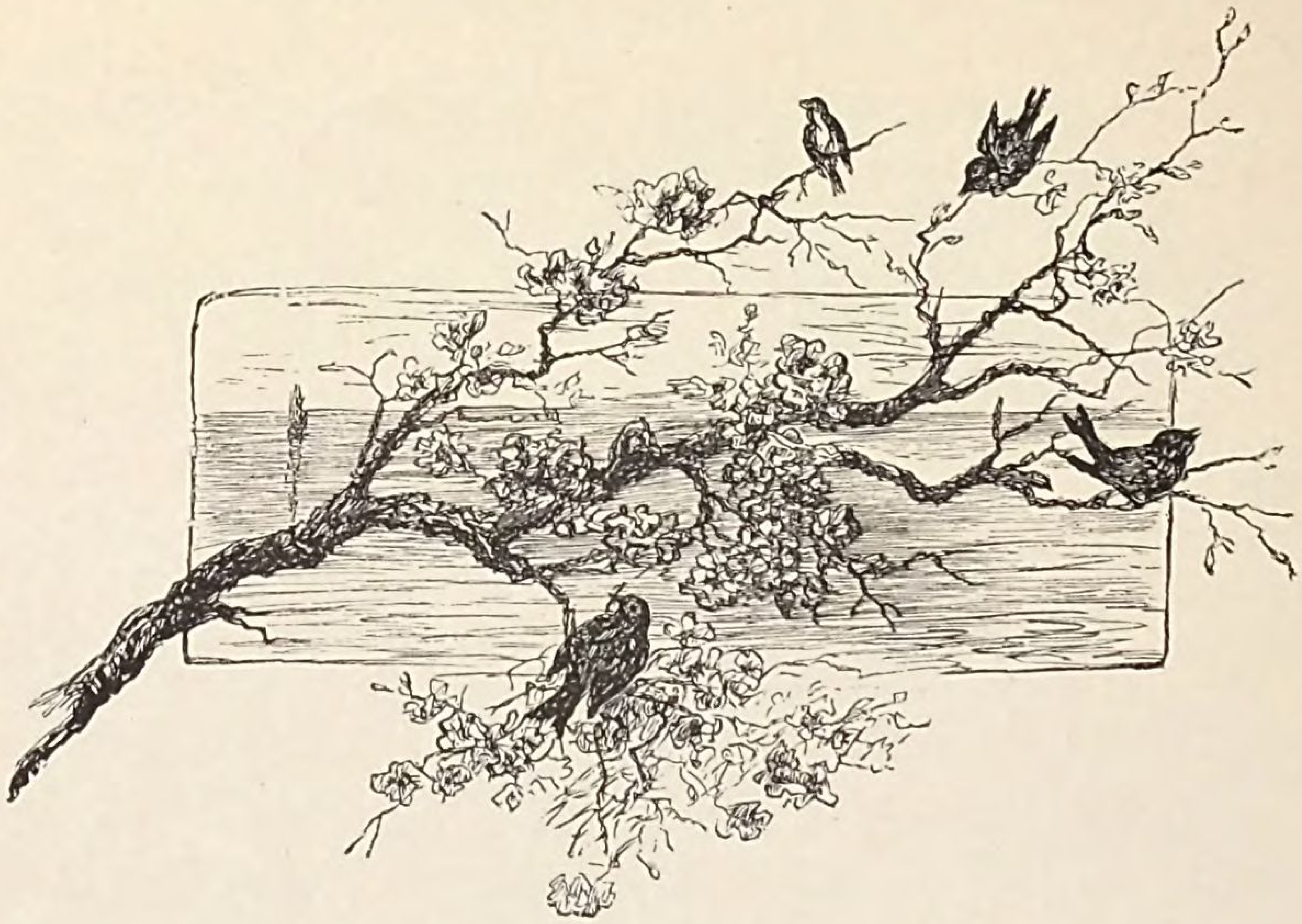
Eine lustige Kindergesellschaft ist versammelt. Fröhlich sitzen sie alle im Kreise und ruhen sich, nachdem sie lange wild herumgesprungen sind, bei einem ruhigen Spiele aus. „Pantoffel suchen", heißt dasselbe. Franziska gibt einen ihrer Schnallenschuhe dazu, und dieser wandert nun im Kreise herum, während Minna versucht, seiner habhaft zu werden. Aber das geht nicht so schnell, wie ihr denkt! Während sie einen nach dem andern, bei dem sie den Pantoffel versteckt glaubt, höflich fragt,

„Ich möchte zum Ball und hab' keinen Schuh,
Brüderlein (oder Schwesterlein) du?"

ist der Pantoffel schon längst heimlich dem Nachbar zugesteckt, oder blitzschnell dem gegenübersitzenden Kinde zugeworfen worden. Minna wird gar oft angeführt und herzlich ausgelacht, ehe sie ihn endlich abfängt, als der kleine Kurt ihn dem Berthold hinüberwirft. Und so spielen sie lustig, bis Tante Lisette alle Kinder hinein ins Zimmer ruft und ihnen saftige Kirschen und Butterbrot zum Vesperschmaus gibt.

Soll ich euch einmal ein neues Spiel lehren? fragt sie die Kinder. Diese stimmen jubelnd ein und wollen sofort wissen, welchen Namen denn das neue Spiel habe. — Es heißt „die musikalischen Stühle" und muß im Zimmer gespielt werden. — Schnell stellt Stühle in eine lange Reihe dicht neben einander her, hübsch hierher in die Mitte. Aber halt, nicht so, wie wenn sie als Plätze für Zuschauer dienen sollten, die doch alle nach einer Seite hinsehen müssen, sondern immer abwechselnd einen mit dem Sitz, dem andern mit der Lehne nach vorn. So ist's richtig! Nun wollen wir zählen, wie viel Mitspieler wir haben. — Zehn seid ihr. Gut, dann brauchen wir neun Stühle, denn es muß immer ein Stuhl weniger vorhanden sein, als Personen am Spiel teilnehmen. Nun habt ihr um die Stühle herumzuwandern. Lotte führt an, und die andern folgen. Jedes faßt seinen Vordermann am Kleid; aber fein vorsichtig, daß kein Schwänzchen abgerissen wird! Ich setze mich ans Klavier und mache Musik dazu. Spiele ich langsam, so marschiert ihr ebenso, fange ich rasch an, so müßt ihr euch gehörig eilen, um im Takt zu bleiben! Höre ich aber plötzlich auf, so sucht jeder so schnell als möglich einen Sitz. Wer keinen gefunden hat, zahlt ein Pfand! — Nun setzte sich Tante ans Klavier. Erst spielte sie ganz langsam, so daß die Kinder Zeit hatten, wie die Störche gravitätisch einherzustolzieren, doch gleich darauf ging es im raschesten Tempo weiter und plötzlich mitten im Takt hörte die Musik auf. Unter Lachen und Scherzen suchte jedes Kind schnell einen Sitz zu gewinnen. Das war gar nicht so leicht, denn alles drängte sich durch einander. Schließlich aber saßen alle, bis auf die dicke, kleine Minna, die eben immer einen Posttag zu spät kam, und nun ein Pfand geben mußte. Gleich darauf begann das Spiel von neuem, und die Kinder vergnügten sich dabei so gut, daß ihnen der Nachmittag sehr schnell verging und sie sich vornahmen die „musikalischen Stühle" recht oft zu spielen.


L.L.



Wie zwei Knaben zu einem Vogelhaus kamen.

Ein elfjähriger Knabe, ein Quartaner, hatte in einem kleinen Vogelbauer ein Zeisighähnchen. Er wollte sich gern, da ihm das Tierchen viel Vergnügen machte, noch mehr Vögel anschaffen, doch leider war der Käfig kaum groß genug für den einen Bewohner, und das Taschengeld reichte zum Ankauf eines neuen bei weitem nicht aus. Doch Not macht erfinderisch. Eugen beriet sich lange Zeit mit einem gleichalterigen Freunde, der auch die Vögel sehr liebte, hin und her, wie man wohl ohne viele Kosten zu einem Vogelhaus kommen könnte. Und siehe da, es gelang ihnen, eines herzustellen. Eines Mittwochs Nachmittags baten die beiden Freunde auf einer Schneidemühle um Abfallbretter, die ihnen gern geschenkt wurden. Glücklich trugen sie dieselben unter einen Schuppen des elterlichen Hauses, der zur Werkstätte eingerichtet wurde. Freilich kostete es manche freie Stunde und manchen Schweißtropfen, ehe mit Hilfe des freundlichen Tischlerlehrlings, der gegenüber wohnte und nach dem Feierabend etwas half, das Vogelhaus von etwa 2 Meter Höhe und 1½ Meter Breite zu stande gekommen war. Aber die Knaben waren dann auch stolz wie die Könige, als ihr Werk, außen braun und innen mit Schlemmkreide gestrichen, fertig da stand. Zum innern Anstrich wählten sie Schlemmkreide deshalb, weil sich die Vögelchen durch Picken an der Farbe leicht

hätten schaden können, und ihnen ihr Häuschen doch so freundlich als möglich erscheinen sollte. Als das Vogelhaus getrocknet war, wurde es mit grünen Zweigen freundlich geschmückt, mit reichlichen Sitzstangen versehen, mit feinem Flußsand bestreut und von den Knaben in einer hellen Bodenkammer, die Eugens Mutter freundlich dazu bewilligte, aufgestellt. Nachdem nun noch für Futter und Trinkwasser gesorgt war, wurde das Zeisighähnchen als erster Gast hineingelassen. Das schaute sich einmal verwundert um in dem neuen Hause, wo es wieder frei seine Flügel gebrauchen konnte wie ehedem im schönen, grünen Wald! —

Die beiden Knaben hatten gefürchtet, der kleine Leo, so nannten sie das Zeisighähnchen, würde jetzt nicht mehr so zahm sein, wie zuvor; jedoch zu ihrer großen Freude, war dies nicht der Fall. Es kam nach wie vor an das Gitter, fraß Hanfkörner aus dem Munde und setzte sich, sobald das Thürchen geöffnet wurde, auf die Hand und die Schulter der glücklichen Besitzer. Nun hatten diese nur den einen Wunsch, ihrem Leo einige Gefährten zu geben und zählten immer wieder ihren Pfennigschatz, der doch nur langsam wachsen wollte und noch lange nicht zur Anschaffung neuer Vögel reichte. Da führte ein glückliches Geschick Eugens Paten nach der Stadt, und dieser schenkte demselben beim Abschied einen blanken Thaler mit dem Bemerken, daß sich der Knabe dafür kaufen dürfe, was er wolle. Niemand war froher als unsere zwei Quartaner! Mit dem ersparten Geld reichte ihr Besitz nun zur Anschaffung eines Kanarienvogelpärchens, das auch sofort besorgt und im Vogelhaus einquartiert wurde. Leo, das Zeisighähnchen, schien sehr erstaunt über die neuen Mitbewohner und hielt es argwöhnisch für angemessen, sie erst mehr aus der Ferne zu betrachten. Bald nach Einzug der Kanarienvögelchen wurden kleine Nistkästchen an der Seite des Vogelhauses angebracht. Wenige Tage später betrachteten sich die Tierchen die Wohnungen genauer, flogen bald hier und dort hinein und prüften, wo sich wohl das Nest am besten bauen ließe. Als sie darüber im klaren waren, trugen sie fleißig zu Neste.

Zu diesem Zwecke steckten die Knaben Charpie an das Gitter, und die Vögelchen holten sich dieselbe geschwind immer fort und polsterten ihr Nest damit warm und behaglich aus. Das Weibchen legte fünf Eier hinein; nach neuntägigem Brüten krochen die kleinen Vögel aus, und es gab nun viel zu thun für die Eltern. Leider aber bewährte sich die Charpie als Nestfütterung nicht gut, einer der jungen Vögel hatte sich das Beinchen ausgerenkt, weil dieses

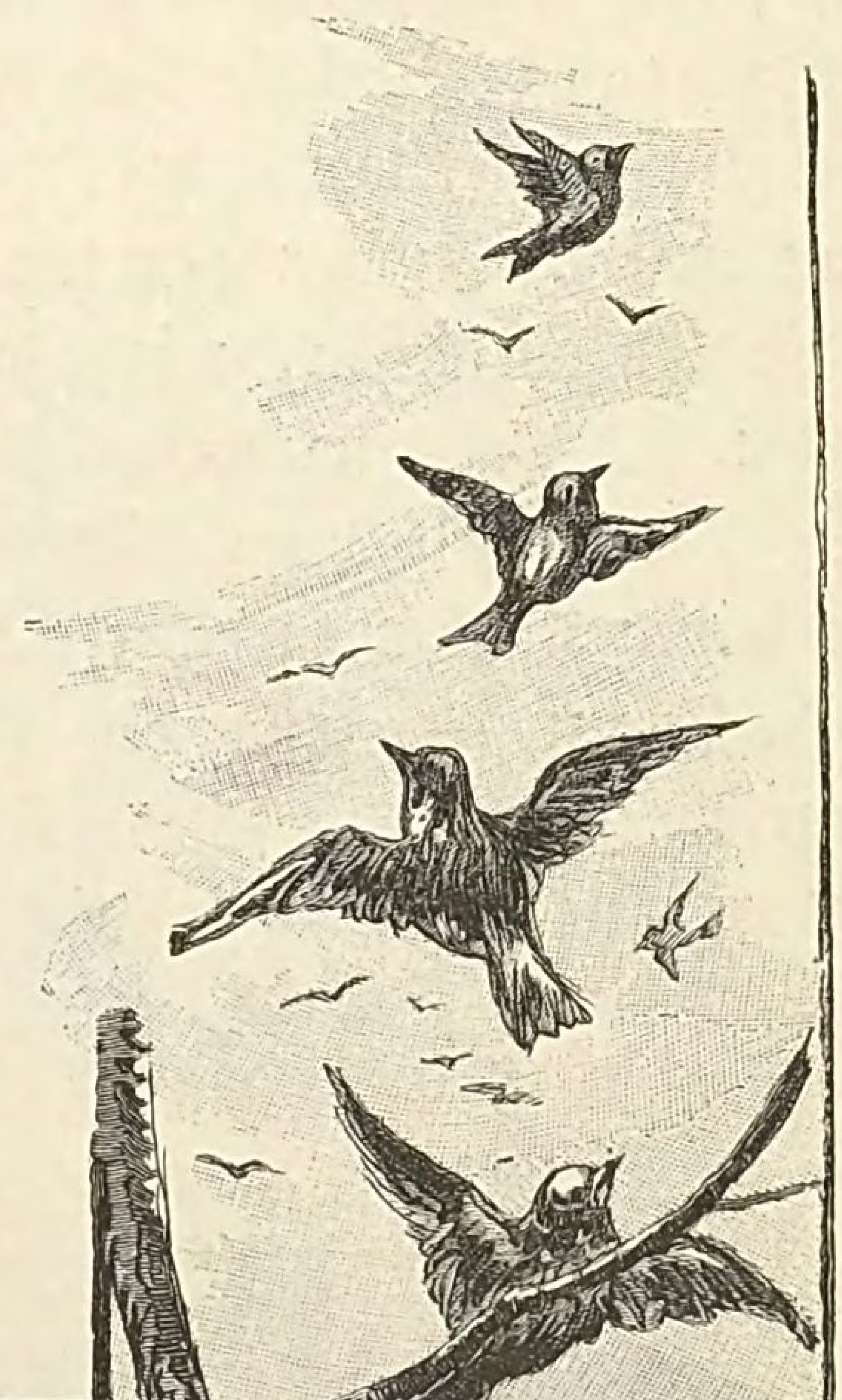
an einem Fädchen hängen geblieben war. Nun mußten die Knaben auch Vogeldoktoren werden. Aber siehe da, es ging! Das Beinchen wurde vorsichtig mit Schwefelhölzchen geschient und mit Oel bestrichen, wodurch es in kurzer Zeit gänzlich geheilt wurde. - Von da an gaben die Knaben Moos, welches sie im Busche suchten, statt der Charpie. Die kleinen Kanarienvögelchen wurden mit gehacktem Ei und etwas geriebener Semmel, welches mit Wasser zu einem dicken Brei gerührt wurde, von ihren Eltern gefüttert. Es war lustig mit anzusehen, wenn ein Vögelchen den Schnabel aufsperrend, hinter Vater und Mutter herflog, denn die Eltern setzten das Füttern auch dann noch fort, als die Kleinen schon das Nest verlassen konnten. Kaum waren diese aber selbständig geworden, so fing Vater und Mutter von neuem an, das Nestchen zu bereiten, Eier hineinzulegen und zu brüten. Im ersten Sommer geschah dies drei Mal. Der arme Leo sah dem Nestbereiten oft zu und schien sehr neidisch auf das häusliche Glück der Kanarienfamilie, denn er neckte sie beständig.

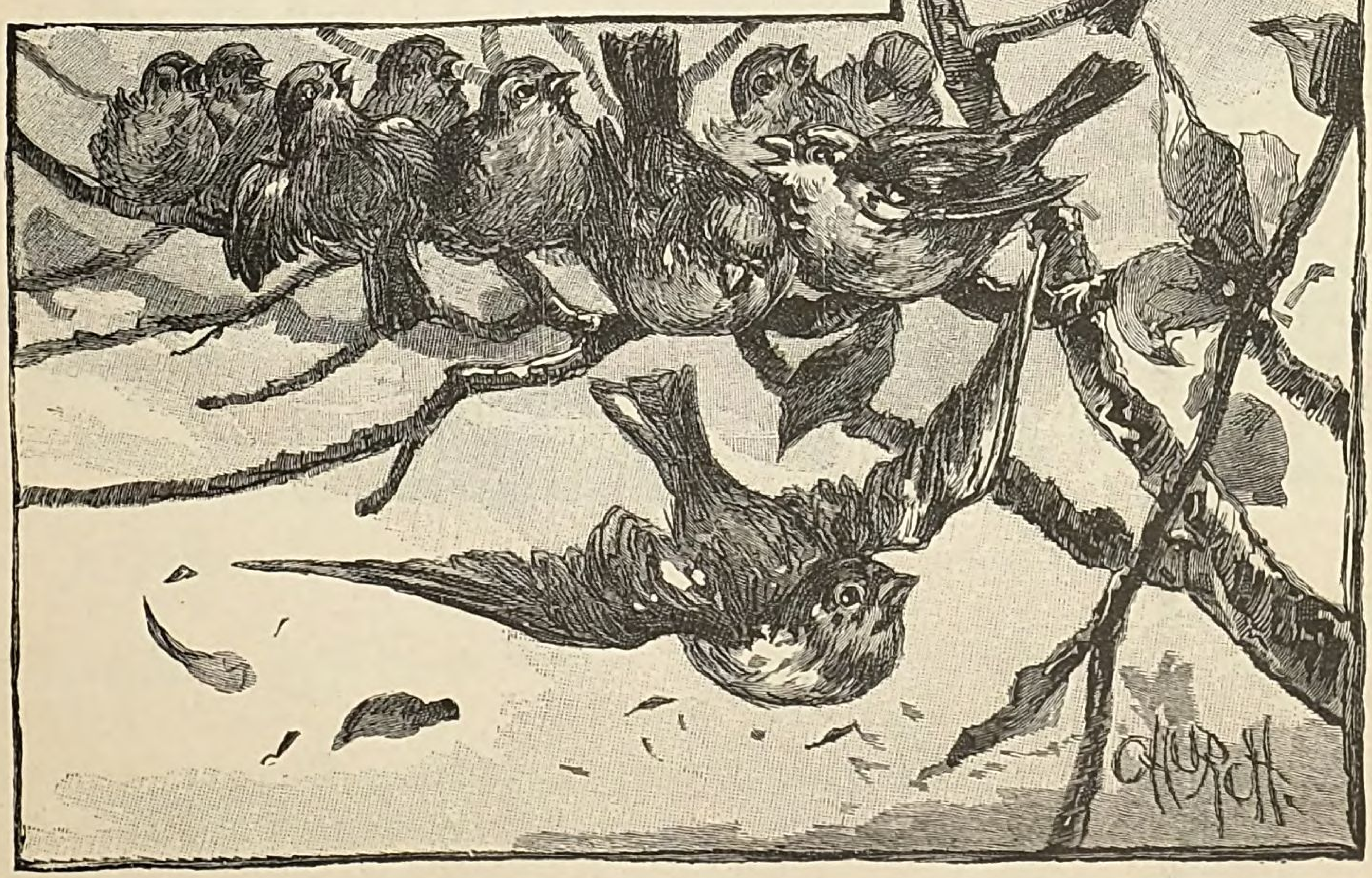


Hatten die zwei sich das Nest gepolstert, so zog er geschwind die mühsam zusammengetragenen Moosflöckchen wieder heraus. Da kamen die Knaben auf den Gedanken, daß sich der kleine Zeisig gewiß auch gern ein Nest gebaut hätte. Von einem Mitschüler erstanden sie ein Zeisigweibchen und schenkten es dem Leo als Gesellschafterin. Dieser schien sehr erfreut darüber, und es währte auch nur kurze Zeit, so hatten sich beide ein Nistkästchen gewählt.

Der Zeisig brütet sehr schwer in der Gefangenschaft, deshalb hatten die Knaben zwei Kästchen ganz mit Tannenreisig umsteckt und sehr viel Moos hineingethan. Das dunkelste von beiden bezog das Weibchen und legte fünf Eier hinein. Als 9 Tage um waren, sahen die Knaben mit der größten Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo das Weibchen einmal das Nest verlassen, würde, denn sie waren so sehr gespannt darauf, ob sich junge Vögelchen vorfinden würden. Endlich flog das Weibchen für einen Augenblick herunter, und die Knaben sahen zu ihrer größten Freude zwei kleine Zeisige im Neste liegen. Lange hatten sie nicht Zeit, sie zu betrachten, sofort flog das Weibchen auf das kaum verlassene Nest. Nun hatte Leo viel zu thun, denn er mußte nicht nur die Kleinen, sondern auch sein Weibchen mit Futter versorgen, so lange bis alle fünf Vögel ausgekrochen waren, und die Mutter beim Füttern helfen konnte. Welch' reges Leben herrschte am Ende des Sommers in dem Vogelhaus!

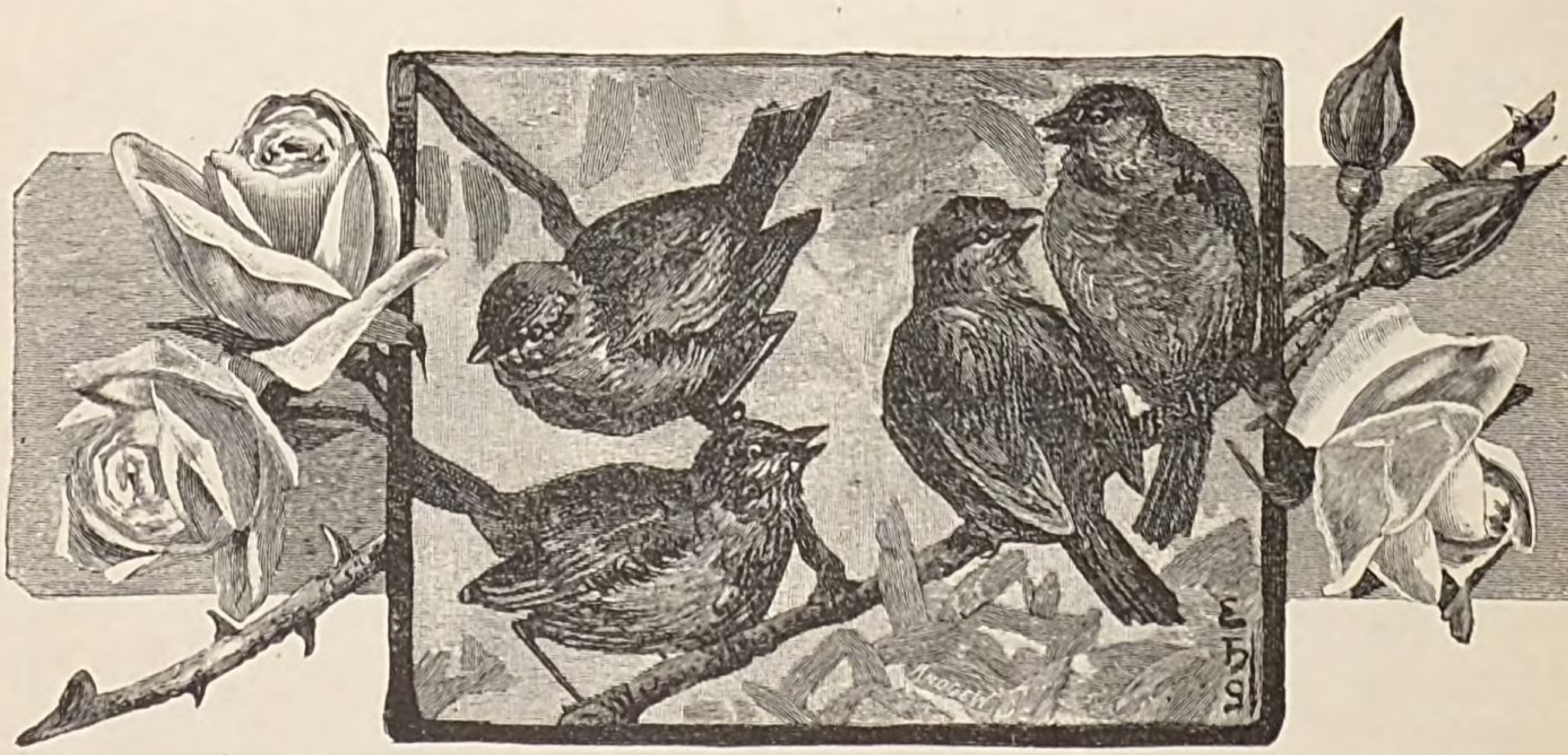
Vater und Mutter Kanarienvogel hatten 20 Gelbröckchen, die alle fröhlich durcheinander flogen und zwitscherten, und die Zeisigmutter, die auch drei Mal brütete, hatte sechs Kinderchen aufgezogen, die andern waren leider gestorben. Da aber unter diesen jungen Vöglein manch' kecker Schlingel war, der die kleinen Nesthäkchen neckte und hackte, so richteten die beiden Knaben eine besondere Kinderstube für die Wildfänge ein, indem sie das Haus in der Mitte durch eine Wand teilten. Damit nun das junge Volk zu thun habe, fabrizierten die beiden Freunde ein Spielzeug, das sie Karussell nannten. Sie steckten dazu einen Stab durch das Haus, der sich locker drehte und befestigten daran kleine Stäbchen in der Art, wie die Speichen an einen Rade. Sobald nun ein Vögelchen auf ein solches Stäbchen flog, drehte sich das Rädlein herum. Welche Lust und Vergnügen war es, dem zuzuschauen!





Als das Vogelhaus nur einige Bewohner hatte, war ein Teller mit Wasser für die Vögel zum Baden ausreichend gewesen, als aber die Zahl derselben bis auf 29 gestiegen war, erwies sich diese Vorrichtung als unzureichend. Nun wurde mit Hilfe eines großen in der Mitte durchbohrten Blumenuntersatzes und eines Gummischlauches, der in einem Wassertopf hing, ein Springbrunnen hergestellt. Das gab nun wieder eine neue Unterhaltung. Sobald die Knaben mittags aus der Schule kamen, und die liebe Sonne in das Vogelhaus ihre Strahlen sandte, wurde der Springbrunnen in Bewegung gesetzt. Eilig flogen dann die Vögel unter den herabfallenden Strahl und badeten sich. Es war zu niedlich anzusehen, wie eifrig sie dann an ihrem Federkleid strichen und putzten, bis dieses wieder ganz glatt und ordentlich aussah.

So wurde denn dies mit so geringen Kosten hergestellte Vogelhaus den beiden Knaben zu einer Quelle der reinsten Freude, und noch jetzt wenn Onkel Eugen — denn der einstige Vogelhausbesitzer ist schon längst kein Quartaner mehr — seinen Neffen und Nichten von seiner Jugend erzählt, sieht er ganz besonders fröhlich aus, sobald er der gefiederten Freunde gedenkt.





Welche Tiere sind auf diesem Vexirbilde?

Vergleiche Auflösung Seite 176.

Die drei Püppchen.

Lenchen und Linchen und Lieschen
Das waren der Kinder drei,
Die kamen einmal nach der Schule
Am Puppenladen vorbei.

Sprach Lenchen: O schaut nur die Schöne
Im Atlaskleidchen mit Gold —
O, wenn nur das liebe Christkindchen
Mir ein Püppchen wie das schenken wollt!

Sprach Linchen: Nein, die wär' mir lieber
In Spitzen und himmelblau —
Ich muß es Mama nur sagen,
Solch eine wünscht' ich genau!

Sprach Lieschen, die Kleinste, bescheiden:
Ich wünsche kein Püppchen so stolz!
Ich dünkt' mich ja reich schon und glücklich,
Hätt' ich nur ein Püppchen von Holz!

Und das Christkindel oben im Himmel,
Das hörte die Wünsche der Drei —
Und es schickte sein Engelein nieder,
Damit es Erhörung verleih'!

Und Lenchen und Linchen und Lieschen,
Bekamen wie sie gewollt —
Ein jed's ihr gewünschtes Püppchen,
Von Holz und von Atlas und Gold.

Nun, wie es den Dreien ergangen,
Und wer traf die glücklichste Wahl
Welch' Püppchen lebte am längsten,
Ja, ja — das ratet einmal!

A. Brauer.





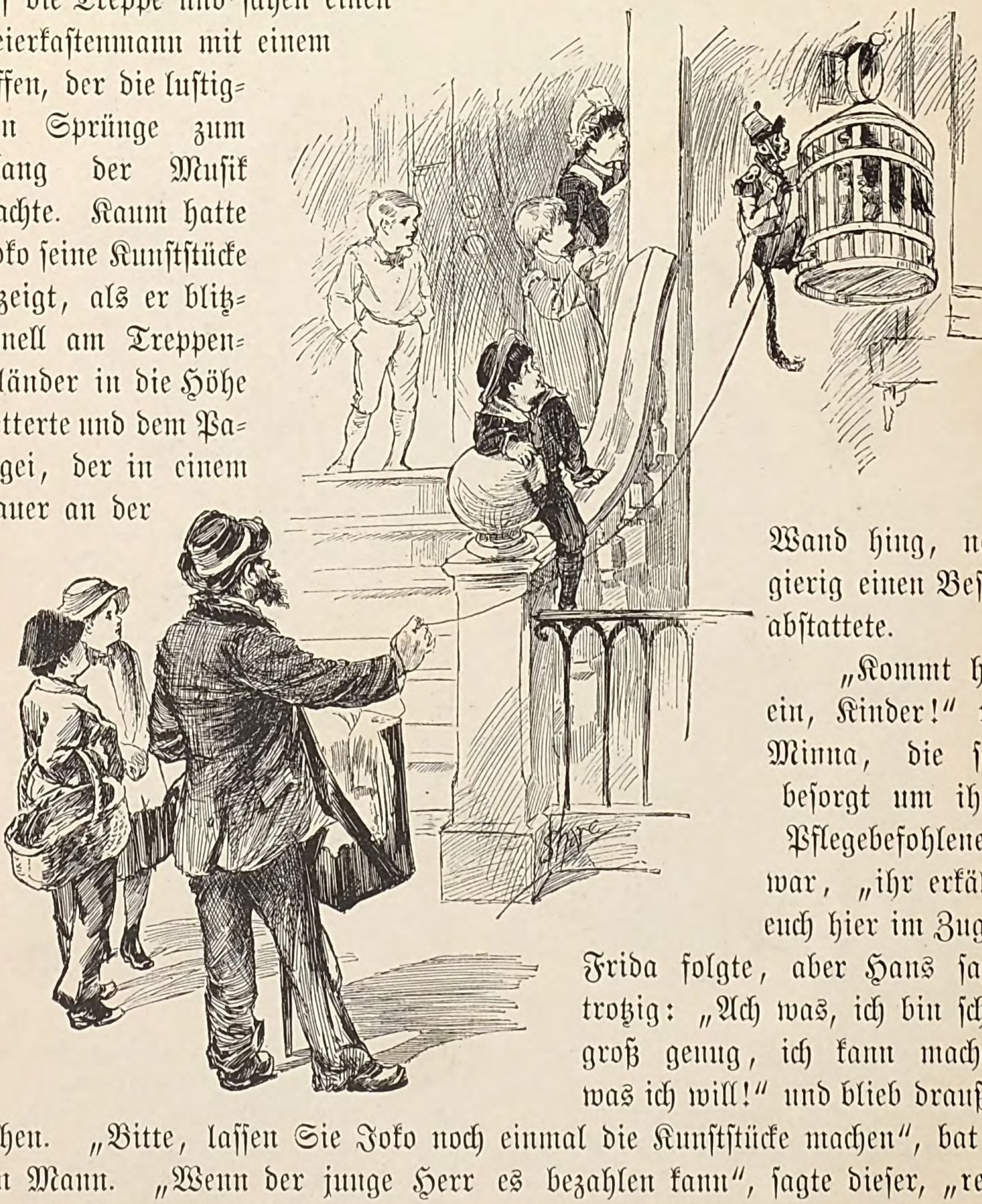
Sechs Jahr alt.

Als jüngst sechs helle Kerzen brannten
Auf Hildegards Geburtstagstisch,
Begann sie jubelnd gleich zu zählen
Und rief dann, ach, so froh und frisch:
„Sechs Jahre, o, wie ich mich freue,
Daß ich nicht mehr zu warten brauch',
Als „Sechser“ kommt man in die Schule,
Gelt, Mütterchen, nun geh' ich auch?“ —

Ja wohl, sie geht! Am Gartenthore
Sagt sie mir stets ein Abschiedswort
Und eilt dann voller Lust und Freude
In ihre liebe Schule fort.
Ich geh' allein zurück zum Hause,
Drin ist's so öde, still und leer:
Ach, daß mein lust'ger, kleiner „Sechser“
Doch lieber noch ein „Fünfer“ wär!

Ein schlimmer Kauf.

Lustiger Lärm drang von unten herauf. Hans und Frida, die mit der Köchin allein haushielten, denn Vater und Mutter waren verreist, eilten auf die Treppe und sahen einen Leierkastenmann mit einem Affen, der die lustigsten Sprünge zum Klang der Musik machte. Kaum hatte Joko seine Kunststücke gezeigt, als er blitzschnell am Treppengeländer in die Höhe kletterte und dem Papagei, der in einem Bauer an der



Wand hing, neugierig einen Besuch abstattete.

„Kommt herein, Kinder!“ rief Minna, die sehr besorgt um ihre Pflegebefohlenen war, „ihr erkältet euch hier im Zug!“ Frida folgte, aber Hans sagte trotzig: „Ach was, ich bin schon groß genug, ich kann machen, was ich will!“ und blieb draußen stehen. „Bitte, lassen Sie Joko noch einmal die Kunststücke machen“, bat er den Mann. „Wenn der junge Herr es bezahlen kann“, sagte dieser, „recht gern, sonst muß ich weiter ziehen“. „Natürlich kann ich bezahlen“, rief Hans, dem es schmeichelte, sich „junger Herr“ angeredet zu sehen. Seine Taschen

waren freilich leer, das Taschengeld war ausgegeben, aber zu was hatte er denn seine Sparbüchse, die schöne silberne, mit den vielen blanken Thalern! Wohl sagte eine Stimme in ihm, daß er dies Geld nicht berühren dürfe, und er schlich sich auch wohlweislich auf den Zehen hinein an Mamas Schreib-



tisch, um die Büchse zu holen, aber er beruhigte sein Gewissen damit, daß er ja das Geld von Großpapa und dem Paten erhalten habe, und daß er jetzt groß genug sei, über dasselbe zu verfügen. Schnell gab er dem Manne ein Silberstück und vergnügte sich an den Sprüngen und Grimassen Jokos. Minnas und Fridas wiederholtes, freundliches Bitten, doch zu ihnen hineinzukommen, ließ er vollständig unbeachtet! „O wäre ich doch reich genug, einen



Affen zu kaufen! Der kostet wohl sehr viel Geld?" fragte er, und durchzählte dabei seine Silber- und Goldstücke, nach denen der Mann mit verschmitztem Gesicht schielte. „Freilich", sagte dieser, „Affen sind sehr teuer; unter gewöhnlichen Verhältnissen könnten Sie wohl keinen erschwingen, junger Herr! Aber sehen Sie, das trifft sich ja ausgezeichnet. Ich habe das Wanderleben satt und will mich zur Ruhe setzen, deshalb möchte ich den Joko hier verkaufen, und weil Sie ihn so lieb zu haben scheinen, da werde ich Ihnen denselben billig lassen!"

„Wirklich!" rief Hans voller Freude, „o, das wäre ja herrlich! Ich danke Ihnen. Wie viel soll er denn kosten?" — „Nun, 's ist zwar nicht gar viel in Ihrer Sparbüchse, aber wenn Sie das Ding selber noch mit dazu geben, da will ich schon einmal damit zufrieden sein!" sagte Jokos Herr, und ehe sich Hans, dem doch ein wenig das Herz schlug, als er die Büchse — das Geschenk seiner verstorbenen Großmama — in den weiten Taschen des Mannes verschwinden sah, recht besinnen konnte, da stand er schon allein auf dem Flur und hielt die Leine des Affen in der Hand. Er wollte den Mann zurückrufen, aber als er an die Thür kam, war jener längst schon um die Ecke. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, wo er eigentlich mit Joko hinsollte? „Daß ihn nur Minna nicht zu sehen bekommt", dachte er, „ich werde ihn in das Besenkämmerchen unter der Treppe stecken und den Schlüssel abziehen,

dann merkt es niemand und später, wenn Vater und Mutter heimkommen — bei dem Gedanken war ihm gar nicht wohl zu Mut — nun dann wird schon Rat werden!“ Schnell faßte er nach Joko, um ihn hineinzutragen, aber o weh, der Affe, der ihm jetzt ganz und gar nicht mehr liebenswürdig schien, kratzte und schlug nach seinem neuen Herrn, so daß es diesem nur mit Mühe und Not gelang, ihn in die abgelegene Besenkammer zu bringen. Sobald er das gethan, ging er ruhig, als sei nichts geschehen, ins Zimmer, ließ sich sein Vesperbrot geben und eilte wieder hinaus, um dasselbe mit Joko zu teilen. Kaum hatte er die Thür etwas geöffnet, als der Affe, dem der Aufenthalt im dunklen Raum ganz gegen allen Spaß war, ihm auf den Arm sprang und ihm die Hand so zerkratzte, daß ihn Hans zornig fortschleuderte, das Brot hineinwarf und schnell wieder die Thür verschloß. „Er muß sich erst an mich gewöhnen“, mit diesem Trostgrund suchte er die ihn quälenden Gedanken zu beschwichtigen, aber er ergriff freudig die Gelegenheit, an etwas anderes denken zu können und sagte gleich ja, als Minna ihn ganz zaghaft frug, ob er mit ihr und Frida in die Stadt gehen wolle, um Einkäufe zu besorgen. Schnell machten sich die Kinder bereit, Frida setzte ihre liebe Puppe hübsch auf den Stuhl und bat sie ja, artig zu sein, bis sie zurückkäme, und dann gingen sie mit einander fort. „Da müssen doch wieder Ratten in der Besenkammer sein, was die für einen Lärm machen“, meinte Minna kopfschüttelnd, als sie an der Treppe vorbeikamen. Hans schwieg, aber ihm schlug das Herz, und er dachte darüber nach, wie er es wohl anfangen könne, seinen Joko für ein Weilchen aus seinem Gefängnis zu befreien. Jetzt war ja die Gelegenheit günstig. Unter dem Vorwand, etwas vergessen zu haben, kehrte er an der Hausthür noch einmal um, holte Joko aus seinem Versteck



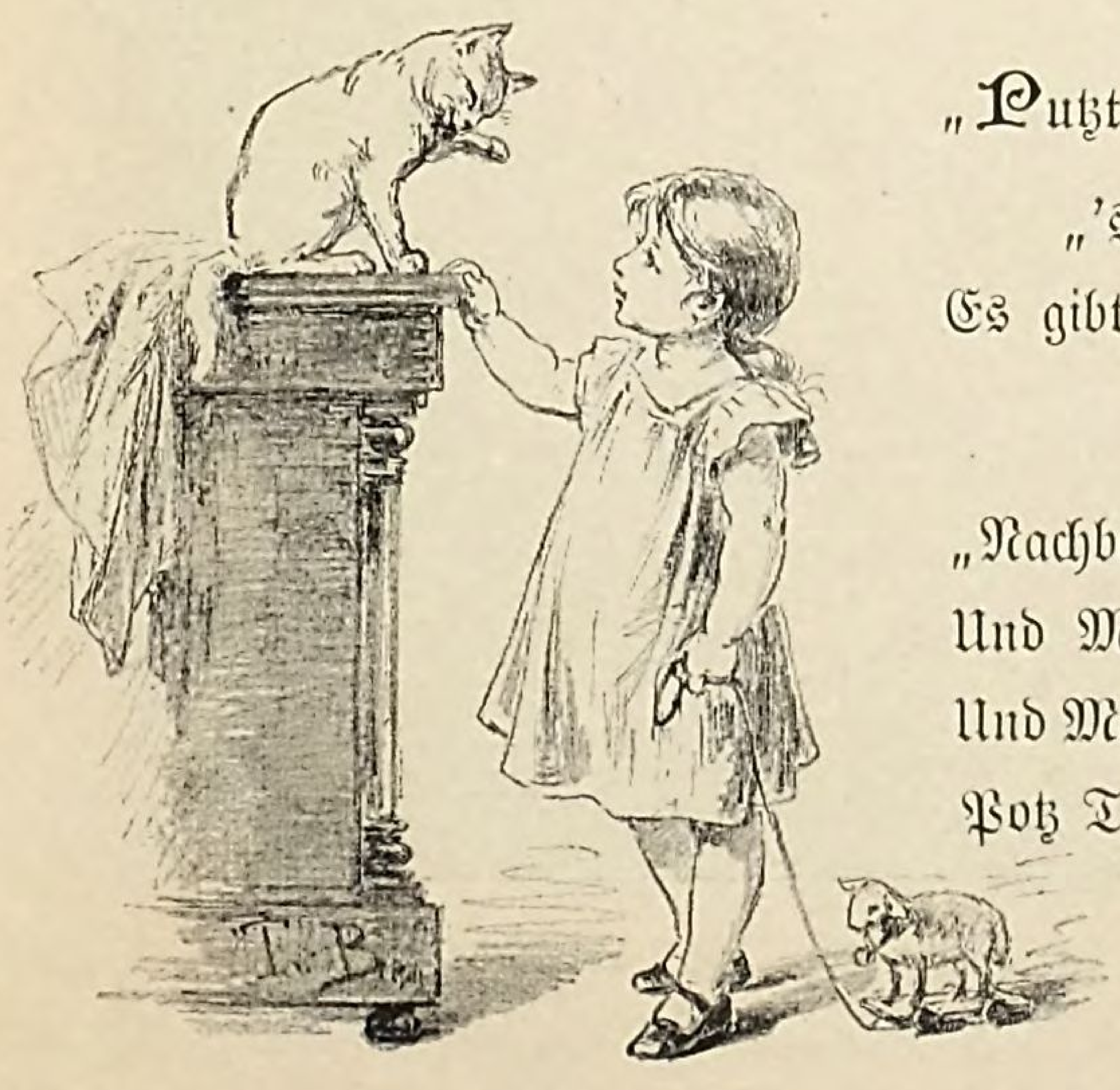
und schloß ihn in das Kinderzimmer ein. So wird er vielleicht bessere Laune bekommen und dann Ruhe halten, dachte er und eilte den andern vergnügt nach. Als sie sich nach längerem Umherwandern wieder dem Hause näherten, bat er Minna, doch vorausgehen und aufschließen zu dürfen.

Doch o weh — welcher Anblick bot sich ihm dar. Joko saß vor seinem Arbeitstisch, hatte den Kasten, in welchem seine Briefe lagen, geöffnet, seinen mit so viel Mühe geschriebenen und sorgsam gefalteten Willkommsgruß für die Eltern in der Mache und klexte darauf nach Herzenslust herum. In seinem Ärger alles vergessend, ließ Hans die Thüre offen, eilte auf den Affen zu und schlug heftig mit dem Spazierstock auf ihn ein. Doch Joko war nicht faul, schnell griff er nach dem Tintenfaß, warf es nach Hans, und schüttete dessen ganzen Inhalt über des Knaben Gesicht und Schulter aus. Jetzt war es Hans doch zu viel. „Minna", schrie er, als wenn er am Spieße stäke, „zu Hilfe, zu Hilfe!" und eilte als schwarz begossener Pudel der Erschrockenen entgegen. Diese wußte erst gar nicht, um was es sich handelte, denn sie sah den Affen, der sich in die Küche geflüchtet hatte, nicht und glaubte, Hans habe selbst das Tintenfaß umgeworfen. Sie war aber froh, daß kein größeres Unglück geschehen war und schalt nicht, sondern zog den Knaben entschlossen sofort zur Wasserleitung, wusch ihm das Gesicht und nahm ihn dann mit in die Schlafstube, um ihn zu entkleiden. Als sie dabei die zerkratzten, blutigen Hände sah, glaubte sie, Hans habe sich mit dem Tintenfaß verletzt, und bedauerte den armen Jungen noch. Dieser ließ alles mit sich geschehen und sagte kein Wort von Joko. Aber denkt euch den Schrecken der ahnungslosen Minna, als



sie in die Küche zurückkehrend, dort an der Wasserleitung plötzlich den Affen des Leiermanns sah, der mit Fridas lieber Puppe dieselbe Prozedur vornahm, die sie vorhin mit Hans gemacht. Auf einmal war ihr alles klar, das Geräusch in der Besenkammer, der höflich vorauseilende Knabe, der schwarze Peter und die zerkratzten Hände. Im Nu hatte sie den Störenfried fest gepackt, rief nach dem Hausmann, der ihn einstweilen in sicherem Gewahrsam brachte, eilte zu Hans, der ihr sofort reumütig alles gestand und nur seine „gute, beste Minna" bat, den Joko wieder fortzubringen und eilte dann selbst auf die Polizei, damit man den früheren Besitzer ermittele. Dies gelang freilich nicht; nach der Rückkehr von Vater und Mutter jedoch, die sich selbstverständlich sehr über Hansens unüberlegte That ärgerten, ward Joko in den zoologischen Garten gebracht, wo er noch jetzt der wildeste unter den wilden Bewohnern des Affenhauses ist.

Putzkätzchen.

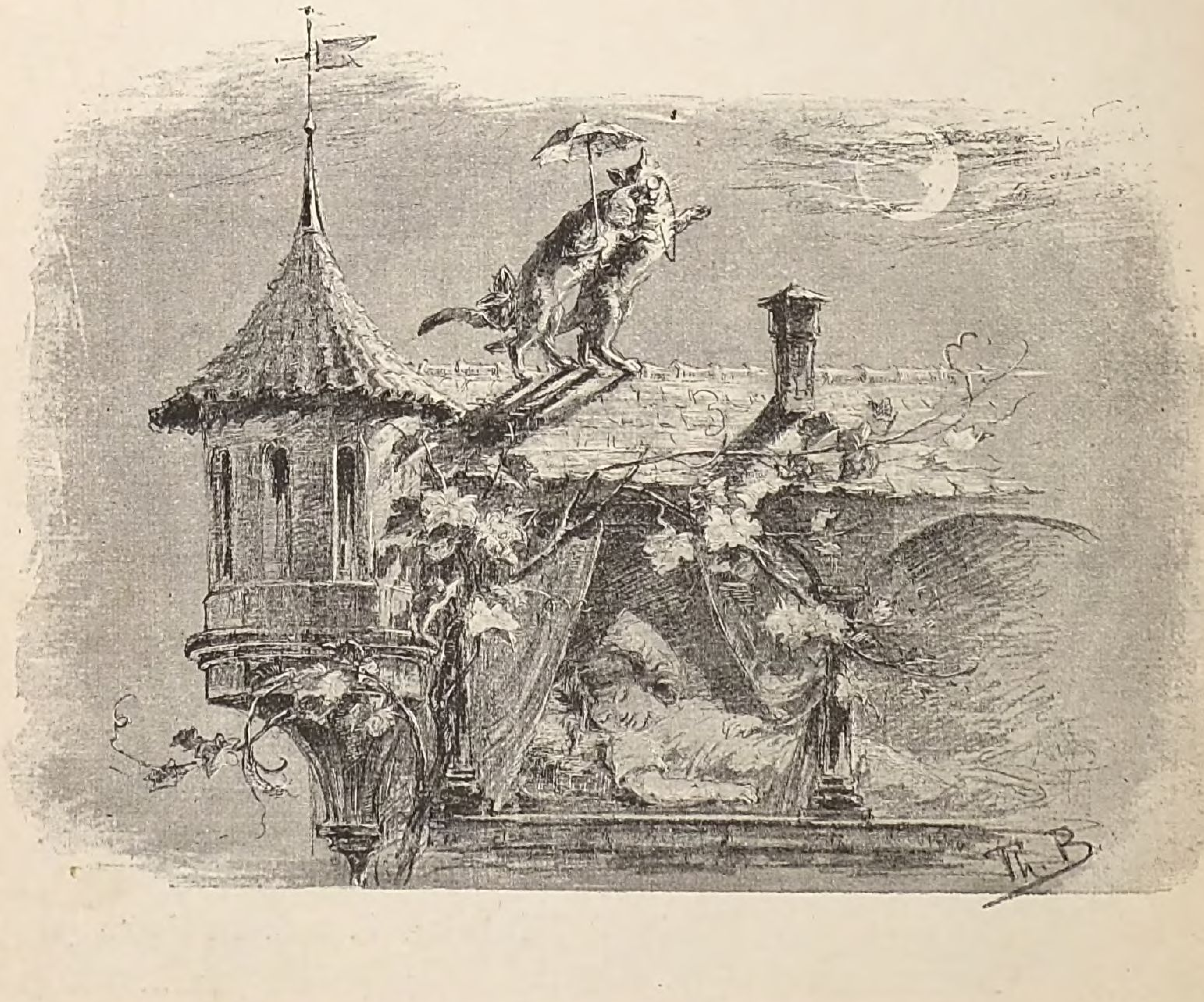


„Putzt sich mein Kätzchen?"
„'s ist hohe Zeit!
Es gibt ja große Gesellschaft heut!"
„Ei, wen denn?"
„Nachbars Minettchen und Junker Hinz
Und Mutter Mieze mit Munzi und Minz
Und Madame Weißschwanz und Fräulein Schnurr!
Potz Tausend, sind das nicht Gäste genug?"
„Und wo ist denn der Empfangssalon?"

„Auf dem Dach beim Schornstein, geputzt ist schon!
Sieben Scheuerkätzchen
Mit Schwänzchen und Tätzchen,
Die wischten und scheuerten
Jedes Fleckchen und Eckchen!
Und es gibt ein Tänzchen! Bin schon engagiert
Von einem Herrn, der zu Balle mich führt!“

„Nun, ich wünsch gute Unterhaltung, mein Kätzchen dazu; —
Tanz du nur lustig! Ich schlafe in Ruh!“

Agnes Brauer.





Eine Geschichte,

die ein ganzes Jahr lang dauert.

Es war einmal ein König, der hatte nichts lieber, als Geschichten zu hören, und je länger sie waren, desto besser gefielen sie ihm.

Als er nun älter wurde und daran denken mußte, wem er die Hand seiner schönen Tochter geben und dereinst das blühende Reich hinterlassen sollte, da machte er in allen Landen kund, derjenige solle die Prinzessin heiraten und nach ihm König werden, der ihm eine Geschichte erzähle, die ein ganzes Jahr lang dauere. Da kamen von fern und nah Königssöhne herbei, denn die Prinzessin war gar lieblich anzusehen und das Land schön und reich. Und sie wurden

sehr höflich aufgenommen und im Jubel zum König geführt, doch leider bald darauf mit Schimpf und Schande aus der Stadt geschickt, denn sie alle konnten die Aufgabe nicht lösen. Des einen Geschichte dauerte eine Woche lang, des andern vierzehn Tage, der dritte brachte es gar auf einen Monat, aber schließlich mußten sie alle mit dem klugen Satze „und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“ ihre Erzählung schließen.

Als nun eines Tages wieder ein schöner jugendlicher Prinz, dem der König sechs Tage und drei Stunden mit Entzücken gelauscht hatte, an das Ende seiner Weisheit gekommen war, da gab der Herrscher die Hoffnung auf, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, und ward sehr traurig. Das Volk aber trieb

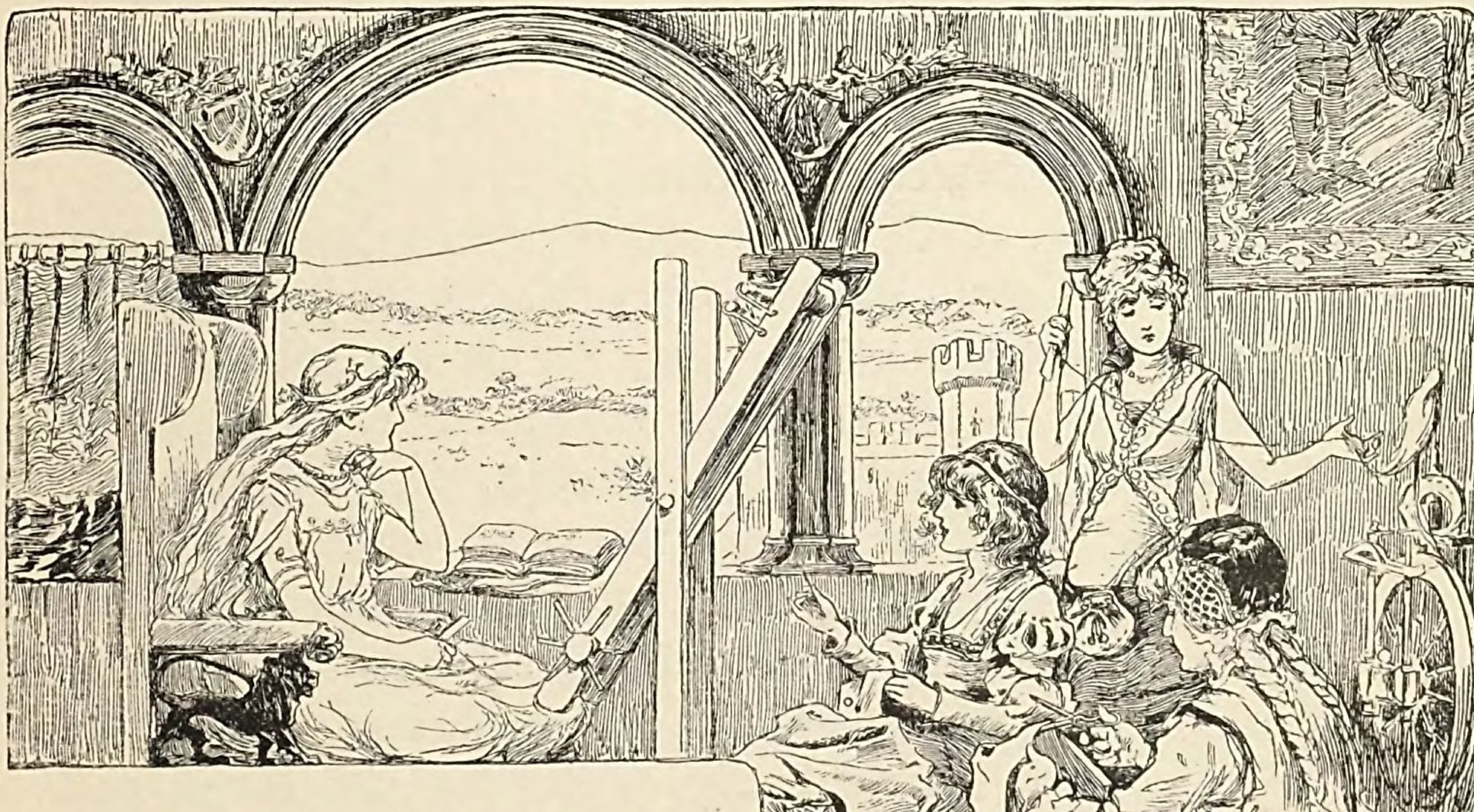


wie immer den armen Märchenprinzen aus dem Thore. Nun traf es sich gerade, daß just zu der Zeit nicht weit von der Stadt, der kecke Schäfer Jörge seine Herde weidete. Er schaute so frisch und wohlgemut in die Welt hinein und blies auf seiner Schalmei die lustigsten Weisen. Plötzlich hielt er inne und schaute nach dem Stadtthor, von woher ein wilder Lärm ertönte. Schnell legte er seinen Schäferstab zur Erde, gebot seinem treuen Phylax, die Herde zu bewachen und eilte neugierig der Stadt zu. An der Mauer angekommen, verbarg er sich hinter einem Pfeiler, lauschte den Reden der Umstehenden und hatte bald alles erraten. Als er von einer Prinzessin reden hörte, deren Hand man erringen könne, spähte er eifrig nach den Fenstern des Schlosses und siehe da, wie gebannt blieb sein Auge an einem offenen Balkon haften, denn dort

saß, den edlen Kopf sinnend in die Hand gestützt, umgeben von dienenden Frauen, ein wunderschönes Mägdelein. Das und keine andere konnte die Prinzessin sein, und er, der Jörge, wollte sie erringen.

Gerade in dem Augenblicke, als er diesen Entschluß gefaßt hatte, ward der arme Prinz aus dem Thore getrieben.

Da trat Jörge plötzlich kecklich mitten unter die Menge und sagte gebieterisch: „Verneigt euch vor eurem zukünftigen Herrn und Gebieter!" „Vor Dir?" riefen die Umstehenden höhnisch! „Ja", erwiderte er dreist, sich stolz in die Höhe richtend, „ich und kein anderer werde euer König!" „Auf ein Wort, werter Bruder", rief er dem Prinzen, der ordentlich aufatmete, daß die



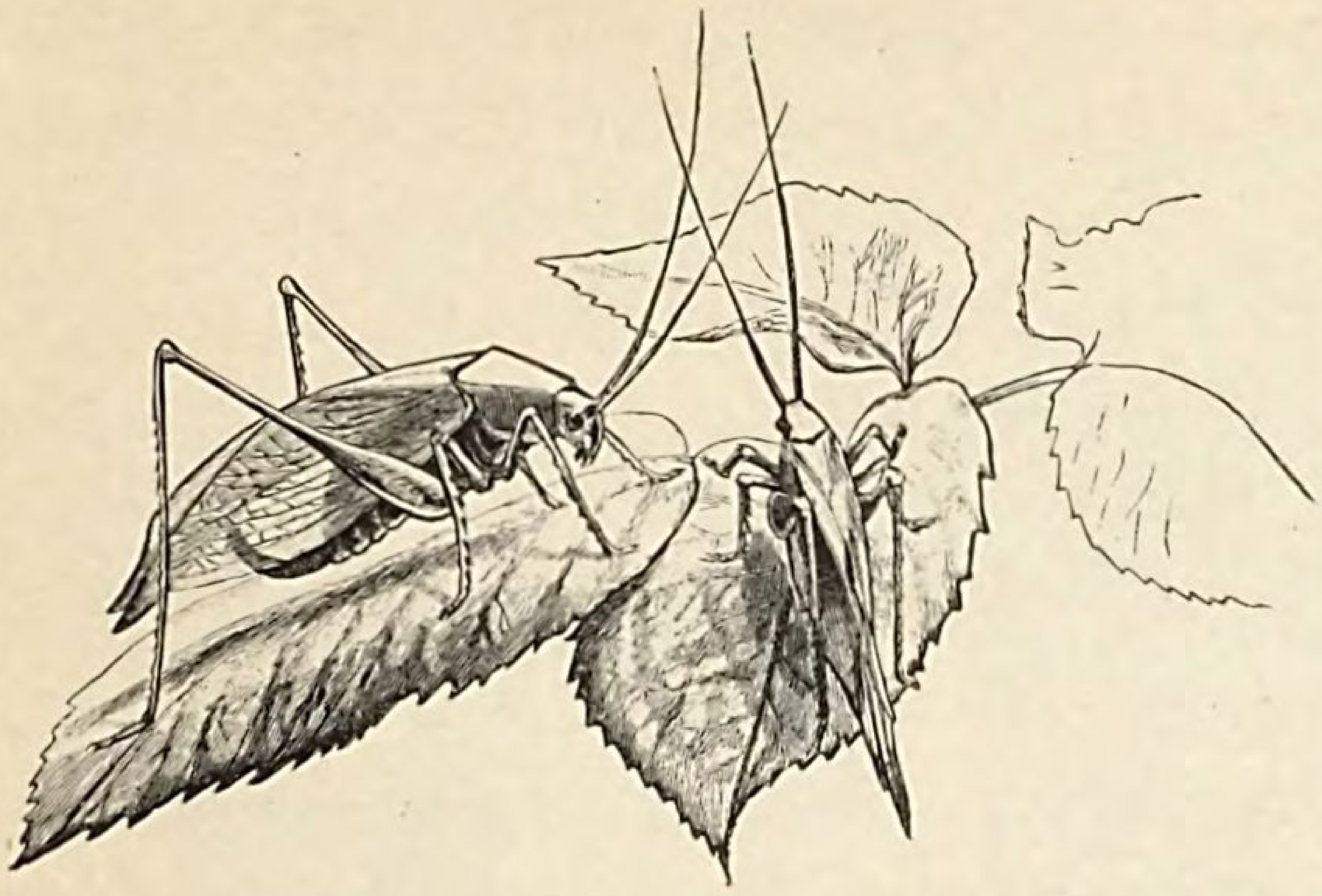
Aufmerksamkeit der Menge für einen Augenblick von sich abgelenkt wurde, zu, „nicht weit von hier wirst du meinen ersten Minister nebst meinem Gefolge meiner harrend antreffen. Nimm meinen Herrscherstab, der dort liegt und betrachte ihn und meinen Hofstaat künftig als den deinen, zum Beweis der freundschaftlichen Gesinnungen, die ich, der morgenländische Prinz, Hüte-del-Schafi, für dich hege!" „Und ihr", wandte er sich an die ihn mit offenem Munde angaffende Menge, „sorgt dafür, daß euer künftiger Herrscher, der jetzt nach morgenländischer Weise gekleidet ist, der Sitte eures Landes gemäß erscheine!"

„Schneiderlein", rief er seinem Nebenmann, der mit der Elle herbeigeeilt war, zu, „Du verschaffst mir bei Gefahr deines Hauptes bis morgen früh

ein königliches Gewand! Du Hutmacher, sorgst für die feinste Kopfbedeckung! Meister Knieriem hier — für die Schuhe! Dich, Barbier, aber ernenne ich zu meinem obersten Haushofmeister, der für alles übrige, besonders aber für einen prächtigen Strauß für die Prinzessin zu sorgen hat Und nun, dicker Wirt, verschaffe mir Trank und Speise und weise mir ein Ruhelager an, wie es einem königlichen Prinzen geziemt!"

Erst standen die Leute wie betäubt, als aber der Schneider den Anfang machte und spornstreichs nach Hause lief, zerstoben sie nach allen Richtungen, nicht ohne sich noch einmal scheu umzusehen. Jörge aber ging stolz erhobenen Hauptes dem dicken Wirt nach, der ehrerbietig die Thür seines Hauses öffnete und der behäbigen Wirtin — die eben den Mund öffnete, um den ärmlich gekleideten Schäfer mit rauhen Worten abzuweisen — bei Seite schiebend zuraunte: „Jette, um Himmels Willen, wenn dir dein Kopf lieb ist, sei still!" Laut aber fügte er hinzu: „Teure Henriette, bereite schnell ein Mahl — so wie damals für den Prinzen Dalmiarius, und trage es im Staatszimmer auf."

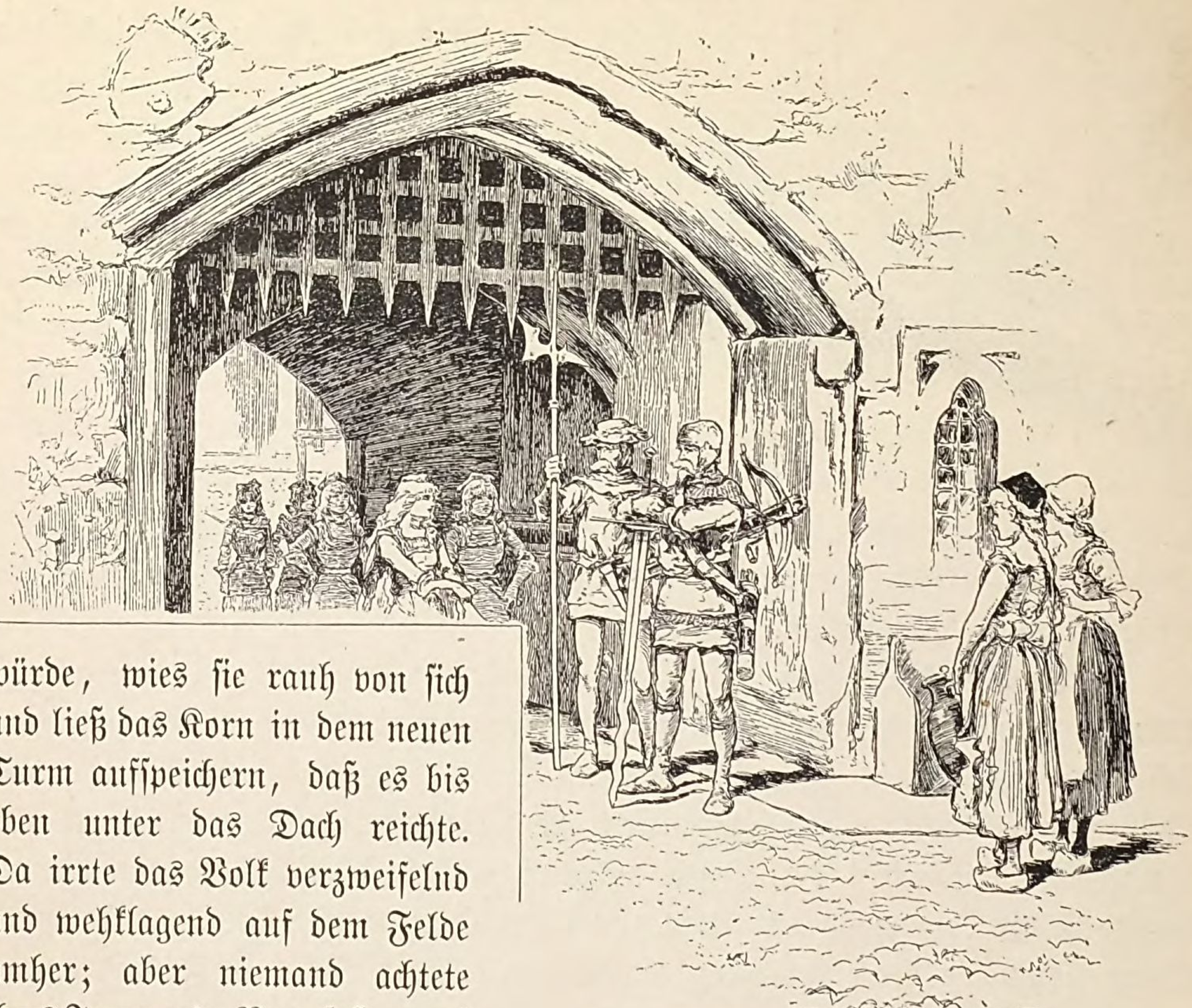
Am andern Morgen, als Jörge noch behaglich im seidenen Ruhebett schlief, langten schon die bestellten Sachen an. Da kam der Schneider mit dem köstlichen Samtwams und den geschlitzten Hosen, der Schuhmacher mit den Schnabelschuhen, der Hutmacher mit dem Federhut, der Haushofmeister mit Salben und Bürsten, zuletzt der Gärtner mit dem herrlichsten Strauß, der jemals für eine Prinzessin gewunden wurde. Und sie alle nahmen Aufstellung, und der Schneider hielt das Ohr ans Schlüsselloch und lauschte. Endlich schien dem Jörge drin die liebe Sonne so hell in Augen und Nase, daß er erwachte und laut nieste. Da legte der Schneider geheimnisvoll den Finger an den Mund und sagte: „Er ist erwacht!" Gleich darauf räusperte er sich und frug, ob es seine königliche Hoheit gestatte, daß seine unterthänigsten Diener ihre Arbeiten überbrächten. Und Jörge rief im steifsten Tone: „Man öffne die Thür und warte seines Amtes!" Nun zogen sie denn alle herein, stellten mit tiefen Bücklingen ihre Gaben nieder und entfernten sich wieder. Der Haushofmeister führte nun Jörge nach dem Badezimmer, badete, salbte, frisierte und schmückte ihn aufs feinste. Jörge ließ alles mit sich geschehen, als wenn er es nie anders gewohnt gewesen wäre, und streckte nachlässig ein Bein nach dem andern und einen Arm nach dem andern aus, damit ihm die Gewänder angelegt würden. Dann nahte der Wirt und meldete, daß der König, dem die Ankunft des Prinzen gemeldet worden war, seine Karosse zur Abholung gesandt habe und den Prinzen im Thronsaal



erwarte. Unter dem jubelnden Zuruf der Menge stieg Jörge in den Staatswagen, angestaunt von allem Volk und am meisten bewundert von der dicken Wirtin. Er sah aber wirklich auch stattlich aus, der schmucke, kecke Jörge! Und als der Schneider hörte, wie man das Gewand bewunderte, warf er sich in die Brust und ging spornstreichs hin und bestellte sich ein großes Schild mit der Aufschrift: „Hieronymus Fips, Hofgewandanfertiger seiner morgenländischen Hoheit des Prinzen Hüte-del-Schafi".

Auch im königlichen Schloß war festliche Vorbereitung. Der alte König war ganz außer sich vor Vergnügen, daß er nun doch eine Geschichte hören solle, die ein ganzes Jahr lang daure; und die Hoffräulein schmückten die Prinzessin besonders schön und geleiteten sie nach dem Thronsaal, als die Herolde die Ankunft des Prinzen meldeten. Sobald die Prinzessin eintrat, beugte Jörge ehrerbietig das Knie vor ihr und reichte ihr die duftende Gabe. Dann nahm er den Ehrenplatz neben dem Thronsessel des Königs wieder ein und begann folgendermaßen:

Vor vielen Jahren lebte ein reicher, mächtiger König. Er hatte große Kriege geführt und viele Schätze gesammelt. Aber je mehr er hatte, desto mehr begehrte sein Herz, und er unterdrückte sein Volk, wo und wie er nur konnte. Als er so viele Kostbarkeiten aufgehäuft hatte, daß in seinem Palaste kein Raum mehr dafür war, ließ er aus festem Gestein einen Turm bauen, 50 Ellen hoch und 30 Ellen breit. Und in dem ganzen Turm gab es kein einziges Fensterlein, damit selbst der Sonnenstrahl seine Schätze nicht erblicken könne, und nur eine kleine, schmale Thür, zu der der König den einzigen Schlüssel bewahrte. Und als das Gebäude fertig dastand, war die Zeit der Ernte herangekommen, und des Königs Felder prangten voll goldener Ähren, aber für die Unterthanen, die von früh bis spät an dem Turm hatten bauen müssen, war kein Körnlein gewachsen. Da faßten sie sich ein Herz und baten den König, ihnen doch von seinem Reichtum abzulassen. Er aber wollte warten, bis das Getreide so teuer geworden sei, daß es ihm mit Gold aufgewogen



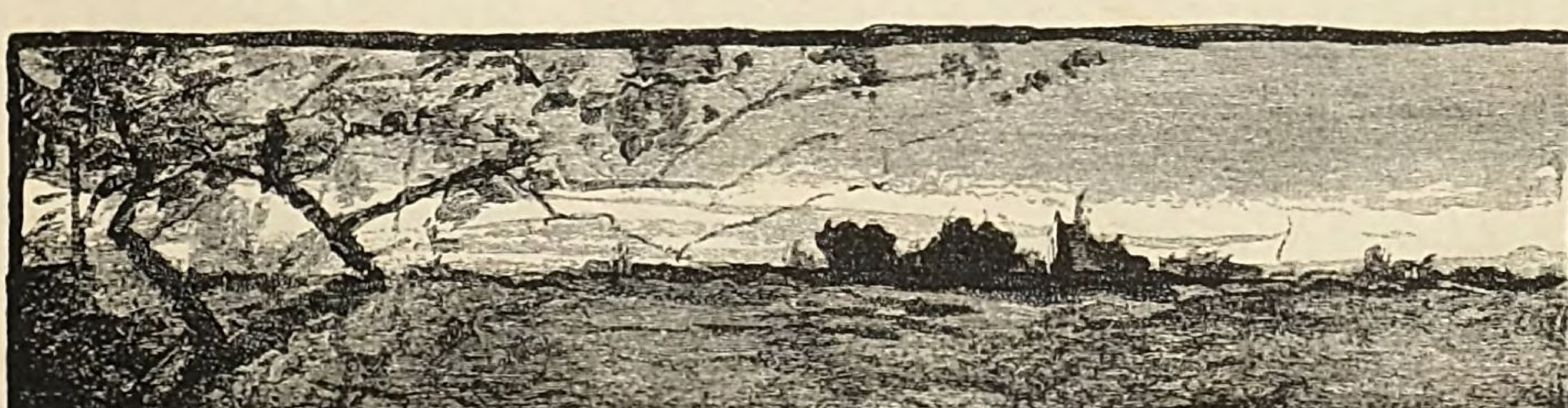
würde, wies sie rauh von sich und ließ das Korn in dem neuen Turm aufspeichern, daß es bis oben unter das Dach reichte. Da irrte das Volk verzweifelnd und wehklagend auf dem Felde umher; aber niemand achtete ihres Jammers. Nun saßen auf einem Blatt zwei Heuschrecken, die hörten die Seufzer der Armen und riefen ihre Schwestern, einen unzählbaren Schwarm, herbei. Die flogen um den Turm. Aber siehe da, selbst das Schlüsselloch war zu klein zum Eintritt! Da erblickte endlich eine Heuschrecke ganz oben unter einem Dachziegel ein kleines Loch, gerade groß genug, daß sie durchkriechen konnte. Und sie verkündete es den Schwestern, und die eine Heuschrecke flog hinein, holte ein Korn weg und trug es vor das Fenster eines armen Mannes, und eine andere Heuschrecke flog hinein und holte ein anderes Korn weg und trug es vor das Fenster eines armen Mannes, und eine andere Heuschrecke flog hinein und holte ein Korn weg und trug es vor das Fenster eines armen Mannes, und eine andere Heuschrecke flog hinein und holte ein Korn weg und trug es vor das Fenster eines armen Mannes, und eine andere —

„Verzeiht, edler Prinz“, sagte der König, „wenn ich euch unterbreche, eure Geschichte ist äußerst interessant, und ich bin sehr gespannt auf den weiteren

Verlauf derselben, aber lassen wir doch einmal die Heuschrecken bei ihrer Arbeit, und berichtet mir jetzt weiter, wie alles gekommen!"

„O Majestät! wie wäre das möglich? Der ganze kunstreiche Zusammenhang meiner Erzählung würde verloren gehen, wenn ich das ausließe! Denken Sie doch, gerade 4 Körner haben die menschenfreundlichen Heuschrecken jetzt herausgetragen, und sie müssen den ganzen Turm von 50 Ellen Höhe und 30 Ellen Breite leeren. Ich darf keine kostbare Minute meines Jahres verlieren, wenn ich die Geschichte, in dem mir von Euer Majestät gegönnten Zeitraum beenden soll. Und wieder fing er an: „Und eine andere Heuschrecke kam und holte ein anderes Korn weg u. s. w. u. s. w." Und so erzählte er fort, bis die Dämmerung einbrach, und der König schon zum dritten Mal einnickte, und die Minister und Großen ganz rückhaltlos gähnten, und die Hoffräulein ungeduldig auf ihrem Stuhle hin und herrückten, und das Prinzeßchen gar nicht mehr nach ihrem Strauß, sondern äußerst hoffnungsvoll auf den schmucken Jörge hinschaute. Und als es draußen dunkle Nacht wurde, und die Fackeln drinnen brannten, und die Geschichte von den Heuschrecken immer noch durch den Saal tönte, da sprang der König ungeduldig auf und rief: „Nimm meine Tochter, nimm mein Reich, nimm alles, was du willst, nur laß mich mit der andern Heuschrecke und dem andern Korn und dem Haus des armen Mannes in Ruhe!"

Da dankte Jörge dem alten König, der Hofstaat verneigte sich tief und Prinzeßchen ließ vor Erregung ihren schönen Strauß fallen. Jörge aber eilte hin, hob ihn auf, reichte der Königstochter seinen Arm und zeigte sich dem Volk. Und das jubelte vor Freude und schwenkte die Hüte. Der Schneider aber sagte: „Seht ihr, ich hab's dem gleich an der Nasenspitze angesehen, daß er ein Prinz war und unser König werden würde; bin ich nicht der Klügste von Euch? und er eilte nach Hause und nagelte bis in die späte Nacht hinein an seinem neuen Schilde. Den nächsten Tag aber wurde die Hochzeit gefeiert, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute!



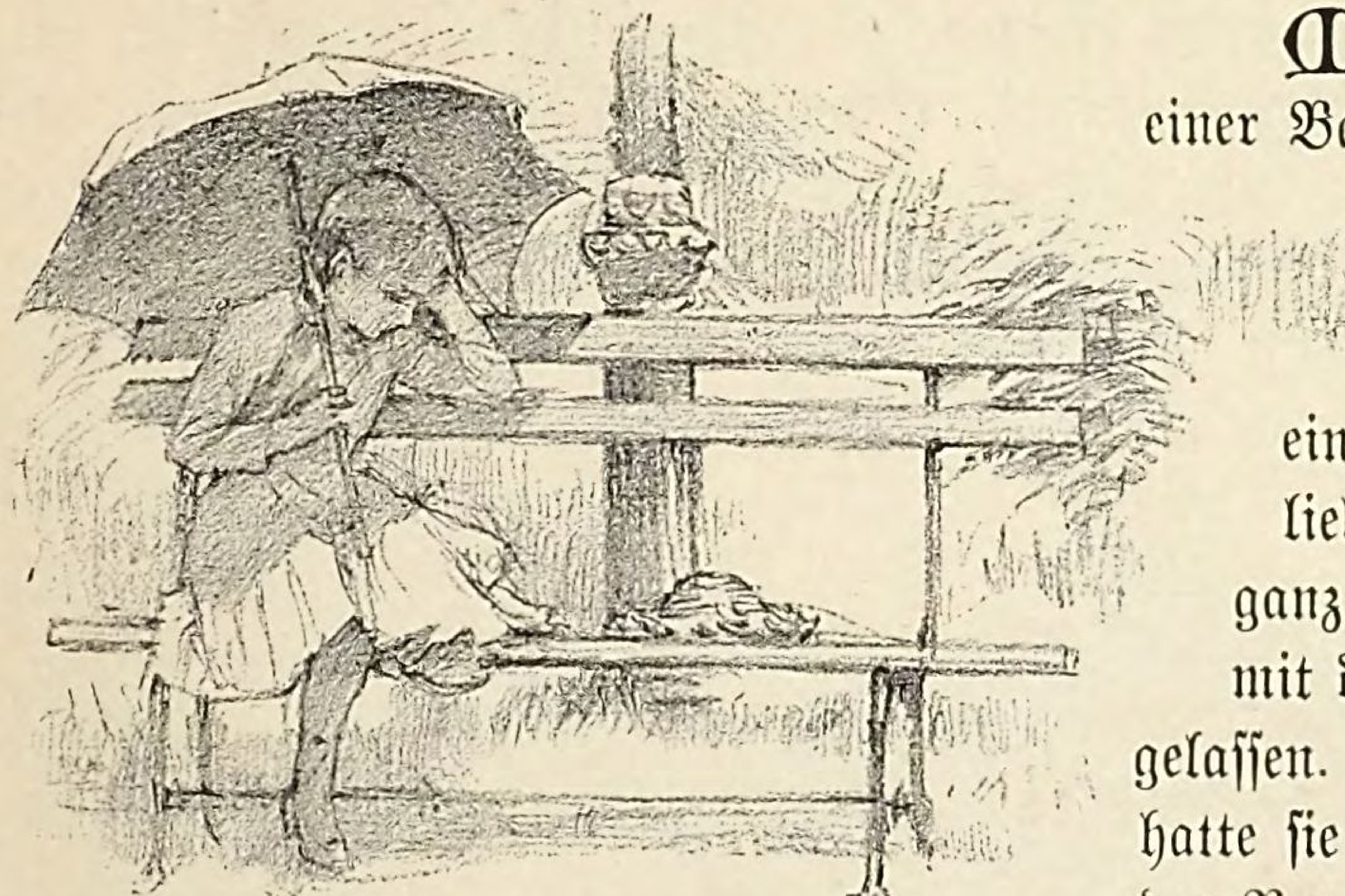
Der Auerhahn.

Unter allen Waldhühnern Europas ist der Auerhahn am stattlichsten und bemerkenswertesten. An Größe kommt der schöne Vogel einer Truthenne gleich. Glänzend schwarz oder schieferblau ist sein Gefieder, an Hals und Kopf im prächtigsten Grün schillernd. Die Flügel sind schön rostbraun gefärbt und mit schwarzen Querlinien dicht bezeichnet. Die Füße sind bis auf die Zehen mit borstenähnlichen Federn bekleidet, die bräunlichen Zehen mit scharfen Krallen bewaffnet. Der gelblichweiße Schnabel ist gebogen wie der eines Raubvogels. In Deutschland findet man ihn am häufigsten im Harz, dem Schwarzwald und in den Alpen. Den größten Teil seines Lebens verbringt der scheue, ungesellige Vogel auf den Nadelbäumen, deren Knospen und Nadeln auch seine Hauptnahrung bilden. Beim geringsten Geräusch schreckt der Vogel zusammen und erhebt sich polternd und schwerfällig in die Luft, läßt sich aber bald ermüdet auf einen andern Baum nieder. Nur im Frühlinge lebt er mit seinem Weibchen vereint. In dieser Zeit, der Balzzeit, ist er weniger vorsichtig und leichter zu schießen.



Die viel kleineren Weibchen leben gesellig mit ihresgleichen und ihren Jungen am Fuß der Bäume, suchen sich Körner, allerlei Beeren und scharren in der Erde nach Würmern. Im Mai machen sie sich eine Vertiefung ins Gestrüpp, legen sie mit dürren Blättern und Reisern aus und legen in dieses kunstlose Nest 5—16 gelblichgraue, braunpunktierte Eier, von der Größe eines Hühnereies. Vier Wochen lang bebrütet sie das Weibchen und ist dabei so eifrig, daß es sich kaum zum Fressen Zeit läßt. Treibt es aber der Hunger vom Neste, so deckt es das Nest sorgsam mit Moos und Blättern zu. Rührend ist die Liebe der Auerhenne zu ihren Küchlein. Droht ihnen Gefahr, so läßt sie laut ihren Warnungsruf ertönen und birgt sie ängstlich unter ihre schützenden Flügel; glaubt sie die Kleinen auch dort nicht sicher geborgen, so sucht sie sie zu verstecken und geht dann dem Feinde mit ausgebreiteten Flügeln furchtlos entgegen. Trotz aller ihrer Sorgfalt und Vorsicht werden sowohl die Jungen als auch die liebende Mutter oft die Beute von Mardern, Luchsen, Füchsen, Wieseln und wilden Katzen, während dem Auerhahn auf seinem Baum fast nur von großen Raubvögeln und dem Jäger Gefahr droht. —

Wie Minna ein gutes Hausmütterchen wurde.



Minna saß traurig auf einer Bank an der Promenade, hatte den Kopf in die Hand gestützt und dachte nach. Vor einigen Wochen war ihre liebe Mutter gestorben, so ganz plötzlich, und hatte sie mit dem Vater allein zurückgelassen. Kurz vor ihrem Ende hatte sie ihr noch die Sorge um den Vater so recht ans Herz gelegt und sie gebeten, ihm, wenn er ermüdet am Abend aus der Fabrik nach Hause komme, das Heim recht behaglich zu machen. Unter heißen Thränen hatte sie auch der Mutter versprochen, ihr Bestes zu thun. Zeit hatte sie dazu, denn wenn sie auch den Vormittag in der Schule war, so konnte sie doch die freien Nachmittagsstunden dazu benutzen, um dem Vater, der erst gegen Abend nach Hause kam, das Essen zu besorgen. Aber sie hatte früher nie Lust gehabt, der fleißigen Mutter in der Küche zu helfen, und nun vermochte sie nicht, das einfachste Mahl ordentlich zu bereiten. Der gute Vater hatte ja nicht geklagt, aber Minna hatte wohl gemerkt, daß er fast gar nichts gegessen hatte von dem, was sie auf den Tisch gebracht. Es war auch wunderbar genug ausgefallen! Die Kartoffeln waren entweder zu hart oder ganz wässerig gewesen, den Brei hatte sie vollständig anbrennen lassen, und deshalb sollte von nun an das Essen aus dem Gasthof geholt werden, obgleich Vaters geringer Verdienst solche Ausgabe kaum erlaubte. Über dies alles dachte Minna jetzt traurig nach, und Thränen traten in ihre Augen. Da legte sich plötzlich eine Hand sanft auf ihre Schulter, und eine freundliche Stimme frug nach dem Grunde ihrer Thränen. Es war Minnas Sonntagsschullehrerin, das gnädige Fräulein drüben aus dem herrschaftlichen Hause, die sie schon seit mehreren Jahren allsonntäglich unterrichtete. Freundlich drang sie in Minna, ihr doch ihr Herz auszuschütten. Als sie alles gehört, sprach sie liebreich dem Kinde Mut ein und forderte es auf, gegen Abend in ihre Wohnung zu kommen,

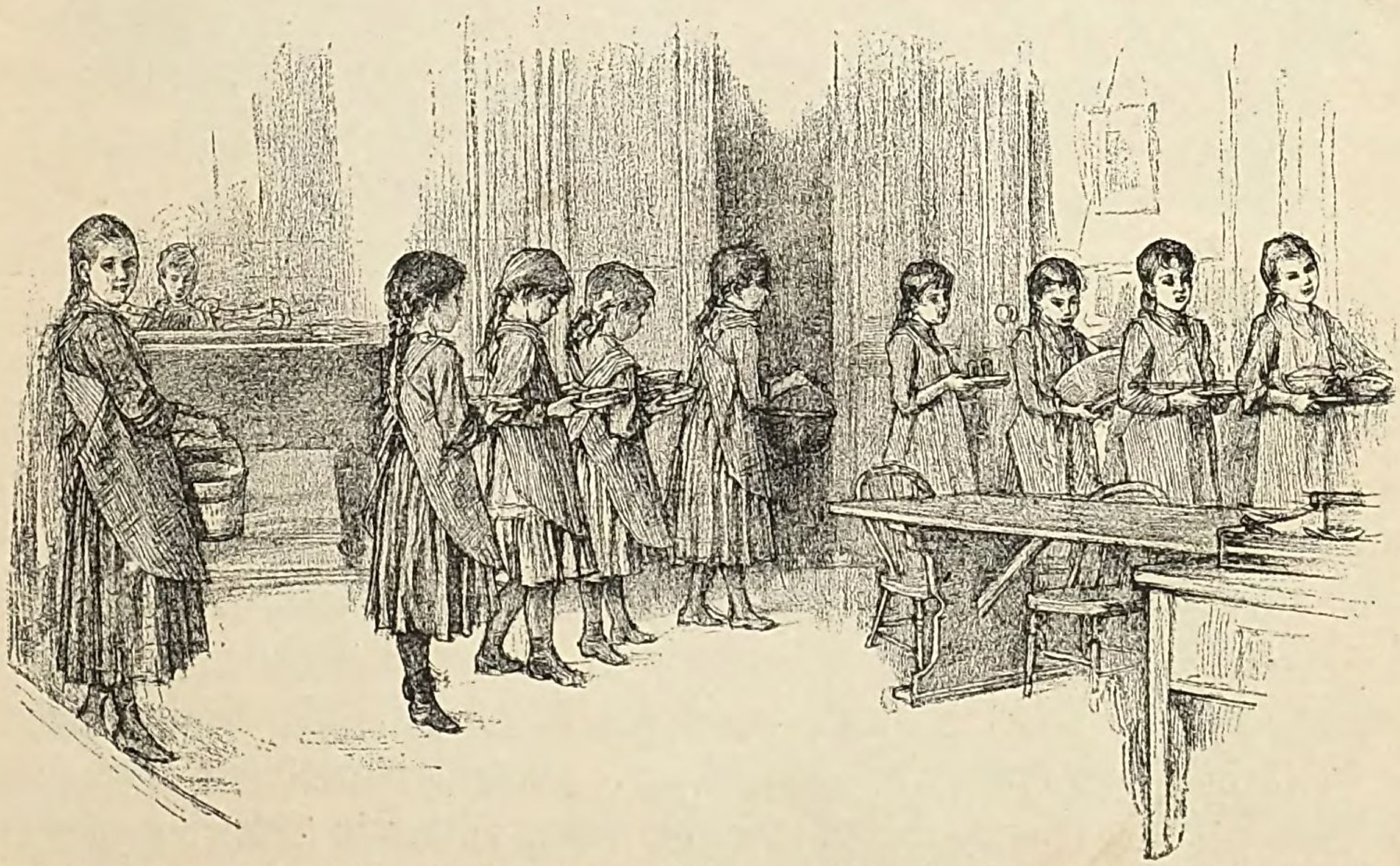
weil sie einen Plan habe, den sie sich bis dahin überlegen müsse. „Hast du nicht jetzt Ferien?“ fragte sie noch im Weggehen. „Ja wohl, gnädiges Fräulein,“ antwortete Minna, „vier lange Wochen.“ „Nun, in der Zeit ließe sich schon bei gutem Willen etwas lernen,“ meinte das Fräulein und eilte mit schnellen Schritten ihrer Wohnung zu. Auf ihrem Gesicht aber lag solch ein strahlendes, freundliches Lächeln, daß man ihr ansah, sie denke an etwas recht Gutes. Als sie nach Hause gekommen, rief sie die Köchin auf ihr Zimmer, hatte eine lange Unterredung mit ihr und ging dann selber mit hinunter in die große Küche und die anstoßenden Räume, um allerlei Änderungen vornehmen zu lassen. Als Minna gegen Abend höflich knixend in das Zimmer der Dame getreten war, sagte diese: „Sieh, liebes Kind, wir müssen der Wirtschafterin und unserer Köchin, die jetzt, weil mein Vater verreist ist, viel freie Zeit haben, sehr dankbar sein, denn sie haben mir auf



meine Bitte versprochen, dir etwas Anleitung zu geben, damit du mit der Zeit deinem Vater ein besseres Hausmütterchen werden kannst als bisher. Jeden Vormittag von neun bis zwölf Uhr sollst du zu dem Zweck zu uns kommen, und damit ich auch meinen anderen Schülerinnen aus der Sonntagsschule nütze, habe ich alle dazu auffordern lassen.“ Minna dankte hoch erfreut der freundlichen Dame und konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie am andern Morgen in die „Kochstunde“, wie sie es nannte, gehen durfte. Ihrem Vater, der ja in dieser Tageszeit vom Hause fern war, wollte sie noch nichts davon verraten, bis sie ihm zeigen könne, was sie gelernt habe. Gerade als es vom großen Kirchturm neun schlug, betrat sie mit einer Gefährtin das schöne Haus und folgte dem Winke einer anderen, die sie die Treppe hinauf in das Zimmerchen führte, wo die Kinder die für sie bereit liegenden



Schürzen umbanden, sich das Haar noch einmal glatt strichen und die Hände sauber wuschen. So gerüstet, betraten sie den großen Raum neben der Küche. Dort waren schon die anderen Mädchen voller Erwartung versammelt. Es waren zehn im ganzen. Bald trat das Fräulein ein, welches ihre lieben Schülerinnen freundlich begrüßte. Nun



bekam jedes Kind eine Arbeit angewiesen, erhielt das nötige Geschirr, und in langer Reihe gingen alle nach dem für sie bereit stehenden Tische. „Heute

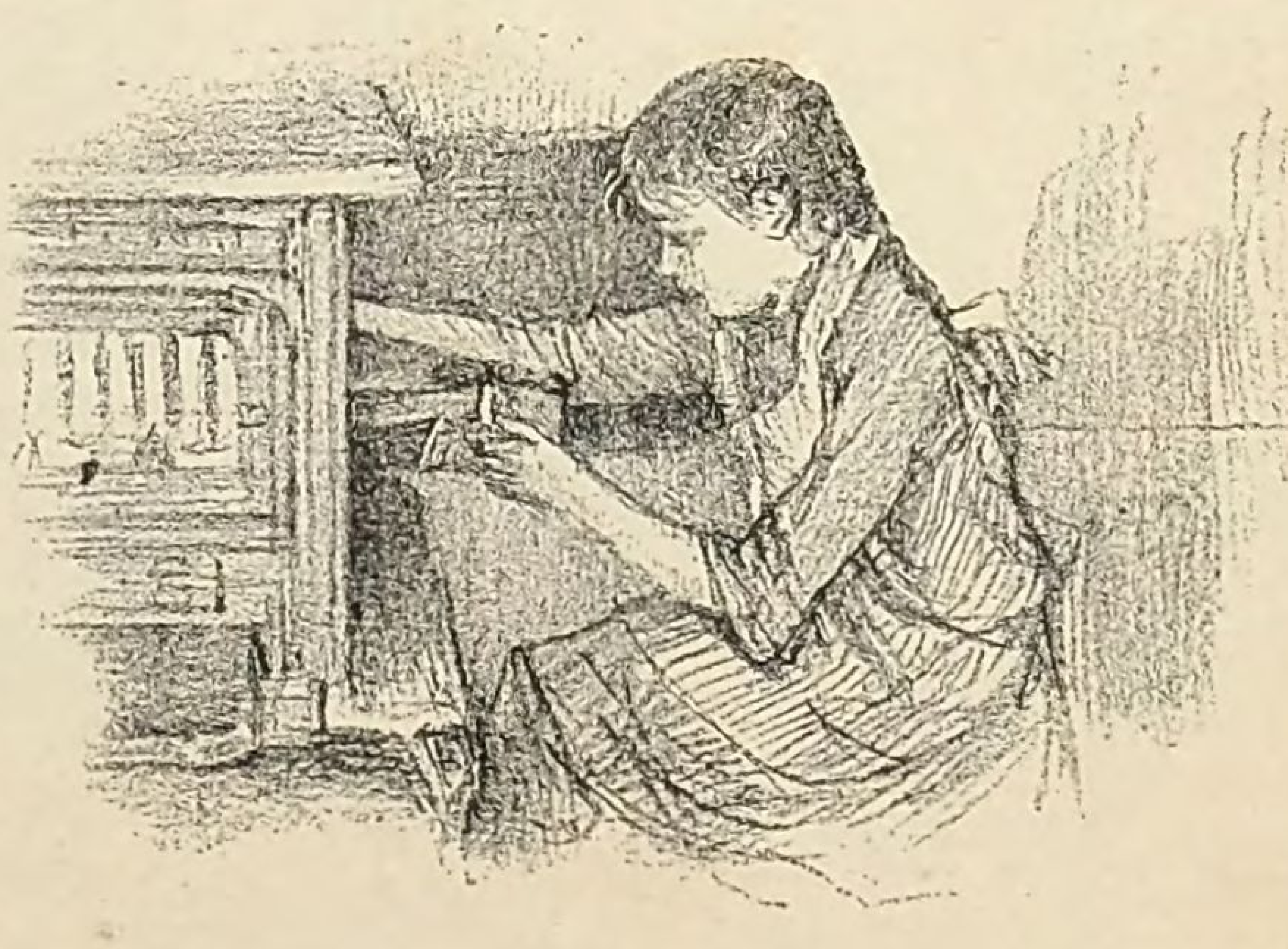
dürft ihr kleinen Köchinnen euch einen Kartoffelbrei bereiten, den ihr nachher selber verzehrt. Von morgen ab dagegen sollt ihr täglich einfaches, kräftiges Essen für eine arme Familie kochen, deren Mutter erkrankt ist. So, denke ich, macht euch, lieben Kinder, die Beschäftigung hier bei uns doppelte Freude!" Nun ging es lustig an die Arbeit! Waren auch die Hände noch ungeschickt, so regten sie sich desto eifriger. Die Untergebenen des Fräulein leiteten alles an und zeigten es den Kindern, ohne aber selber dabei zu helfen. Die einen wuschen Kartoffeln, die anderen schälten und zerschnitten dieselben, während



andere Feuer anzündeten und Töpfe aufstellten. Dann wurden Speck und Zwiebeln geschnitten, die Minna im Tiegel bräunen ließ. Als die Kartoffeln weich waren, goß man das Wasser ab, rührte sie mit Milch, Butter und Salz zu Brei, und dieser wurde dann in all den Näpfchen, die dazu bereit standen, angerichtet. Nun ging es zum Mahl. So gut wie dieser Kartoffelbrei hatte ihnen wohl noch keiner im Leben geschmeckt. Selbst Mariechen, die heftige Zahnschmerzen hatte, aß ihre kleine Schüssel leer. Nach der Mahlzeit wurde das Geschirr sauber gereinigt, und alles in der Küche wieder in Ordnung gebracht, und dabei ging es so fröhlich zu, daß selbst die Köchin, die nicht gar zu gern an die Aufgabe gegangen war, jetzt Freude an den munteren Kindern hatte. —



Die kleinen Koch=schülerinnen kamen von nun an täglich, und nur selten fehlte eine aus der Schar. Am eifrigsten jedoch war Minna, die sich die größte Mühe gab, so viel als möglich zu lernen, und die sich sorgfältig zu Hause alle Rezepte aufschrieb. — „Lieber Vater," sagte sie nach vier Wochen eines Tages, als dieser nach der Fabrik ging, „darf ich heute einmal wieder für dich kochen? Bitte, laß es mich doch versuchen!" „Nun meinetwegen," sagte dieser, seine Minna, die ihn so fröhlich ansah, auf die Schulter klopfend, „aber koche nur deine Kartoffeln hübsch weich!" „Ja wohl, Väterchen," sagte Minna und lächelte gar eigen dabei, „also Kartoffeln möchtest du, gut die sollst du haben!" Nun machte sie sich geschäftig ans Werk, und als gegen Abend der Vater ermüdet heimkam, empfing ihn die kleine Köchin mit hochroten Wangen, half ihm den Rock ablegen und rückte ihm den Stuhl an den gedeckten Tisch.



Gleich darauf trug sie eine große Schüssel auf, hob den Deckel ab und bat ihren Vater zuzulangen. „Nun, so hatte ich es gerade nicht gemeint, nichts als Kartoffeln hast du gekocht?" frug dieser etwas enttäuscht, setzte aber gleich, um sein Kind nicht zu kränken, hinzu: „Thut nichts, Minna,

sie werden mir schon schmecken. O gewiß, sie sind ja herrlich weich!" Damit holte er sich eine der großen Knollen. Minna aber lachte leise vor sich hin. „Was ist denn das für eine Überraschung?" frug der Vater verwundert, „die sind ja mit Fleisch gefüllt, ei, das schmeckt ganz prächtig, da hat man Fleisch und Gemüse zugleich. Die freundliche Nachbarin hat dir wohl geholfen?" „Nein, Väterchen," rief Minna beglückt, „ich habe allein gekocht, und nun brauchst du nichts mehr aus der Speiseanstalt holen zu lassen, jetzt kann ich immer für dich sorgen." Und fröhlich erzählte sie dem Vater, wie das alles gekommen, und was das gnädige Fräulein an ihr gethan. Und der Vater war so glücklich über sein kleines Hausmütterchen, das nun fleißig für ihn wirtschaftete und in dieser treuen Sorgfalt für den geliebten Vater nach und nach zu einem tüchtigen, guten Mädchen heranwuchs. — An dem Sonntag aber, der jenem Mittagessen folgte, ging Minnas Vater selbst hinüber zu dem gnädigen Fräulein, schüttelte der guten Dame treuherzig die Hand und dankte ihr für das, was sie an seinem Kinde und dadurch an ihm gethan. Und hätte das gute Fräulein, deren Leben ausgefüllt ward durch Liebesdienste an anderen, einen Lohn verlangt für ihr Werk: der Dank des guten, schlichten Mannes hätte sie reichlich entschädigt für alle Mühe, die ihr die Arbeit an den Kindern gekostet. —





Mein Brüderlein.

Wem das Büblein gehört
mit den Bäckchen so rund
Und dem goldig schimmern-
den Haar,
Mit dem roten, zum Küssen
so prächtigen Mund
Und dem lachenden
Augenpaar?



Wem das Büblein gehört,
was selbst dir schon gefällt
Und siehst's doch im
Schlummer nur hier?
Das Büblein gehört niemand
sonst auf der Welt,
Als dem Vater, der Mutter
und mir!

Ich bin seine Schwester, das macht mich gar stolz,
Nichts anderes wünsche ich nun,
Dort liegt sie, die langweil'ge Puppe von Holz,
Auch die Bücher, sie mögen jetzt ruhn,
So lange es schläft, sitz' ich still hier am Bett
Und schau mir mein Brüderlein an,
Und nachher? Dann jauchz' ich mit ihm um die Wett,
So fröhlich ich immer nur kann.

Und wollt'st du es kaufen und brächtest ins Haus
Viel Wagen mit Schätzen so schwer,
Da lachte ich dich und die Geldsäcke aus:
Mein Büblein geb' ich nicht her!
Doch machst du's ganz leise — wie's jeder hier muß —
Und neigst dich behutsam darauf:
Erlaub' ich dir just einen einzigen Kuß,
Doch hörst du! weck' mir's nicht auf!



Ein treuer Freund.

Wir wohnen in Amerika. Unser Haus steht inmitten einer Zederngruppe auf einem Plateau ungefähr 100 Fuß über dem Meere. Alljährlich im Sommer kommen bei uns mehrere Familien aus der Stadt zusammen, um hier Sommerfrische zu halten. Viele Kinder sind dann vereint, und ein lustiges Leben beginnt. Es wird im Meer gebadet, geschwommen und im Kahn gefahren, im Sande gewatet, Muscheln gesucht, Festungen gebaut, lustige Partien werden unternommen: kurz es ist so recht eine Zeit der Erholung für die Jugend, die am Ende der Ferien gar ungern von uns Abschied nimmt, um nun wieder in den Schulstuben zum Stillsitzen verurteilt zu sein.

Im September des Jahres 1867 — unsere Kindergesellschaft war noch vereint — brach ein furchtbarer Orkan aus, dessen sich die Seeleute noch deutlich erinnern. Wir

alle schauten vom Fenster aus hinaus auf das wilde, tobende Meer und waren froh, unter sicherem Schutze zu sein. Als der Regen nachließ, erblickten wir ungefähr fünf englische Meilen vom Ufer ein gestrandetes Schiff. Durchs Fernrohr konnten wir ganz deutlich sehen, wie die Wogen immer über das Deck rollten, wie die Mannschaft sich im Takelwerk festklammerte, Zeichen um Hilfe machte und Balken zusammenzubinden versuchte, um sich daran ans Ufer zu retten. Leute vom nahen Dorfe und unsere Männer suchten vergeblich ihnen Hilfe zu bringen; solchem Sturme gegenüber konnten menschliche Kräfte nichts ausrichten. In wenig Stunden war das Schiff zertrümmert, und ehe der Abend hereinbrach, auch der letzte Mast versunken.

Wir hörten später, daß es ein italienisches Schiff, mit Öl und Apfelsinen beladen, gewesen war. Am andern Morgen lag der Strand meilenweit übersäet mit Kisten, gefüllt mit Apfelsinen und mit Ölfässern; aber niemand von der unglücklichen Mannschaft war zu sehen. — Alles legte Hand an, um die Sachen für die Eigentümer zu bergen.

Auch unsere kleine Gesellschaft half tüchtig mit, die Apfelsinenkisten aufzuspeichern und die Ölfässer unter die Schuppen zu rollen. Viele der Fässer waren geborsten, und es war wunderbar zu sehen, wie inmitten der noch immer wildwogenden See ein glattes, glänzendes Ölfeld sich ausdehnte, das von keiner Welle bewegt ward.

Fortwährend trugen die Wogen noch Balken, Kisten und Fässer ans Land. Da rief plötzlich Jenny, eine unserer thätigsten, kleinen Helfer: „Seht mal dorthin, da bewegt sich etwas, ich glaube, es ist eine kleine Katze!“

Gespannt schauten wir alle nach der von ihr angegebenen Richtung und bemerkten wirklich auf einem Balken ein kleines Tier, welches sich fest anklammerte. Es ward immer weiter abwärts getrieben, und wir liefen am Strande entlang, um den Balken, sobald er nahe genug gekommen sei, aufzufischen. Endlich gelang es uns. Arthur, Jennys Bruder watete ins Wasser und ergriff das nasse, kleine Geschöpf — es war ein Hündchen, das unter Jubel ins Haus getragen und aufs beste verpflegt ward. Nun galt es dem kleinen Findling einen Namen zu geben. Da er im Wasser gefunden war, so tauften wir ihn Neptun, nannten ihn jedoch immer nur Nep. Unser Nep, der einem Neufundländer ähnlich war, wuchs bald heran und ward der besondere Freund unserer Kinder. Er hatte schöne, kluge Augen, ein seidenweiches, glänzendes Fell, ein weißes Kreuz auf der Brust und an den Zehen weiße Flecke. Bald zeigte er sich als vortrefflicher Schwimmer und ausgezeichneter Wächter. Gegen Fremde war er mißtrauisch, gegen alle, die er kannte, aber, besonders gegen die Kinder, zärtlich und geduldig. Er ließ sich sehr viel von ihnen gefallen, jedoch nur bis zu einer bestimmten Grenze, wie nachstehender kleiner Vorfall zeigt.

Unter den Ferienkindern befand sich ein übermütiger, kleiner Bursche von etwa sieben Jahren, so ein echter Neckfritz, der immer darauf bedacht war, andere — wenn auch auf harmlose Weise — zu quälen. Ganz besonders hatte es dieser auf unsern Nep abgesehen. Eines Nachmittags lag letzterer auf der Veranda und machte sein Schläfchen. Da kam unser Fritz herbei, nahm eine neue Reitpeitsche, die einem der Herrn gehörte und fing an, immer damit nach dem Hunde zu schlagen. Dieser ließ sich das eine Weile ruhig gefallen und blinzelte nur ab und zu nach dem Störenfried. Da aber Fritz immer heftiger zuschlug, stand Nep auf und ging nach der Seite hin, wo die Kinderfrau stand, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie sich doch um ihren ungezogenen Jungen kümmern solle. Die aber beachtete den Wink des Hundes nicht, und Nep sah sich auf sich selber angewiesen. Ruhig legte er sich nach einem warnenden Blick auf Fritz nieder. Als der kleine Necker aber von neuem seine Peitsche brauchte, erfaßte Nep das Bübchen, legte es mit dem Gesicht auf die Erde, packte es vorsichtig

beim Höschen, schüttelte es heftig und setzte es, nachdem er es so abgestraft, wieder auf seinen Platz. Hierauf nahm er die Peitsche ins Maul und trug sie in den Hausflur, wohin sie gehörte, dann legte er sich ruhig, als sei nichts geschehen, hin und hielt sein gestörtes Mittagsschläfchen weiter.

Der kleine Knabe war über das Vorgehen Neps so verblüfft, daß er auch nicht einen Mucks hören ließ und sich ruhig mit einem Seitenblick fortschlich. Gewiß hätten wir nichts von der Sache erfahren, wenn ich nicht von dem Fenster aus alles mit angesehen hätte.

Am meisten freute sich Nep, wenn er die Kinder beim Baden begleiten konnte. Der Jubel wollte dann kein Ende nehmen; er selbst schwamm wie ein Fisch und gab gut acht auf alle die Kleinen. Sobald sie sich weiter als gut war, hinauswagten, so erfaßte er sie und brachte sie trotz alles Sträubens ihrerseits zurück. Aber inmitten des sicheren Gebietes wurde er nimmer müde mit ihnen zu scherzen und sie auf seinem Rücken schwimmen zu lassen. Auch im Boot zu fahren liebte er sehr und begleitete uns auf allen Ausfahrten. Wir mußten, da damals alles sehr unsicher war, unseren Schuppen, in dem sich die Boote und Fischerwerkzeuge befanden, sorgfältig verschließen und hatten deshalb die strenge Weisung erhalten, immer das Vorlegeschloß anzulegen. Eines Sonnabends fehlte Nep; wir wußten, daß er mit uns am Strande gewesen war, suchten aber nicht ängstlich, da er öfter länger fortblieb. Auch Sonntag waren wir noch unbesorgt, als aber der Montag Morgen kam, ohne daß uns das Bellen Neps begrüßte, beschlossen wir, alles genau zu durchsuchen. Nirgends in Haus und Hof war eine Spur von ihm zu entdecken; als wir uns jedoch dem Strande näherten, begrüßte uns ein schwaches Freudengeheul. Vor der Thür des Schuppens lag Nep als treuer Wächter, das Vorlegeschloß im Maule. Wir Kinder hatten zuzuschließen vergessen, und der treue Hund hatte seit Sonnabend Wache gehalten ohne Speise und Trank.

Bald war er in der ganzen Nachbarschaft als guter Wächter bekannt, und mehr als einmal ist er uns gestohlen worden, aber in die Nähe oder Ferne entführt, immer kam er, wenn auch erst nach einigen Tagen, ausgehungert und ermattet wieder bei uns an und wurde mit Jubel begrüßt.

Wieder kam der Sommer heran — acht Jahre waren vergangen seit Nep zu uns gekommen war. Diesmal befand sich unter den Gästen ein kleines noch nicht einjähriges Mädchen, der ausgesprochene Liebling Neps. Sobald die Kleine früh erschien, so rief sie: „Ned, Ned“ und dieser kam und wurde nie müde sich von den kleinen, dicken Händchen zausen zu lassen. Ja, oft lagen die beiden stundenlang spielend zusammen im Gras. Ihre ersten Versuche im Stehen und im Gehen machte die Kleine, indem sie die Ärmchen um Neps Hals schlang, und es war rührend zu sehen, wie sorglich der große Hund das Kind begleitete. Wenn mitten in seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Kindern, das schwache Stimmchen „Ned, Ned“ rief, so kam er herbeigesprungen. Eines Abends im August saßen wir alle draußen in der Veranda und genossen den herr=



lichen Abend. Da erscholl plötzlich aus dem Hause ein durchdringender Schrei und schon bemerkten wir in dem letzten Zimmer einen hellen Feuerschein. Sofort eilten wir dahin — dicker Qualm und Rauch drang uns entgegen — das Zimmer stand in Flammen. Entsetzt eilte die Mutter des kleinen Mädchens, das hier im Bett lag, durch die Thür, um ihr Kind zu retten.

Im Bettchen, dicht in Qualm eingehüllt, lag das kleine Mädchen und über ihm der treue Nep, der es mit seinem Körper beschützte und liebkosend das Gesichtchen leckte. Das Kind ergreifen und herausbringen war das Werk eines Augenblickes. Der



treue Hund folgte. Den vereinten Kräften gelang es dem Feuer, welches durch die Unvorsichtigkeit des Kindermädchens, welches die brennende Lampe hatte fallen lassen, entstanden war, Einhalt zu thun. Das Kind war unverletzt; der treue Nep aber war arg verbrannt; wir verbanden und verpflegten ihn, so gut wir konnten und überschütteten ihn mit Liebkosungen. Wir hofften, ihn bald wieder hergestellt zu sehen; als aber die Kleine am andern Morgen „Ned, Ned" rief, kam kein treuer Freund herbeigesprungen. Im Garten unterm Baum lag er starr und tot. Er war infolge der Brandwunden gestorben. Am Fuße des Hügels nahe am Strande, wo wir unsern Nep vor acht Jahren gefunden hatten, begruben wir ihn. Ein Stein ward darauf errichtet, auf den wir selbst die Worte schrieben:

„Ein treuer Freund."

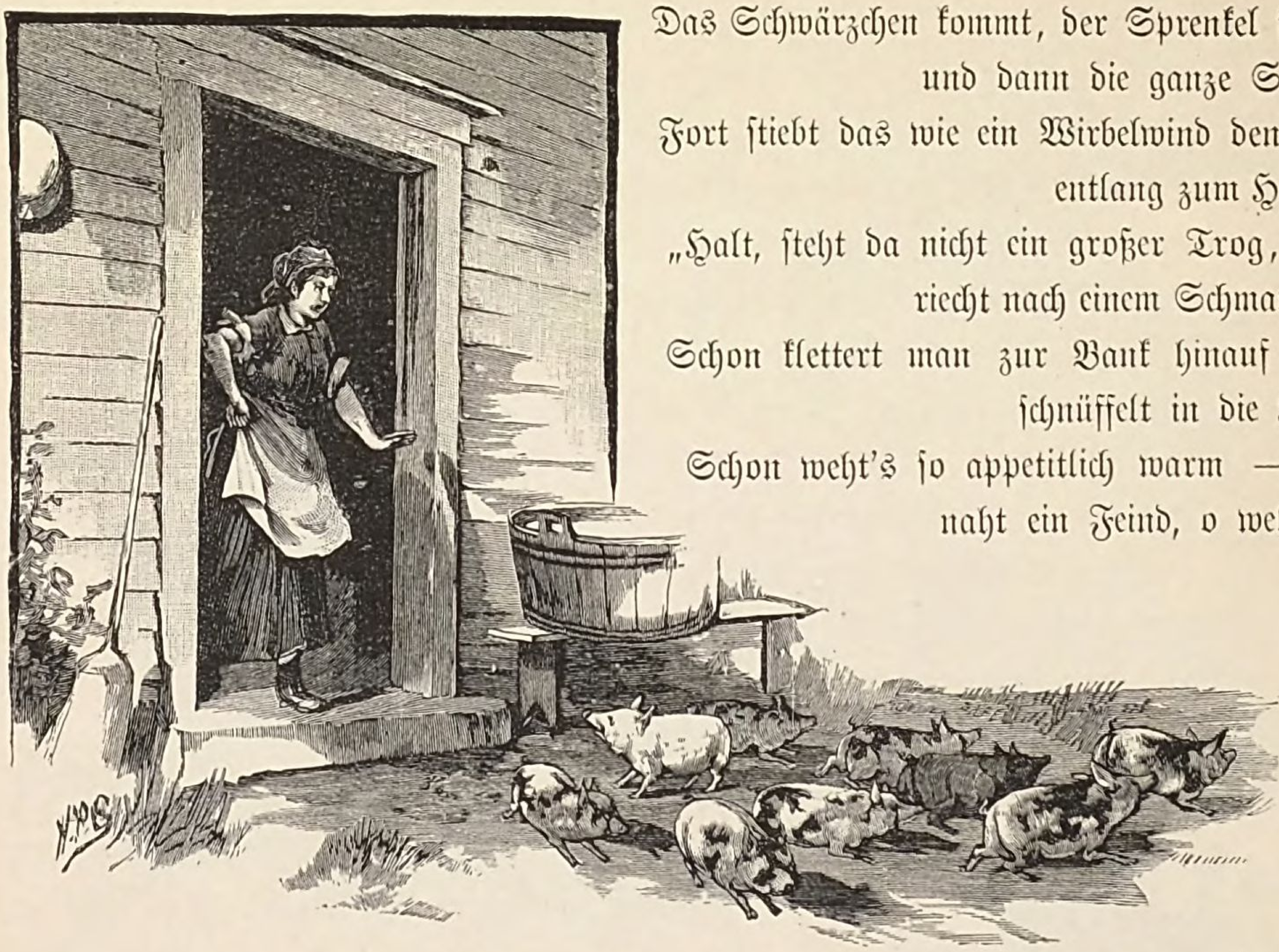


Wie es drei Schweinchen erging.

Zehn waren's; niedlich anzuschaun von rundlicher Figur,
Mit keckem, kleinem Ringelschwanz und borstiger Montur,
Mit breitem Rüssel, langem Ohr und vier behuften Beinchen,
Kurzum vom Kopf bis zu dem Fuß zehn echte, rechte Schweinchen.
Sie wälzten sich voll Lust im Stroh, sie schnüffelten fidel
Und machten ihres Lebens froh meist einen Hauptkrakeel.
Nur dreie waren von der Welt, der bösen, angekränkelt,
Davon war just eins schwarz, eins weiß, das dritte zart gesprenkelt.
Die wollten immer hoch hinauf und waren nie zufrieden
Mit jenem glücklich, stillen Los, das Ferkelchen beschieden. —
Einst gießt vergnügt der Pächter Schmidt das Mahl ins Tröglein aus,
Da rümpfen sie die Nasen gleich: „Wir danken für den Schmaus!

Solch Mischmasch hier behagt uns nicht, wie der im Troge da,
Wir wünschen heut ein Festgericht grad' wie die Frau Mama!"
Der Pächter schmunzelt vor sich hin und denkt: „Ah, steht es so?
Da braucht nur eine Hungerkur und schnabuliert das Stroh!" —
Er freut sich, wie es gar so gut den andern sieben schmeckt,
Und wie man aus dem Tröglein noch jedwedes Tröpflein leckt.
Und nach dem Mahl bringt er die zehn ins sichere Quartier
Und schiebt den Riegel sorglich vor an dessen schwerer Thür.
Und als er so im Hof und Stall hat alles recht bestellt,
Geht er ins Stübchen, wo er froh sein Mittagsschläfchen hält. —
Indessen knurrt bei jenen Drei'n gar wunderlich der Magen,
Jetzt fräßen sie den Mischmasch gleich mit fröhlichem Behagen.
Und wie es immer lauter wird, das unwillkommne Knurren,
Da fängt man just zum Zeitvertreib gehörig an zu murren:
„Ich seh' nicht ein", brummt Schwärzchen laut, „warum man uns verwehrt,
Daß wir im Hof spazieren gehn, wie sich das doch gehört!" —
Die andern stimmen grunzend ein: „Und läßt man uns nicht raus,
So gehen wir jetzt ganz allein mal auf Entdeckung aus!" —
Und wie das Weiße hier und da so schnüffelt am Staket,
Da hat es unter einem Pfahl ein Löchlein ausgespäht.
Der Kopf geht durch, der Leib zwängt nach und schau es geht fürwahr;

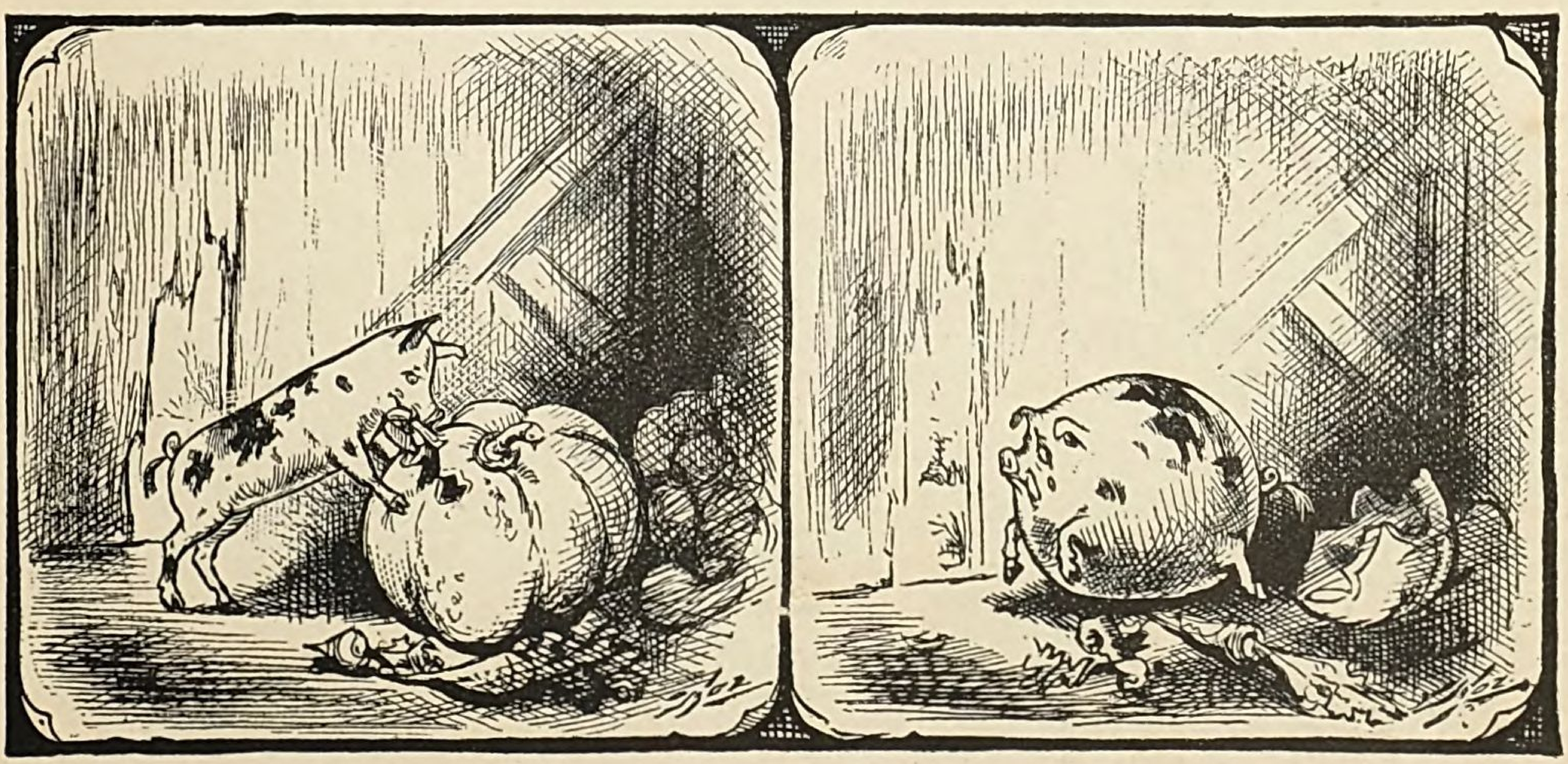




Das Schwärzchen kommt, der Sprenkel folgt
und dann die ganze Schar.
Fort stiebt das wie ein Wirbelwind den Hof
entlang zum Haus:
„Halt, steht da nicht ein großer Trog, das
riecht nach einem Schmaus!“
Schon klettert man zur Bank hinauf und
schnüffelt in die Höh,
Schon weht's so appetitlich warm — da
naht ein Feind, o weh!

Und blitzschnell drehen den Ringelschwanz die kleinen, losen Schweine,
Das Weiße nur, die Nase hoch, tritt auf die Hinterbeine,
Doch Madam Schmidt, die Pächtersfrau, macht nicht viel Federlesen,
Sie treibt auch jenen kecken Wicht gleich heim mit ihrem Besen,
Dann schiebt sie sorglich einen Stein vors selbstgewühlte Thor
Und geht zu ihrem Waschfaß hin und wäschet wie zuvor. —
Die sieben abenteuermüd, sie kriechen in die Spreu,
Und schlafen ihren Schrecken aus; doch nicht so unsre drei,
Der feine Duft aus jenem Trog hat's ihnen angethan,
Und bald sieht man das Kleeblatt leis dem Hause wieder nahn.
Sie warten still bis Madam Schmidt einmal den Rücken dreht,
Und dann eilt man der Nase nach, so schnell es eben geht,
Wie just zuvor: Das Weiße erst, das Schwärzchen kecklich dann,
Und ob des Wartens mißvergnügt rückt auch der Sprenkel an.
Da plötzlich tönet durch die Luft ein Quiken, o, so laut,
Und als Frau Schmidt ganz angstvoll naht, was ist's, das sie erschaut:

Der Sprenkel flieht dem Schuppen zu, jedoch was ist denn das?
Da krabbelt's aus dem Seifenschaum in ihrem Wäschefaß;
Jetzt guckt es schwarz und weiß hervor und schüttelt sich vor Graus —
Jetzt packt es Madam Schmidt beim Ohr und zieht zwei Schweinchen raus.
Au, wie das brennt und wie das sticht! Die zwei sind auskuriert
Und haben all ihr Lebtag nicht zum Naschen Lust verspürt. —
Doch Sprenkelchen, wie's dem erging, das zeigt dies Bildchen treu:
Am andern Tag, des Morgens früh, kam Pächter Schmidt herbei,
Der wollt' als er zum Schuppen trat, nicht seinen Augen traun,
Denn was er sah beim Nähergehen war seltsam anzuschauen.
Der Kürbis, der doch jüngst hier lag, just wie ein Kürbis liegt,
Der hatte einen Ringelschwanz und Beinchen jetzt gekriegt;
Der trug nicht mehr den gelben Rock, wie sonst zu jeder Zeit,
Der hatte diesen eingetauscht mit Schweinchens Sprenkelkleid,
Der konnte quiken jämmerlich, durchs ganze A=B=C,
Denn diesem Kürbis neuster Art, dem — — that sein Bäuchlein weh! —
Und was hat Pächter Schmidt gethan mit dieser neuen Frucht?
Er hat sogleich das Messer sich, das scharfe, vorgesucht,
Und nächsten Tag hat Pächter Schmidt und Madam Schmidt gar wert,
Den Kürbis in dem Sprenkelkleid als Braten aufgezehrt.





Bei der Ernte.

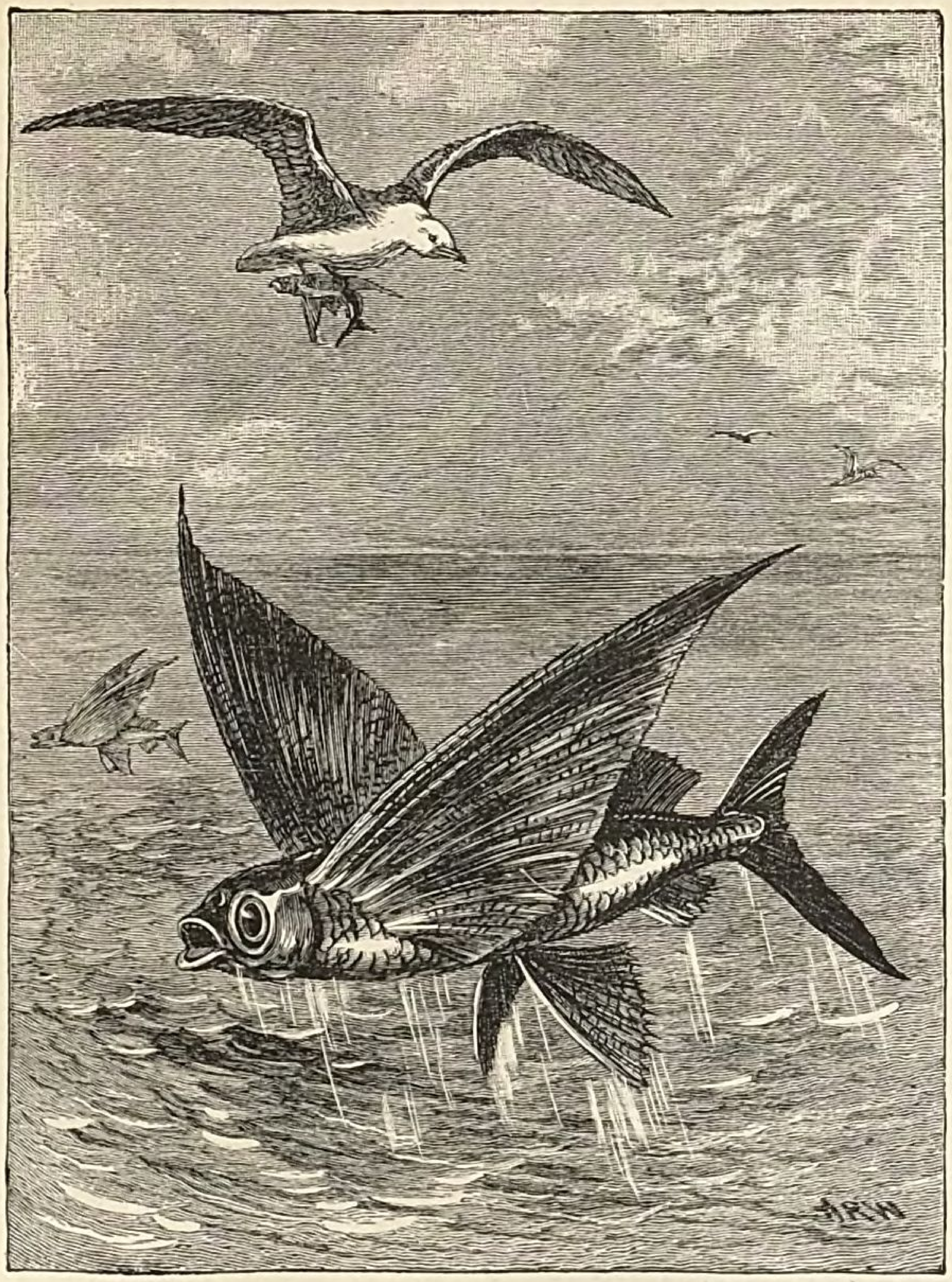
„Wann feiern wir das Erntefest?“
Hat Trude heut gefragt.
„Sobald das Korn vom Felde ist!“
Hat Väterchen gesagt. —
Schon so viel Wagen fuhren heim,
Hochaufgetürmt und schwer,
Und doch gibt's hier noch so viel Korn,
Da schau nur einmal her!

Weißt, Trude, hab' ich da gemeint,
So dauert's mir zu lang!
Und hier zum Felde ging sofort
Nach Tisch der erste Gang.
Nun lesen wir die Ähren auf
Und binden Garben draus,
Und dann, ich denk', dann tragen wir,
Sie auch noch selbst nach Haus.

'sist wahr, der Rücken thut gar weh,
Und heiß wird man dabei,
Doch wenn man bei der Ernte ist
So ist das einerlei.
Das schafft mal, wenn man flink sich regt
Und hilft, wie wir, zu zwei'n,
Gewiß, nun kann das Erntefest
Schon nächsten Sonntag sein!

O das wird schön! Wir winden all
Den größten Erntekranz,
Und auf der Tenne und im Hof
Da gibt's gar lustgen Tanz,
Lieb' Mütterlein, die bäckt dazu
Wohl dreißig Festtagskuchen,
Und auch Kinderchen lad ich ein,
Ja, ihr müßt uns besuchen!





Über den Wogen.

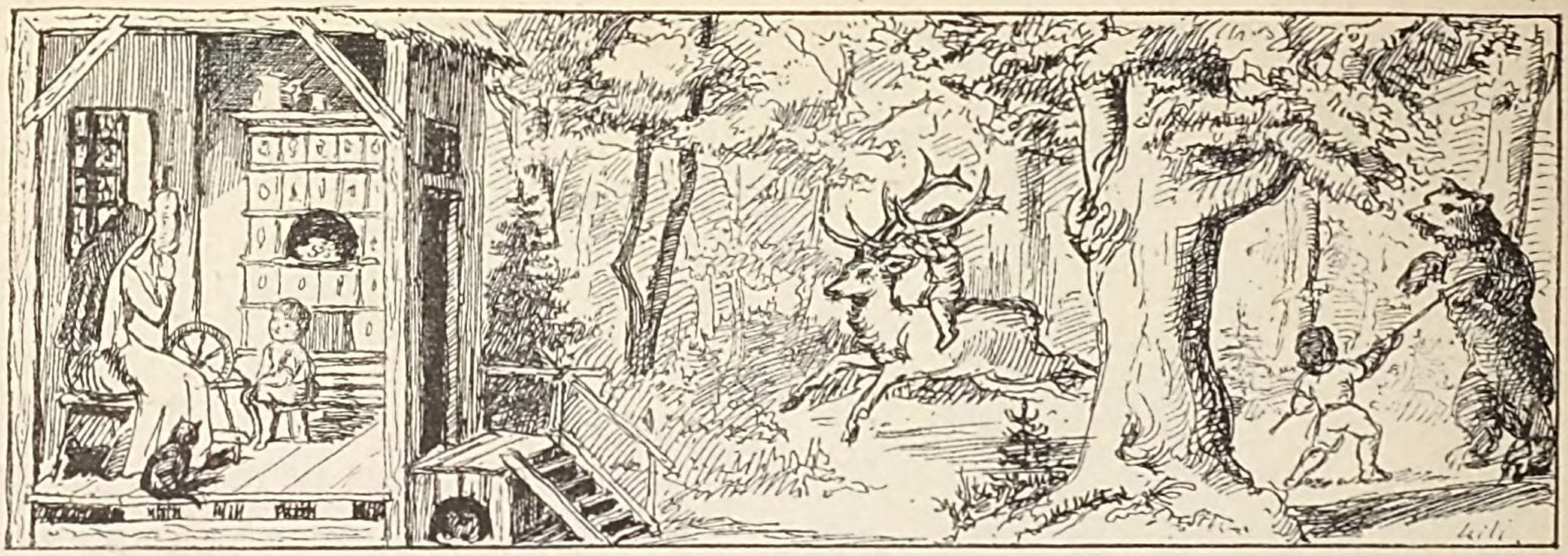
Nirgends entfaltet sich das Leben der Natur großartiger als in den gewaltigen Fluten des Oceans. Unerschöpflich sind die Tiefen des Meeres, und vieles von dem, was sie bergen, haben Menschenaugen noch niemals geschaut, wie sehr auch gerade diese Geheimnisse die Wißbegierde der Forscher angeregt und gründliche Untersuchungen derselben veranlaßt haben.

Aber schon das Bild, welches das Meer dem flüchtigen Blick des Reisenden enthüllt, ist bewegt und zeugt von lebendiger Fülle.

Ein ruhelos wogender Wasserspiegel von riesigen Ausdehnungen vor uns, hinter uns und nach allen Seiten, dessen Tiefe wir wohl ahnen, wenn wir mit den Blicken einzudringen versuchen, breitet sich vor uns aus, und schon auf der oberen Schicht seiner Fluten zeigt er tausendgestaltiges Leben, das Heer der Fische, und die ungezählten Hunderttausende von kleinen Wassertieren und von Bildungen, welche es schwer machen, zu entscheiden, ob sie der Tierwelt oder dem Pflanzenreich angehören.

Und auch über den Wogen, welches Leben! Die Wolken eilen und mit ihnen die rastlosen Geschwader der Möven. Mit majestätischem Fluge zieht der Seeadler über die Flut. Er strebt dem Lande zu, dort die eroberte Beute in Ruhe zu verzehren. Aus der feuchten Heimat aber schnellen die fliegenden Fische; sie wollen sich auch am Himmelsblau und am warmen Sonnenschein freuen, gerade so, wie ich und du!

Emil Wolff.



Die goldenen Haare.

Erzählt und illustriert von Lili Freifrau von Lichtenstern
geb. Freiin von Ehrenfels.

Es lebte vor langer, langer Zeit eine alte Frau in einem einsamen großen Walde. Sie lebte mit ihren Kühen und Hühnern und dem Kater in ihrer Hütte allein, Tag um Tag, wie die Zeit eben ging. Neben der Hütte floß ein reißender Waldbach und ringsherum wuchsen hohe, große Bäume. Des Jahres einmal ging sie in die Stadt, die viele Stunden entfernt war, und kaufte dort ihren Vorrat in Flachs. Den spann sie immer des Abends auf ihrem Rädchen, wofür sie einige Groschen erhielt. So verdiente sie sich ihre ärmliche Kleidung; und die Leute, die sie von der Stadt aus kannten, meinten, daß sie ganz glücklich und zufrieden sei. Aber ganz zufrieden war sie doch nicht, denn sie hatte bessere Tage gekannt.

Das war die gesegnete Zeit gewesen, die sie mit ihrem Sohne im Walde verlebt. Sie hatte ihren Sohn geliebt, mehr als alles andere auf der ganzen Welt, mehr als Gott, der ihn ihr gegeben, und das war ihr Unrecht. Er war auch ein liebes, herziges Kind gewesen: so heiter und zärtlich und fromm, wie Kinder immer sein sollten.

Allabendlich, wenn die Mutter spann und der Kater knurrte, saß er neben ihnen und wußte gar drollige Geschichtchen zu erzählen. Da sprach er von seinen Abenteuern im Walde, vom riesigen Bären, den er getötet, vom Hirschen mit den goldenen Geweihen, auf dem er geritten, und wie er der Vöglein Sang deutlich verstanden. Dann schmiegte er sein Köpfchen an der Mutter Knie und sagte: „Mutter, du mußt mir nicht alles glauben, was ich erzähle“. Da lachte die Mutter; Hänschen aber wurde ernst und sprach: „Eines mußt du mir doch immer glauben, denn es ist wahr: das ist, daß ich dich lieber habe als alles auf der ganzen Welt, und daß ich immer bei dir bleiben werde“.

Da meinte die Frau, sie könne den Himmel entbehren, wenn sie Hänschens liebende Worte hörte. Sie hörte sie auch noch oft, immer wieder und wieder, sogar als Hänschen der schmucke Hans geworden und als Waidmann die Wälder durchstreifte. Wenn er dann heimkam, gar häufig mit reicher Beute und immer mit frohem Gesicht, setzte er sich, wie als Knabe, zu ihr, neben das Spinnrad und erzählte. Das waren keine drolligen Kindermärchen mehr, sondern wahre Jägerabenteuer, aus denen die Mutter ersah, wie tapfer und stark ihr Sohn geworden. Und immer noch, zu ihres Herzens Freude schloß er mit den Worten: „So lieb wie du, Mutter, ist mir nichts anders in dieser schönen Welt.“

Da glaubte die Mutter sie sei die glücklichste Frau auf Erden. Das war sie wohl auch; aber sie glaubte, ihr Glück sei unzerstörbar, und das ist kein Glück im Leben.

Eines Abends kam Hans heim, ohne Beute. Sein Gesicht war bleich, seine Hände zitterten, und doch leuchtete in seinen Augen Freude. Schweigend setzte er sich neben die Mutter und starrte vor sich hin.

„Hans, was ist mit dir?“ fragte die Alte. Da rief er mit bebender Stimme: „O Mutter, ich weiß ein Mädchen, das ist mir noch lieber als du!“

Die Frau spann eifrig und sagte kein Wort, doch ihr Gesicht ward finster. Aber das merkte Hans nicht, denn er war zu glücklich. „Mutter“, fuhr er fort, „sie ist schön wie ein Engel: sie hat Haare wie Sonnenstrahlen, so hell und glänzend, und sie ist fromm und gut. Ich werde eine neue Hütte bauen, und da werden wir drei miteinander leben und werden glücklich sein und uns lieben!“

Da stieß die Frau ihr Spinnrad von sich und rief: „Ich werde sie hassen!“ Schweigend begaben sich die beiden zur Ruhe; Hans, das Herz voll Liebe und Freude, und die Mutter voll Kummer und Haß.

Frühmorgens zog Hans in den Wald hinaus und holte das Mädchen, das er lieb hatte, Gertrud, des Köhlers Tochter. Gertrud war ein gutes, sanftes Mädchen und schön wie ein Engel. Sie hatte blaue Augen und rosige Wangen, aber das schönste war ihr strahlendes, goldenes Haar.

„Wenn die Mutter sie sieht, muß sie ihr gut sein!“ dachte Hans. Und doch, als sie in die Nähe des Hauses kamen, pochte ihm das Herz bange. Gertrud aber war ruhig, denn sie kannte keinen Argwohn.

„Der Herr segne deinen Eingang und Ausgang;“ sprach Hans zu seiner Braut, vor seines Hauses Schwelle; dann öffnete er die Thüre und trat ein. — Die Alte erhob sich stumm. Hans nahm sie bei der Hand und bat: „O Mutter sei diesem Mädchen gut, denn morgen gehen wir zur Kirche und halten Hochzeit.“ Doch die Alte stieß Gertrud rauh von sich und schrie: „Hinweg! Ich mag dich nicht sehen, die du mit deinen gelben Haaren das Herz meines Sohnes umstrickt!“

Hans und Gertrud baten und flehten um den Segen, aber die Frau blieb

hart. Da kehrte sich Hans mit Gertrud zur Thüre, und sie wollten gehen. Die Mutter aber hielt den Sohn zurück und rief: „O du mein teures, geliebtes Kind, lebe wohl!" und sie küßten einander. Doch als Hans liebend niederblickte auf seine Braut, rief sie mit ihrer früheren Härte: „Weich' von mir, Diebin, die du mir das Kleinod meines Herzens gestohlen!"

„Sonne meines Lebens, folge mir!" sprach Hans und nahm Gertrud bei der Hand und führte sie hinaus durch den dunklen Wald. Die Mutter sah ihnen nach, bis sie hinter den Bäumen verschwanden, und dann war sie allein; allein mit ihrem ganzen Haß und mit ihrer ganzen Liebe.



* * *

So hatte sie schon drei Jahre gelebt, einsam und allein, einen Tag wie den anderen. Des Morgens molk sie die Kühe und besorgte die kleinen Felder hinter dem Haus. Des Abends aber saß sie beim Rädchen und spann, und neben ihr saß der Kater und spann; das Rädchen schnurrte, und der Kater schnurrte. Pfeilschnell schlüpfte der Faden durch der Alten Hände, aber schneller gingen die Gedanken. Sie dachte an Hänschen, als er noch Knabe war und so drollig erzählte; sie dachte an ihn, wie er ein schmucker Jäger geworden und im Herzen doch geblieben war, wie ein Kind; dann dachte sie an des Köhlers Tochter mit den sonnigen Haaren, und das Rädchen drehte sich immer schneller und schneller, ihr Gesicht ward finstrer und der Faden riß.

Da pochte es draußen an der Thüre; die Alte erhob sich und rief: „Herein!" Ein bärtiger Mann in Waidmannstracht trat in die Stube. Er trug ein Bündel auf dem Rücken, welches er sorgfältig auf der Alten Lager legte. Dann breitete er die Arme aus und rief: „Mutter!" Mit einem Freudenschrei sank sie dem Sohne an die Brust und küßte ihn. Dann setzten sie sich zu einander und sahen sich an, lange, ohne zu reden.

Endlich bedeckte Hans sein Gesicht mit den Händen und seufzte: „Mutter, sie ist tot und begraben!"

Die Frau preßte die Lippen zusammen, und der Ausdruck ihres Gesichtes ward hart. Hans stand auf, holte das Bündel vom Lager der Mutter und öffnete es.

Ein niedliches Kindlein lag darinnen, kaum ein Jahr alt. Es hatte schöne, blaue Augen und glänzende, lichtbraune Haare.

„Hier ist meine kleine Gerda", sprach Hans. „Ich bringe sie dir und bitte dich, die fehlende Mutter ihr zu ersetzen."

Die Frau nahm das Kind auf ihren Schoß und betrachtete es prüfend: „Sie hat die mir verhaßten Züge, Gottlob nicht das gelbe Haar: diese braunen Locken kommen von dir."

„O Mutter", fragte Hans bittend, „wirst du auch dem Kindlein gram sein um seiner armen Mutter willen?"

„Sei unbesorgt!" erwiderte sie. „Es ist ja dein Kind!"

„Ich habe noch eine Bitte," fuhr Hans zögernd fort. „Hier habe ich ihr blaues Halstuch und eine ihrer goldenen Flechten. Wenn das Kind heranwächst, so gib ihm dies und sage ihm, von wem es kommt, und lehre es, der verstorbenen Mutter zu gedenken im Gebet!"

„Niemals!" sagte die Alte, „denn ich habe sie gehaßt."

„Rede nicht so!" rief Hans, „denn sie ist im Himmel". Doch die Alte beteuerte: „So lieb mir dein Kind ist, nie soll es von mir das Wort Mutter hören!"

Da nahm Hans sein Kind in die Arme, segnete es, küßte es und sprach: „So muß ich denn selber oft kommen und dich lehren an sie zu denken, die mir die Sonne des Lebens war. Lebe wohl Mutter, ich komme bald wieder!"

Aber er kam nicht wieder. Ein Wanderer fand ihn tot am Fuße einer Felswand liegen: er mußte des Nachts herabgestürzt sein und hatte den Hals gebrochen.

Da aber der Wanderer Hansens Mutter kannte, brachte er ihr die traurige Botschaft, daß Gerda eine Waise geworden.

* * *

Gerda hatte es gut bei der alten Großi, so nannte sie die Großmutter, denn sie sollte ja das Wort Mutter nicht hören. Die Alte liebte die Kleine, und die Kleine liebte so viel auf dieser schönen Welt. Sie liebte die alte Großi und den verstorbenen Vater und die Vögel im Walde und die Kühe im Stall und den Kater und die Hühner und alles, was um sie war. Auch Gott im Himmel liebte sie, weil er alles hier so schön gemacht. Die schönste von seinen Gaben aber, meinte sie, sei die helle, warme, leuchtende Sonne und deshalb war sie ihr das Liebste im Leben.

Wenn sie in ihrem Bettlein lag und die Sonne küßte sie wach, fühlte sie sich unsagbar glücklich und froh. Und doch hatte sie noch einen Wunsch, noch einen heißen Wunsch. Sie sehnte sich so sehr, der Sonne nur einmal recht lange und tief in das liebe Antlitz zu schauen. Aber das ging nicht, denn die Augen gingen ihr immer über, ehe sie dieselbe eigentlich gesehen. Da meinte die Kleine, das sei ein Kummer. Für sie war es vielleicht auch einer, denn sie hatte noch nie einen anderen gekannt.

Eines Tages saß sie vor des Hauses Schwelle und spielte mit Steinchen und Blumen. Sie sprach mit ihnen, wie ein Kind zum anderen; sie sprach mit allen Bäumen, Blumen und Tieren, und sie verstanden sich gegenseitig ganz gut.

Es war ein regnerischer Morgen gewesen. Der Wind jagte die Wolken über den Himmel dahin, und die Sonne war verhüllt. Doch plötzlich schwanden die Schleier, und ein Strahl nach dem andern guckte vom blauen Himmel herab. Das gefiel Gerda, und sie griff in die Luft, um die Strahlen mit den Händchen zu haschen. Sie versuchte immer wieder und wieder und es entmutigte sie nicht, daß es nicht gelingen wollte.

„Miau, was thust du?“ fragte da plötzlich der Kater, der sich hinter sie geschlichen hatte.

„Ich will die Sonnenstrahlen fangen,“ sagte Gerda, „aber ich kann nicht.“

„Wirst es auch nie können!“ schnurrte der Kater.

„Aber ich will!“ rief Gerda. „Wenn sich die Sonne nicht in das Gesicht sehen läßt, so will ich doch ihre Strahlen, — dann bin ich zufrieden.“

Da knurrte der Kater nachdenklich und sprach: „Komme mit mir, ich will dir 'was zeigen, doch mußt du mir versprechen, daß du der Großi nie ein Wörtlein sagst von dem, was du jetzt sehen wirst!“

Gerda versprach und folgte dem Kater auf die Leiter, die zum Dachboden führte.

„Fürchte dich nicht und halte dich fest“, sagte der Kater, „dann kannst du nicht fallen.“

Jetzt waren sie oben auf dem Dachboden. Der war so finster und schwarz, daß Gerda sich gewiß gefürchtet hätte, wäre nicht in der Ecke ein heller Sonnenstrahl durch die Dachlucke gefallen. Dorthin führte der Kater die Kleine und zeigte ihr ein Bündel, alt und verstaubt.

„Öffne es!“ sprach er. Gerda that, wie ihr geheißen. Doch die Mühe war nicht klein, denn die Knoten des blauen Tuches waren fest geschlungen und Gerdas Finger waren schwach.



Endlich waren die Knoten gelöst, das Tuch geöffnet. Gerda war stumm vor Entzücken: Das reinste Gold, die hellsten Sonnenstrahlen hielt sie in Händen gebunden und geflochten. Staunend sah sie nieder. Endlich rief sie: „Das sind die Haare von der Sonne, von der lieben, lieben Sonne“ und sie lachte. Dann sah sie hinauf durch die Lucke des Daches nach der hellen Sonne selbst. „O! könnte ich nur einmal das liebe Gesicht sehen, um das diese Haare hängen!“

Und sie versuchte. Doch es traten ihr gleich die hellen Thränen in die Augen und rollten die Wangen herab. Dann blickte sie wieder nieder auf das geflochtene Gold und küßte es. Es war gar warm und weich, und Gerda legte ihr Köpfchen darauf und spielte mit den Händen damit, und dann schlief sie ein.

Gar süße Träume träumte sie da. Sie träumte, daß die Sonne vor ihr stand, hellstrahlend und warm und so schön! Staunend sah ihr Gerda ins wonnige Antlitz, und doch war es ihr so sonderlich, als hätte sie sie schon einmal gesehen. Und lächelnd beugte Frau Sonne sich nieder über das Kind und wollte es küssen, — doch da setzte der Kater die Pfoten auf Gerdas Hände und sie erwachte. Erstaunt sah sie um sich, drückte das Gold an ihre Brust, aber den Traum hatte sie vergessen.

* * *

Gerda konnte sich von ihrem Golde gar nicht mehr trennen. Des Tages verbarg sie es in ihrem Kleidchen und des Nachts unter ihrem Kissen, und da der Kater fortwährend zur Vorsicht mahnte, so merkte Großi nichts davon, und Gerda blieb im Besitze ihres teuersten Schatzes.

„So!" sagte eines Tages der Kater zu Gerda, als sie mit ihm im Walde saß. „Jetzt ist Großi auf dem Felde und kommt gewiß nicht; du darfst mit deinem Golde thun, was du willst."

Gerda zog ihren Schatz aus dem Kleidchen, band das eine Ende des Zopfes recht fest mit einem dicken Faden zusammen; dann löste sie ihn auf, kämmte ihn mit den Fingerchen und hing ihn an einen Baumast. Die langen Haare fielen in reichen Wellen auseinander, und die Sonne schien darauf, daß sie glühten und glänzten, wie die Sonne selbst. Gerda stand davor und lachte, denn es gefiel ihr.

„Gib mir dein Gold, gib mir dein Gold!" zwitscherte ein Vöglein oben im Baum.

„Das bekommst du nicht", antwortete Gerda, „das gehört mir!"

„Dein Gold ist warm und weich," rief das Vöglein herunter, „und ich will mir daraus ein Nestchen bauen."

„Ein Nest aus Gold und Sonnenstrahlen?" lachte Gerda, „das bekommst du nicht!"

Da sang das Vöglein von oben: „Du einfältig Kind, das sind keine Sonnenstrahlen, das ist kein Gold, das sind die Haare von eines Köhlers Tochter."

„Die Haare von der Sonne!" rief Gerda hinauf.

„Ja, ja von der Sonne" trillerte das Vöglein und flog von dannen.

„Ist die Sonne eines Köhlers Tochter?" rief Gerda dem Fliehenden nach. Doch dieser achtete ihrer nicht, sondern zwitschernd flog er durch die Baumäste hin. Gerda nahm ihr Gold und lief dem Vogel nach, denn sie wollte von der Sonne mehr noch wissen. So kam sie bis an des Baches Rand und dort war das Vöglein verschwunden.

Die Luft war kühl. Gerda ließ sich im Moose nieder. Das Gold lag ihr

im Schoße, der Bach murmelte, die sinkende Sonne strahlte, und die Vöglein sangen. Und es war ihr, als raunten sie ihr alle etwas zu, und als könnte sie es verstehen, aber doch nicht so ganz und recht. „Wenn ich nur der Sonne tief in das Antlitz sehen könnte, dann wüßte ich, was ich will!" Aber die Augen gingen ihr über.

Ernst blickte sie nieder in den Bach. Der rauschte und murmelte und sagte so viel! Er sagte: „Unerbittlich rinnt die Zeit an dir vorüber; nichts hält sie auf, und alles wechselt ewig und bleibt doch immer dasselbe, bis zum Ende, zum Ende." Und der Bach sagte noch vieles, vieles, aber Gerda verstand es nicht recht. Es war ja doch nicht das, was sie hören wollte. Traurig wandte sie die Augen ab, vom ewig wechselnden, ewig gleichen Spiel der Wellen und sah auf das, was ihr im Schoße lag, auf ihr Gold.

Da lachte sie, küßte es und sprach: „Wenn alles auch ewig wechselt, du bleibst doch immer mein!"

„Nein, nein!" rauschte der Bach.

Da rief Gerda hinein in die Wogen, so laut sie konnte: „Ja, mein ist es mein bleibt es und niemand soll es haben!"

„Haben, haben!" rauschte der Bach.

Da fürchtete sich das Kind, und eilends lief es heim in die Hütte.

Dort saß die Alte wie immer und spann. Gerda setzte sich neben sie und erzählte. Das war beinahe so, wie vor Jahren das Geplauder des kleinen Hans. Und die Alte nickte und lachte; aber das klang traurig.

„Groẞi", fragte Gerda, „warum hast du weiße Haare, so wie der Schaum im Bach?"

„Weil ich alt bin," erwiderte Groẞi.

„Ist der Bach auch alt?"

„Ja, noch viel älter als ich," sagte Groẞi. Darüber staunte das Kind. „Warum habe ich braune Haare?" fragte es weiter.

Da wurde die Alte ernst und sprach: „Weil dein Vater braune hatte!"

„Aber die Sonne, die hat goldene!" rief Gerda. „Das sind die Sonnenstrahlen, und die sind so hell und schön!"

„Kind, geh zu Bette!" sprach die Alte, denn sie mochte von goldenen Haaren nichts hören.

* * *

Den nächsten Morgen strahlte die Sonne wieder hell auf Gerdas Antlitz. Die Vögel sangen und zwitscherten und riefen die Kleine hinaus.

Draußen glühte und glitzerte alles im Morgenthau, wie besäet mit Edelsteinen. Gerda setzte sich nieder im Walde und begann einen Kranz zu winden. Die Blumen waren so schön!

„Gib mir von deinen Blumen,“ zwitscherte das Vöglein oben im Baum „Ich habe mir ein Nestchen gebaut, und das will ich schmücken.“

Gerda gab ihm das schönste, was sie hatte, eine rote Erdbeere und ein Vergißmeinnicht.

„Gib mir nun auch von deinem Golde,“ bat das Vöglein, doch Gerda schüttelte mit dem Kopfe und rief: „Nein, nein, das gehört mir, und niemand soll es haben“. Da lachte der Vogel und flog davon. Gerda aber wurde vom Kater heimgerufen in die Hütte.

Dort half sie der Großi die Kühe melken und holte die Eier aus den Nestern der Hühner und aß ihr einfaches Mittagsbrot, und dann lief sie wieder hinaus, wo sie den halb vollendeten Kranz hatte liegen lassen. Die Blumen waren aber einstweilen matt und welk geworden, denn der Tag war heiß und Mittag schon längst vorüber. Deshalb trug sie Gerda zu den Ufern des Baches und bespritzte sie mit Wasser; als sie aber wieder frisch waren schloß sie den Kranz.

Neben ihr auf einem Stein lagen ihre goldenen Fäden ausgebreitet und vom Lichte beschienen; Gerda legte den Kranz darauf; das gefiel ihr.

Da kam das Vöglein wieder geflogen und setzte sich auf den Stein. Doch als Gerda ängstlich die Hände auf die Fäden legte, sagte es: „Sei ruhig! Ich nehme dir nichts davon, nichts! nichts!“

Gerda glaubte ihm und begann gemütlich mit ihm zu plaudern: „Möchte doch wissen,“ sprach sie, „wer mir die goldenen Sonnenstrahlen gehascht und geflochten hat?“

Da lachte der Vogel und sang: „Das sind keine Sonnenstrahlen, das ist kein Gold, das sind die Haare von eines Köhlers Tochter.“

„Ist denn die Sonne die Tochter eines Köhlers?“ fragte Gerda begierig.

Da zwitscherte das Vöglein und sang: „Die Sonne im Leben deines Vaters war sie! Ja, ja, die Sonne!“

Gerda wurde nachdenklich und sprach: „Es gibt nur eine Sonne und die hat meinem Vater geschienen wie mir, und von ihr kommt das Haar.“ Andächtig blickte sie gegen Westen, wo die Wolken in goldigem Rot erglühten und seufzte leise: „Wenn ich nur wüßte, wie sie aussieht, die liebe Sonne, die meinem Vater geschienen.“

Da sang das Vöglein mit gar lieblicher Stimme:

„Die hellen Haare vom Haupte ihr hangen;
„Sie hat die schönsten, rosigen Wangen.
„Und Augen, wie der Himmel so blau und so klar;
„Aber das schönste ist doch das goldene Haar.“

Gerda lauschte andächtig, dann nahm sie die goldenen Fäden und legte sie sich selbst um das Haupt, setzte den Kranz darauf und besah sich im Bache.

„Das schönste ist doch das goldene Haar," sang sie leise; und der Bach murmelte: „das ist wahr, wahr."

Gerda streichelte die goldenen, weichen Wellen, küßte sie und dachte an ihren Vater, dem sie geschienen. „Dort oben im blauen Himmel wohnt er," sprach sie leise. „Der liebe, liebe Vater! Ob er mich wohl sehen kann, mit seiner Sonne Gold auf dem Kopf?"

„Weg damit!" tönte da plötzlich eine rauhe Stimme: „Fort mit dem verhaßten Haare!" Und heftig wurden die goldenen Fäden und der Kranz von des Kindes Haupt gerissen, und flogen hoch im Bogen in den Bach, der sie eilends mit fortriß.

Gerda stieß einen wilden Schrei aus, der weit durch die Lüfte gellte und lief einige Schritte den Bach hinunter. Dann warf sie sich nieder auf das weiche Moos und rief laut und schluchzend in den Bach hinein: „Gib mir mein Gold wieder, denn es ist mein, mein!"

„Nein, nein" rauschte der Bach.

Großi wollte die Kleine heimführen, doch diese achtete nicht auf sie und weinte nur noch heftiger, je mehr die Alte ihr zusprach. So ging sie denn allein zurück in die Hütte und wartete, bis die Sterne scheinen würden, um Gerda zu holen.

* * *

Die Kleine lag immer am Ufer und weinte. Sie weinte so lange, bis sie endlich müde ward und die Augen ihr zufielen.

Sie schlief und sie träumte: der Mond schien hell durch die Bäume, und alles war so still — nur der Bach murmelte leise. Gerda weinte nicht mehr, sie lag da ganz ruhig und sah und lauschte. Der Mond und die Sterne beschienen sie hell und funkelnd, aber doch nicht so schön, wie die Sonne am Tag. Die Wellen rauschten und murmelten, und Gerda horchte, bis es ihr war, als werde das Rauschen immer lauter und lauter. Und die glitzernden Wogen schwollen immer höher und höher und benäßten Gerdas Füße. Da erschrak sie, und doch wich sie nicht von ihrem Lager, über das leise die Wellen glitten.

Aus den schwellenden Wogen erhob sich langsam ein Weib mit grünlichen Haaren und bleichem Gesicht. „Kind", sprach es mit flüsternder Stimme, „kommst du mit mir?" Gerda sagte nicht ja und nicht nein. Das Weib erfaßte sie und trug sie fest in den Armen haltend den Bach hinab. Gerda sah nach dem Monde hinauf, der glänzte so seltsam bleich und spiegelte sich im Wasser. Da fühlte sie, wie eine namenlose Angst ihr Herz erfaßte, und es durchlief sie kalt in der Nixe Armen.

„Warum ist der Mond so bleich, und warum bist du so bleich?" fragte sie ängstlich. „O, laß mich, laß mich!"

„Thöricht", sagte das Weib und drückte das Kind fester an sich.

„Ich will den Mond nicht!" rief Gerda; und ich will dich nicht! du bist so bleich! ich will Sonne, Sonne!"





Da verblaßte der Mond, und die Sterne erloschen und die Wogen sanken und die Nixe verschwand.

Zitternd vor Angst und Kälte lag Gerda im Moose, doch vor ihr stand die schönste, lieblichste Frau. Ein heller, warmer Schein umfloß sie und goldene Haare hingen ihr vom Haupt.

„O! ich kenne dich!“ rief Gerda freudig, „du bist die Sonne und dir hängt mein Gold im Nacken!“

Die Frau lächelte und sprach: „Nein, Kind, die Sonne bin ich nicht.“

„Wer bist du?“ fragte Gerda erstaunt.

„Ich bin deine Mutter“, sagte die Frau.

„Wer ist das? Mutter?“ fragte das Kind.

Mitleidig blickte die Frau nieder auf die Kleine, beugte sich über sie und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Der war so wonnig wohl und warm! Gerda fühlte ihn bis in ihr Herz. Und da wußte sie alles, was sie je zu wissen gewünscht, und was niemand ihr hatte sagen können, und flehend rief sie: „Mutter, nimm mich mit dir!“

Da breitete die Frau die Arme weit aus, drückte Gerda an ihr Herz und sagte leise: „Siehe gen Osten.“

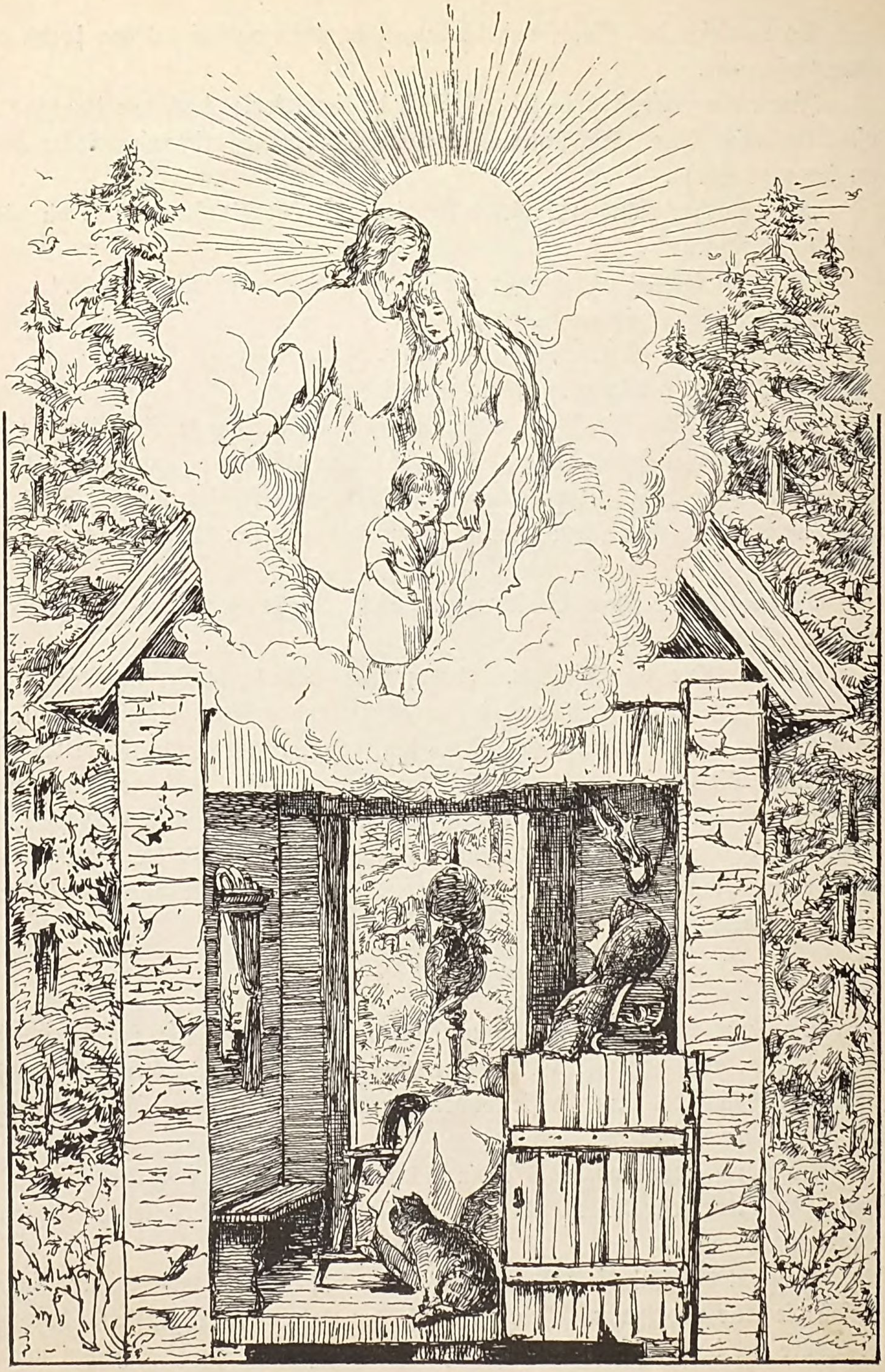
Gerda wandte das Köpfchen. Rotstrahlend und leuchtend stieg die Sonne, die wirkliche Sonne, empor und ward immer größer und größer, bis sie aussah, wie ein riesiges Thor. Und dahinter sah Gerda den hehrsten Glanz und hörte die herrlichsten Töne. Sie schmiegte sich enger an der Mutter Brust, und der Glanz ward immer heller und das Tönen lauter, und doch hörte sie immer noch das Klopfen von der Mutter Herz. Sie sah ihr zärtlich ins Antlitz und die Mutter lächelte sie an, und immer fester und fester fühlte sie der Mutter Arme, und sie schmiegte sich noch enger an die warme Brust und schloß die Augen.

* * *

Die ganze Nacht hatte Großi nach Gerda gesucht, und sie suchte noch den kommenden Tag, aber umsonst: Gerda war verschwunden. Die Alte meinte, es sei nicht anders möglich, das Kind müsse wieder kommen. Aber es kam nicht wieder, und endlich gab sie ihr Hoffen auf.

So war sie denn nochmals allein; allein mit der Erinnerung an ihren heißen Haß und an ihre heiße Liebe. Und so lebte sie noch viele, viele Jahre und konnte nicht sterben.

Draußen blühten die Blumen und sangen die Vögel, und drinnen in der Hütte saß die Alte und spann. Neben ihr saß der Kater und spann und durch die offene Thüre fiel der sinkenden Sonne Schein. Der Himmel strahlte golden und die



Bäume strahlten golden. Die Vögel sangen und zwitscherten, doch die Alte hörte sie nicht, denn sie spann und dachte. Pfeilschnell schlüpfte der Faden durch ihre Hände, aber schneller gingen die Gedanken. Sie dachte an Gerda, den entschwundenen Engel und an Hans, der ihr das Liebste im Leben gewesen. Sie dachte an die gute, alte Zeit, die sie mit ihm verlebt, als er noch Knabe war. Und dann dachte sie an das Mädchen mit den goldenen Haaren, das sie einstens gehaßt. Und langsamer drehte sich das Rädchen und immer langsamer, bis es endlich stockte und stille stand.

Da lehnte sie sich zurück in ihren Stuhl und blickte hinaus. Sie sah die goldenen Wolken und hörte die Vögel singen, und da wurde ihr Herz so weich, wie es noch niemals gewesen. Und zum ersten Male nach vielen, vielen Jahren vergoß sie heiße, helle Thränen. Dann blickte sie nach oben und sprach mit lauter, fester Stimme: „Herr, ich habe überwunden irdische Liebe und irdischen Haß. Ich liebe dich über alles und meinen Nächsten wie mich selber aus Liebe zu dir."

Und da ward es helle im Zimmer, die Decke öffnete sich, und die Alte sah den himmlischen Glanz. Oben standen Hans und Gertrud mit dem Kinde und winkten; und die Alte beugte ihr Haupt und sprach: „Herr, nimm mich zu Dir, ich bin bereit." Und so starb sie.

Die Hütte verfiel in Trümmer, die Felder verwilderten und darüber grünten die Bäume und sangen die Vögel. Sie sangen ein wonniges Lied: das Lied, das ewig anders klingt und doch immer dasselbe bleibt; das alte Lied von der Liebe, die eines zum anderen hat, und die vieles vermag, aber doch schwach ist und arm ohne die große Liebe zu Gott.



Auf hoher See.

Von Land zu Land schlingt die brausende Meerflut das vereinigende Band. Was in der glühenden Sonne beider Indien, was in den Plantagen des südlichen Amerika Köstliches gedeiht und reift, die Wolle Australiens und das Elfenbein Afrikas, kurz alle Produkte überseeischer Gebiete — alles ist uns zugänglich, alles hilft unser Leben verschönern und reicher gestalten, seitdem es der Mensch versteht, die Oceane mit dem Kiel des Schiffes zu durchfurchen, seitdem ihm der Kompaß Weg und Steg in der Wasserwüste kundet, seitdem er den freigeborenen Junker Sausewind zwingt, seinem Schiff die Segel zu blähen und sein gehorsamer Diener zu sein.

Nicht immer zwar gehorcht dieser Diener. Er wird empört über des Menschen Macht, die er vergrößern hilft, und wird zum Sturm, zum wütenden Orkan. Dann hebt er des Schiffes gewaltigen Rumpf, und wehe



dem Schiffer, der dann dem Lande allzu nahe ist! Er findet wohl oft noch im Angesichte des rettenden Hafens in den Wellen den Tod.

Unser Schiff aber segelt fröhlich über die Wogen. Mag ihm glückliche Fahrt und frohe Heimkehr beschieden sein!

Emil Wolff.

Ein großes Geheimnis.

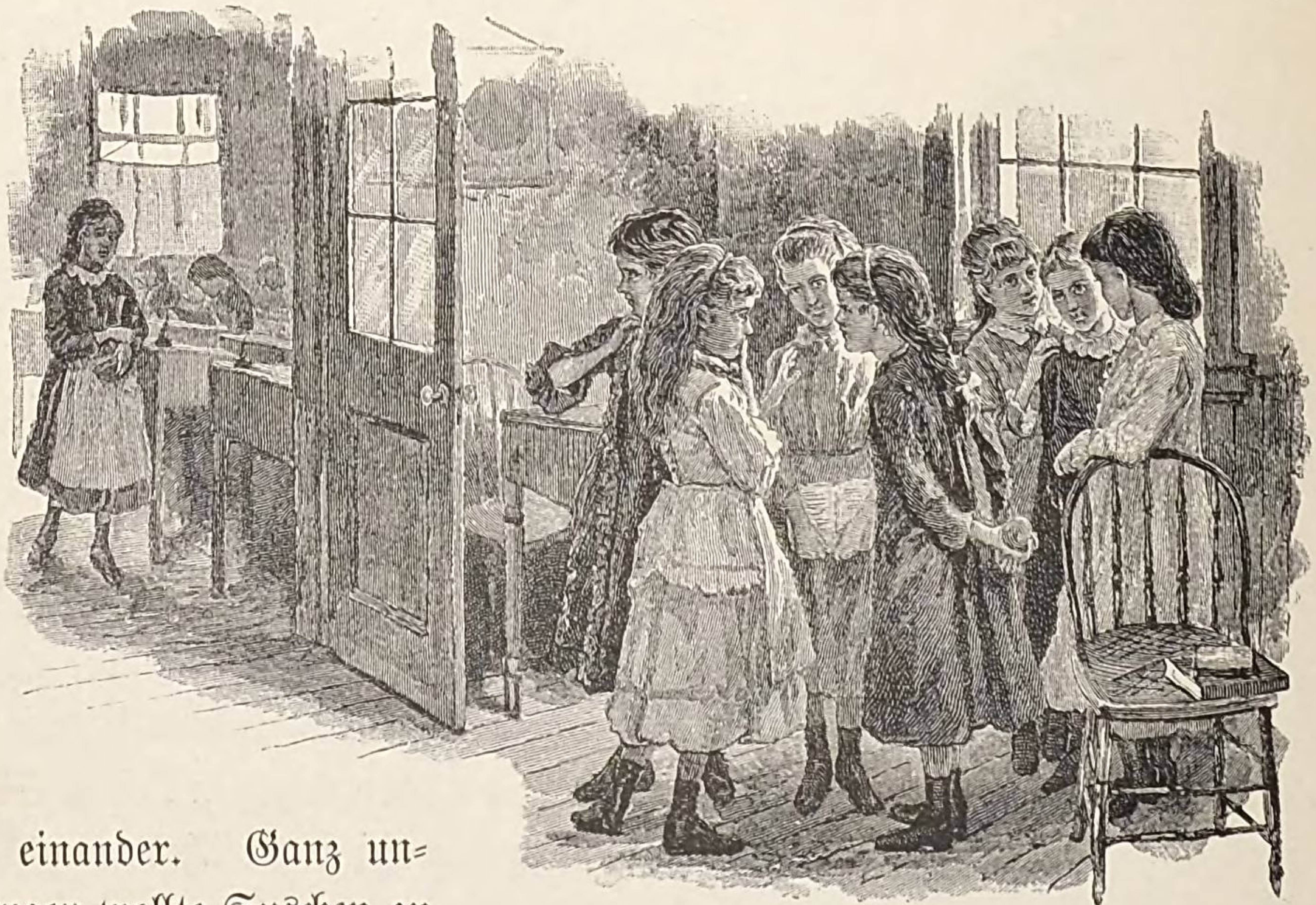
Ein recht glückliches Schulmädchen hätte Susanne sein können, denn sie war fleißig, das Lernen wurde ihr leicht, und sie saß immer unter den ersten in der Schule.



Leider aber hatte sie einen großen Fehler: sie fühlte sich sehr leicht verletzt. Immer hielt sie sich von ihren Gefährtinnen zurückgesetzt, stets glaubte sie, man wolle von ihr nichts wissen, und fast keine Woche verging, ohne daß sie sich bitter bei der Mutter beklagte, daß die anderen Kinder ihr nicht so freundlich entgegenkämen, wie sie ihnen. Und dabei war diese Meinung vollständig irrig, denn ihre Mitschülerinnen, besonders die sieben, die mit Suschen, als der achten, immer zusammenhielten, liebten sie mit all' der Wärme, die überhaupt ein kleines Schulmädchenherz für seine Gefährtinnen übrig hat. „Da glaube es doch nur, daß wir's gut mit dir meinen!“ so hatten sie schon oftmals zu ihr gesprochen, wenn sie sich gekränkt von ihnen abwandte. Susanne trocknete dann wohl zögernd ihre Thränen und schloß sich dem Spiel der anderen wieder an, aber zu lange währte es nie, so fühlte sie sich aufs neue gekränkt und zog sich beleidigt zurück.

Sonst war solche Kränkung immer nur von einer Freundin ausgegangen, und das war für Suschen bitter genug gewesen, aber heute, nein, das war doch zu arg! Hatten sich denn heute alle sieben Mädchen gegen sie verschworen?

Schon als sie am Morgen in die Klasse trat, hatten sie die sieben alle so heimlich betrachtet und sich dann lächelnd unter einander angesehen. Schon da hatte sie böse sein wollen, hatte sorgfältig ihren Anzug gemustert, ob etwa daran etwas Lächerliches sei, sich aber schließlich mit dem Gedanken getröstet, daß sie sich vielleicht geirrt habe. Aber nun, nachdem die Freiviertelstunde begonnen, konnte sie darüber nicht mehr in Zweifel sein. Kaum hatte der Lehrer die Klasse verlassen, so winkten sich die Freundinnen eifrigst in das anstoßende Zimmer. Dort steckten sie alle die Köpfe zusammen und tuschelten



mit einander. Ganz unbefangen wollte Suschen zu ihnen treten, da legte die eine vorsichtig mahnend den Finger auf den Mund, alle sahen sich an, lachten und schwiegen. Auch jetzt noch bezwang sich Susanne, wandte ihnen, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken und ging in ihre Klasse zurück. Aber sie kämpfte heftig mit ihrem aufwallenden Mißmut, und ihre Aufmerksamkeit in der nächsten, der französischen Stunde war so geteilt, daß sie nicht einmal avoir zu conjugieren wußte und Passé défini und Passé indéfini fortwährend verwechselte. Natürlich war der Lehrer ungehalten über ihre Zerstreutheit und tadelte sie. Dieser Tadel trug nun freilich nicht dazu bei, ihre Laune zu verbessern, und als auch beim Schluß der Schule sich ihre

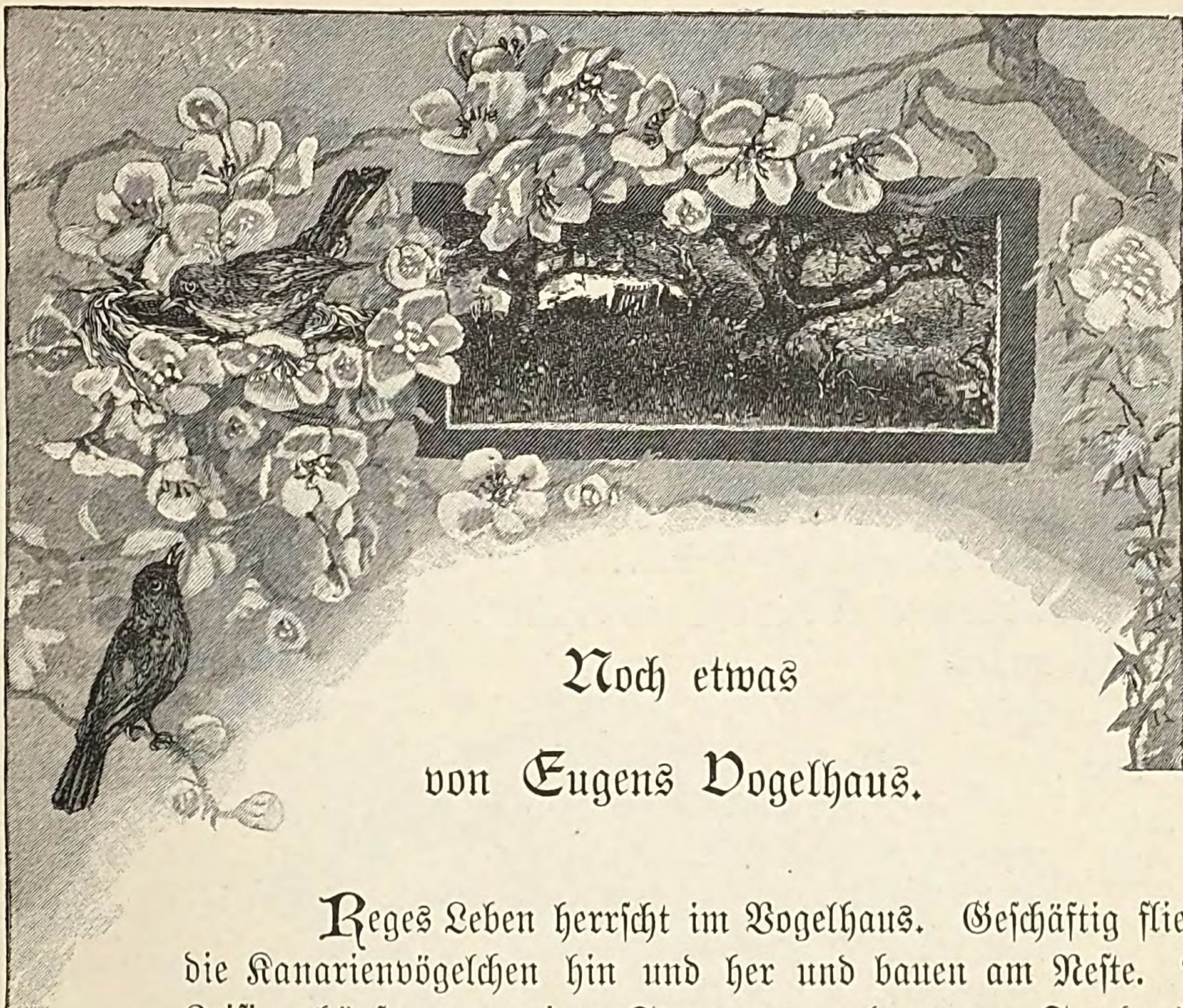
Freundinnen von ihr fern hielten, da kostete es ihr die größte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, und sie eilte so schnell als möglich nach Hause, um ihrer Mutter ihr Leid zu klagen. Der Weg nach Hause war weit, er führte am Flusse entlang, an dessen Ufer, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, das Landhaus ihres Vaters lag. Der schöne Weg in frischer Luft hatte schon dazu beigetragen, ihren Kummer etwas zu lindern. Sie weinte nicht mehr, aber ihre Stimme klang doch recht traurig, als sie ihrer Mutter von dem heutigen Unglücksmorgen erzählte. „Und ich habe doch wirklich nichts gethan, sie zu kränken!" schloß sie endlich ihren Bericht, „wenn ich nur eine Ahnung hätte, warum sie so böse auf mich sind!" — „Aber, wer sagt dir denn, daß sie böse sind?" wandte die Mutter ein, „wer weiß, vielleicht haben die Kinder eine Überraschung vor oder etwas, was sie dir gerade nicht verraten können. Denke nicht immer gleich, daß sich das Thun anderer auf dich beziehe, und du wirst nicht so leicht in Gefahr kommen, dich gekränkt zu fühlen!"

Also war es möglich, auch die Mutter selbst gab ihr nicht recht! Jetzt sah sie es deutlich, niemand verstand sie, niemand hatte sie lieb! Kaum konnte sie bei Tisch ihren Kummer verbergen, dann aber eilte sie hinaus auf eine Bank, die ganz versteckt im Schatten einer Weide am Ufer des Flusses stand. Unthätig setzte sie sich hin und hing ihren Gedanken nach. Wohl eine Stunde mochte so vergangen sein. Da hörte sie plötzlich lustiges Lachen und fröhliche Stimmen, die ihr bekannt vorkamen, und aufblickend gewahrte sie ein niedliches, kleines Segelboot, das herangesegelt kam. Aber wer darin saß, das war niemand anders, als ihre sieben Freundinnen. „Also das," dachte sie, „war es, was sie heute morgen besprochen haben, und mich wollten sie dazu nicht mitnehmen; nun weiß ich es ganz genau, daß sie mich nicht leiden können." Schnell trat sie hinter den Busch und versteckte sich, denn schon war das Boot ganz nahe gekommen. „Halt, Bruder Rudolf", hörte sie Rosa, ihre Lieblingsfreundin, sagen, „hier müssen wir landen. Nicht wahr, du wartest hier auf uns. Das wird einmal eine Überraschung und eine Lust werden, wenn Suschen uns sieht. Das arme Mädchen, es that mir heute morgen ordentlich leid, daß wir sie so kränken mußten, aber es ging doch einmal nicht anders, wenn wir sie überraschen wollten. Schnell, schnell kommt, und laßt sie uns suchen!" Schon liefen die Mädchen dem Hause zu, und Suschen hörte laut

ihren Namen rufen. Da hielt sie es nicht länger. Ihre Thränen trocknend, lief sie ihnen eilig entgegen, küßte ihre Rosa, grüßte die andern freundlich und erzählte ihnen offen, wie schwer sie sich selber das Herz gemacht habe, und welchen Verdacht sie gegen sie gehegt. „Aber ich will es nun auch nie, nie wieder thun!“ setzte sie hinzu. Schnell erbat sie sich von der Mutter mit



dem Geständnis, „du, liebes Mütterchen, hast doch immer recht!“ die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen, nahm ihre Puppe, stieg mit der kleinen Schar ins Boot und verlebte mit derselben in einem stromabwärts gelegenen Vergnügungsort einen frohen Nachmittag. Wenn sie aber künftig sich wieder vernachlässigt glaubte von ihren Freundinnen, brauchte man sie nur an „das große Geheimnis“ zu erinnern, um sie wieder fröhlich und heiter zu stimmen.



Noch etwas von Eugens Vogelhaus.

Reges Leben herrscht im Vogelhaus. Geschäftig fliegen die Kanarienvögelchen hin und her und bauen am Neste. Die Zeisige hüpfen von einer Stange zur anderen vor Freude über den goldigen Sonnenstrahl, der ihr vom Baden nasses Gefieder so schnell trocknet. Der Baumläufer, Rutscher genannt, hackt kräftig auf den alten Baumstumpf los, der in einer Ecke des großen Vogelhauses seinen Platz hat. Nur ein dicker, rundlicher Buchfink sitzt träge auf seinem Stengelchen, blickt verschlafenen Auges auf all die munteren Genossen und denkt gar nicht daran, sich auch seines Lebens zu freuen. Von all dem Stillsitzen und Schlafen und besonders von dem guten Futter, welches er von seinem Herrn erhält, ist er so dick und schwerfällig geworden, daß er nur seinen Platz verläßt, wenn ihn der Hunger dazu treibt. Da geschieht etwas ganz Seltsames. Der kleine Besitzer des Vogelhauses öffnet leise und vorsichtig ein Thürchen und schiebt langsam ein Nest mit vier jungen, fast nackten Vögelchen hinein. Die Kleinen piepen ängstlich und strecken die Köpfchen empor, als wollten sie die lieben Eltern zur Fütterung mahnen. Ja, aber wo sind denn diese? Die kleinen Vögel sind Fremdlinge im Vogelhaus und ihre liebenden Eltern sind fern! Draußen im Garten auf dem Zweige eines Obstbaumes war das halbkugelige

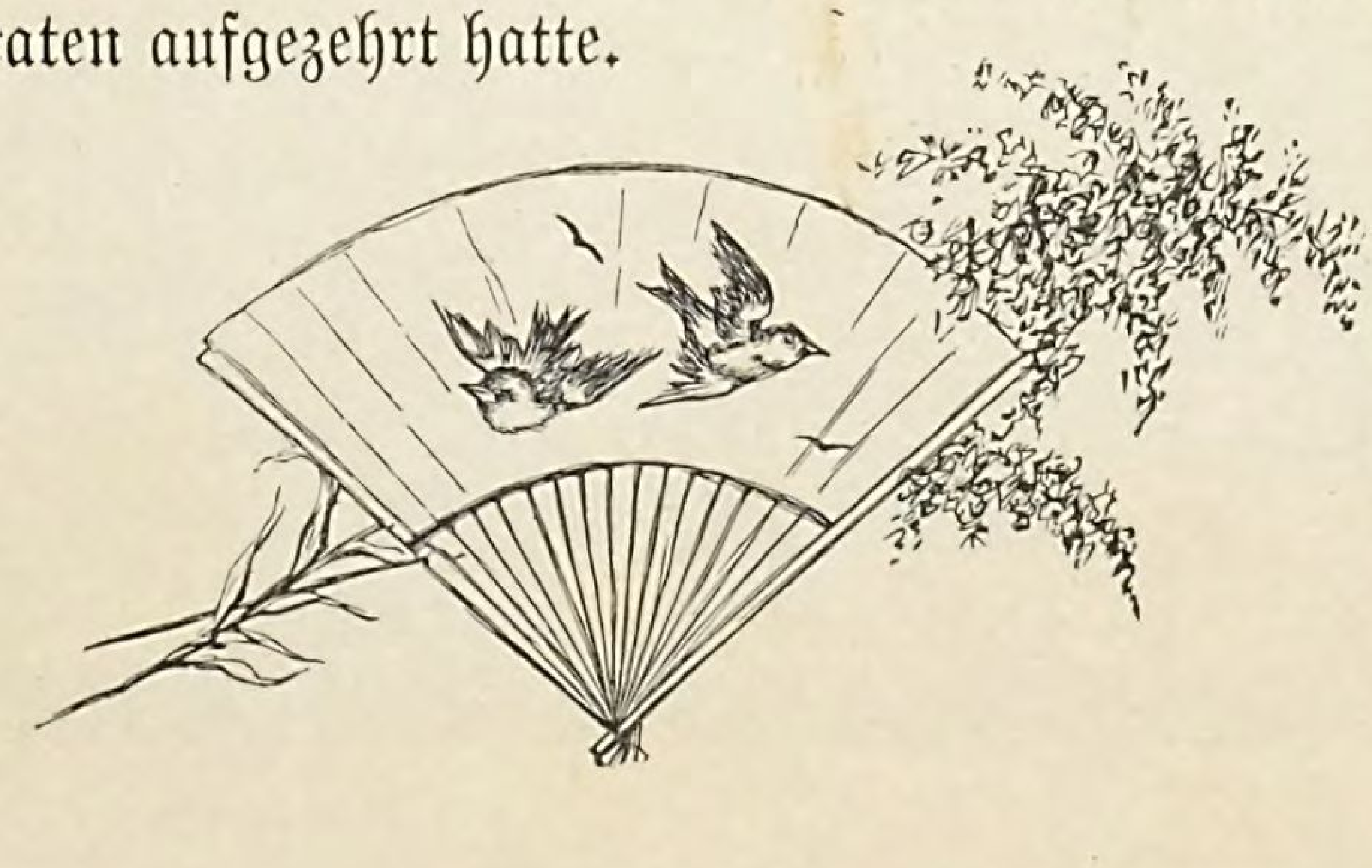
Nestchen befestigt gewesen. Der Strahl der Sonne hat jeden Morgen die Jungen früh geweckt, und sorgsam haben ihnen Vater und Mutter immer die hungrigen Schnäbelein gefüllt. Da ist ein unbedachter Knabe, der Nachbarssohn, gekommen, hat an den munteren Tierchen Freude gehabt und das Nest heruntergeholt. Stolz ist er damit zur Mutter gelaufen und hat ihr seinen Fund gezeigt. Diese aber ist sehr traurig gewesen, denn sie hat den Vöglein früher mit Freude beim Nestbauen zugesehen und hat versucht, dem Knaben sein Unrecht recht klar zu machen. Selber ist sie mit ihm hinausgegangen, um die Kinder ihren Eltern wiederzubringen. Diese sind aber nirgends zu erblicken gewesen, und nicht einmal auf das ängstliche Piepen ihrer Jungen herbeigeflogen. Gewiß haben sie, trauernd über den Verlust, den Garten verlassen. Das hungrige Schreien hat den Knaben mit Mitleid erfüllt, und er hat es von Herzen bereut, das Nest heruntergerissen zu haben, und nun hat er mit der Mutter überlegt, wie er die armen Kleinen am Leben erhalten könne. Da ist ihm Eugen eingefallen, der so gut mit Vögeln umzugehen weiß und schon viele groß gezogen hat.



Er trägt die verlassenen Kleinen hinüber und bittet ihn, ihm zu helfen, sein Unrecht wieder gut zu machen. Wie schon vorhin erzählt, ist das Nest eben hineingeschoben worden, und die beiden Knaben warten nun mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Erfolg ihres Versuches. Lange bleibt das Piepen der Kleinen unbeachtet, und keiner scheint sich ihrer Not erbarmen zu wollen. Da plötzlich nähert sich neugierig und bedächtig der alte, dicke Buchfink, betrachtet sich die Tierchen von allen Seiten, antwortet auf ihr wiederholtes Piepen, und — schließlich fliegt er zum Futternäpfchen und kommt mit vollem Schnabel zu den kleinen Eindringlingen zurück, in welchen er zu seiner Freude, Buchfinken, also Verwandte, erkannt hat. Freudig eilt der Nachbarssohn, der alles mit angesehen, fort, um seiner Mutter, die sich der armen Tierchen wegen so betrübt hat, die frohe Botschaft zu bringen, daß sie einen treuen Pflegevater gefunden. — Von nun an ist sein täglicher Gang zu

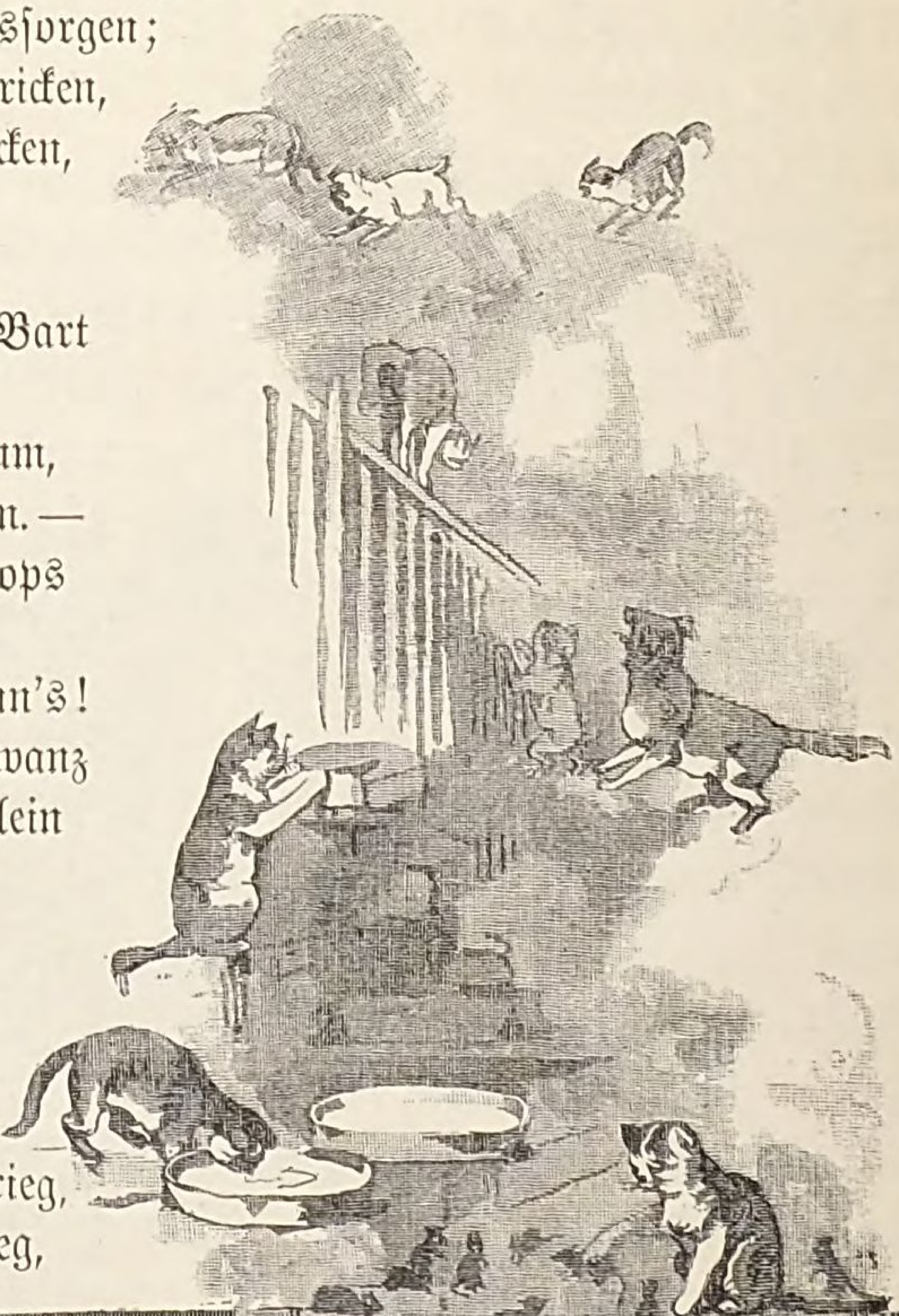
Eugens Vogelhaus, und immer von neuem sieht er nach den Kleinen, die unter des alten Buchfinken Pflege prächtig gedeihen. Seitdem dieser Pfleglinge bekommen, ist er wie umgewandelt. Jetzt hat er keine Zeit mehr zum Ausruhen und läßt es sich nie verdrießen, die hungrigen Kleinen mit Futter zu versorgen.

Als diese erwachsen waren, gab man ihnen die goldene Freiheit wieder; damit sich aber der alte Buchfink nicht zu sehr über den Verlust der Pflegekinder gräme, ließ man ihm ein Weibchen zur Gesellschafterin, und mit diesem baute er im nächsten Jahr sein Nest. Diese kleine Finkenfrau war ein wunderhübsches Tierchen geworden und besaß eine ganz besondere Schlauheit, wie Eugen bald erfahren sollte. Ein Lieblingsfutter der gefangenen Vögel sind Mehlwürmer, welche auch in diesem Vogelhaus als leckere Speise ausgeteilt wurden. Nun hatte der Baumläufer, der gern bei der Austeilung am besten fortkommen wollte, sich eine Art von Speise- oder Vorratskammer eingerichtet. Sobald die fetten Mehlwürmer hineingeworfen wurden, flog er hinzu, ergriff einen und trug ihn in die Ecke zu dem Baumstumpf hin, hackte ein Loch in die Rinde desselben und steckte den Leckerbissen hinein. So verfuhr er mehrere Male, und auf diese Weise brachte er, so schnell er konnte, einige Würmer in Sicherheit. Doch die schlaue Frau Buchfink hatte seine Gier erspäht und vergalt nun List mit Gegenlist. Sie fraß die ihr verabreichten Mehlwürmer hastig auf und spähte aufmerksam nach dem Baumläufer, dessen Vorratskammer sie sich merkte. Wie der Blitz flog sie, sobald der Baumläufer den Rücken wandte, hin und holte schnell die versteckten Mehlwürmer hervor, die sie mit größtem Appetit verspeiste. Kam nun der Geizhals, um sich seine aufgesparten Braten zu holen, so suchte er vergeblich. Sehr niedlich sah es dann aus, wie er nach allen Seiten spähte, den Baumstumpf von oben bis unten untersuchte und endlich doch mit langer Nase ohne die Mehlwürmer abzog. Frau Buchfink saß unterdes mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt auf ihrer Stange, und der Baumläufer hatte keine Ahnung, daß sie es gewesen war, die seine leckeren Braten aufgezehrt hatte.

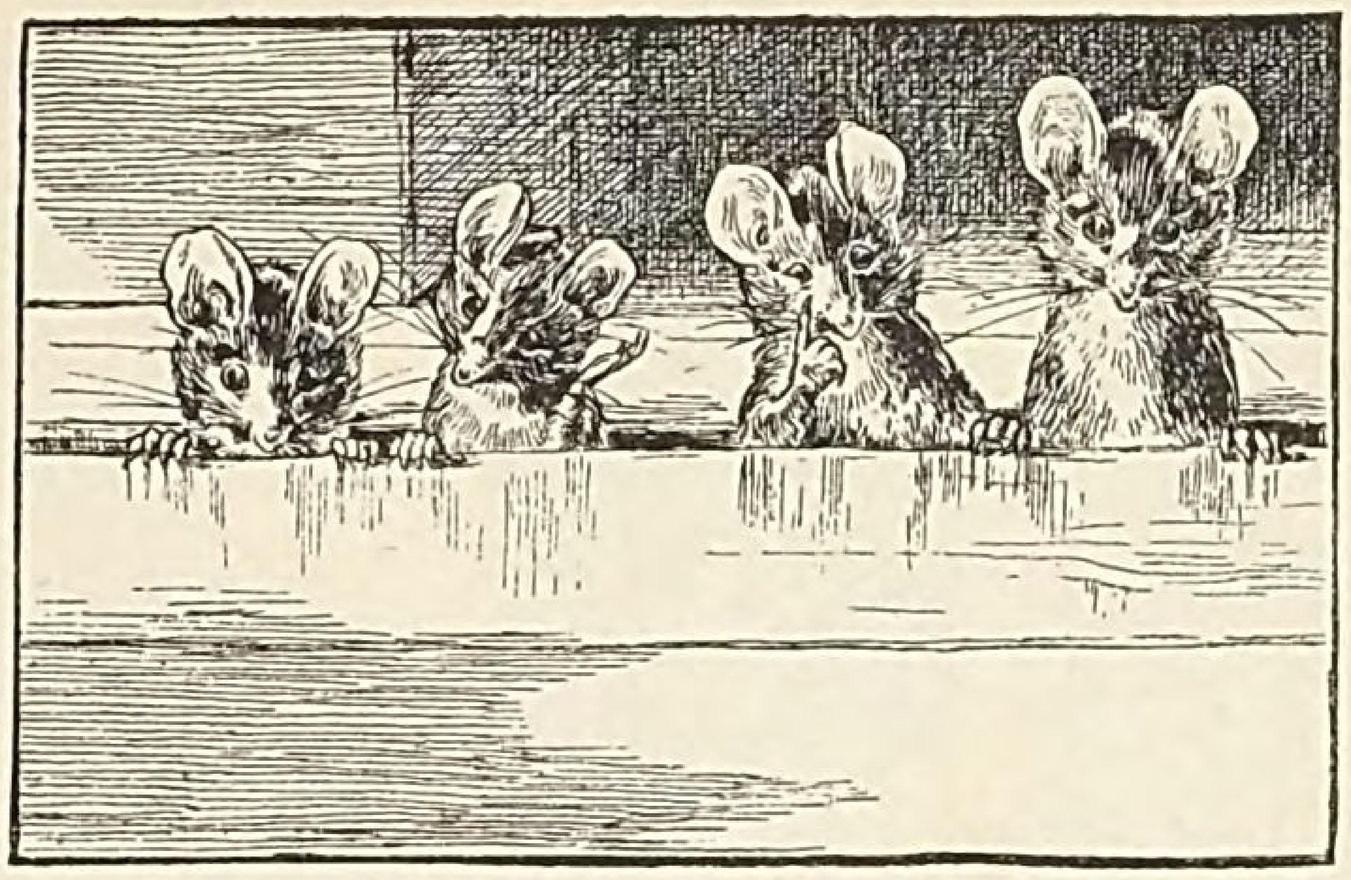


Frau Miez.

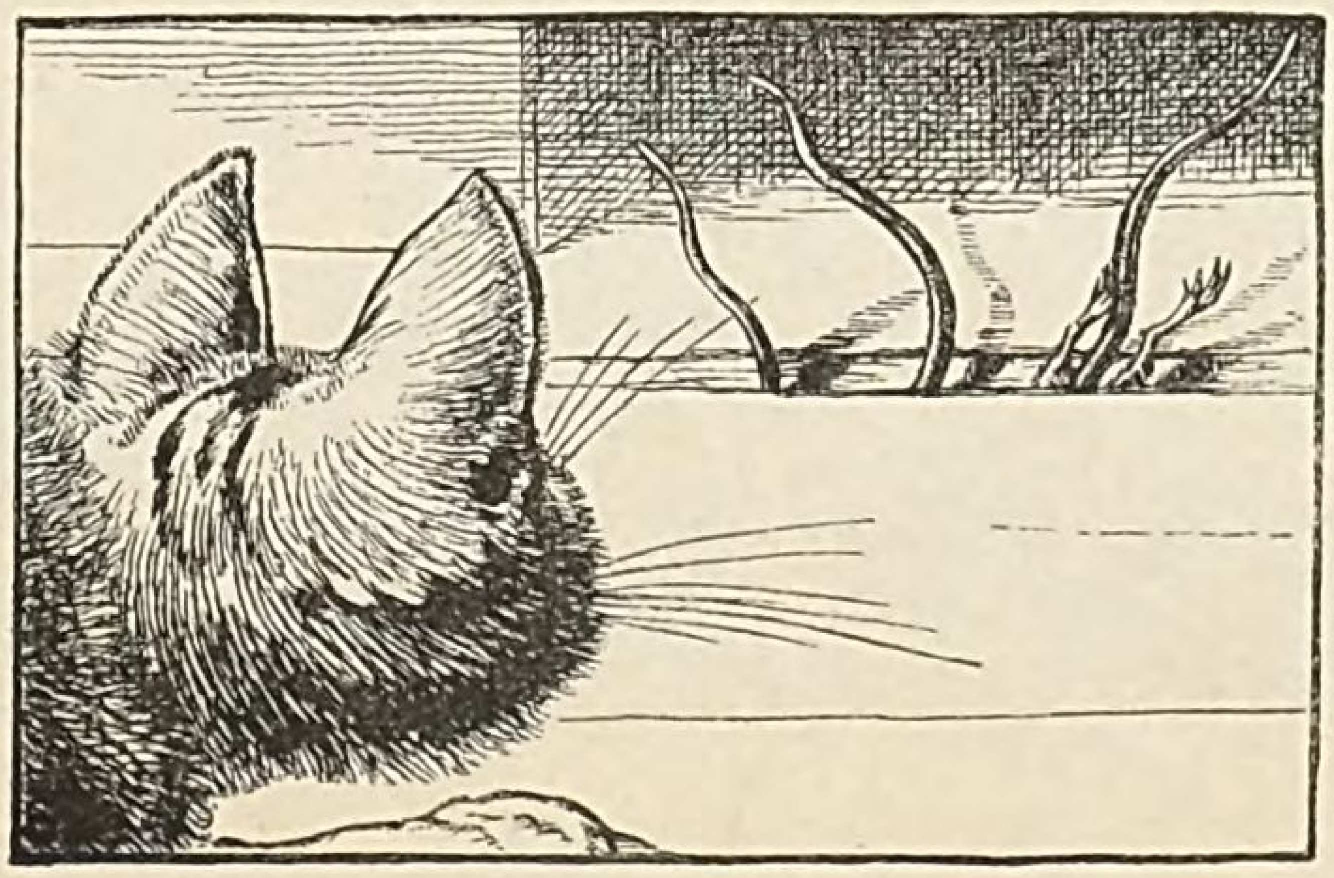
'ſ iſt ſtill im Hauſe, keiner ſieht's,
Da ſchleicht zum Ofen leis Frau Miez,
Streckt ſich aufs warme Vließ vom Schäfchen
Und hält ihr — drittes Mittagsſchläfchen.
Warum auch nicht? Ob heut, ob morgen,
Frau Miez kennt keine Wirtſchaftsſorgen;
Sie braucht kein Füßchen zu beſtricken,
Hat nie das Wämslein ſich zu flicken,
Kurzum, ſie hat die beſte Zeit
Und pflegt deshalb Gemütlichkeit.
Das Schnäuzlein ſtreckt ſie mit dem Bart
Auf ihre Pfoten weichbehaart,
Schließt leis die müden Augen kaum,
Und ſchon umſpielt ſie holder Traum. —
Schau, neckend nahn mit keckem Hops
Die Söhne vom verhaßten Mops,
Doch Mieze faucht nur, — ja, die kann's!
Und wau! mit eingeklemmtem Schwanz
Flieht Kläffer eins, und's Brüderlein
Läuft kläglich heulend hinterdrein.
Da auf der Söhne Jammerton
Naht auch der wackre Vater ſchon;
Doch Klettermiez iſt trefflich raus
Und lacht Herrn Mops von oben aus.
Ein ander Bild: Nach Kampf und Krieg,
Nach mutig ſich errung'nem Sieg,







Da thut auch eine Stärkung not:
Sieh da — welch trefflich Abendbrot!
Hier steht ein Käse schon parat,
Die Sahne dort scheint delikat,
Und Kochmamsells, die alles stören,
Sind nicht zu sehen, noch zu hören.
Hei! wie Frau Mieze lustig leckt,
Wie's ihr im Traum so köstlich schmeckt!
Doch nach der Suppe wünscht man Braten;
Ist's möglich? Grad wie eingeladen,
So schlüpfen frisch aus ihrem Häuschen
Zehn unschuldsvolle, runde Mäuschen.
Schon langt Frau Miez in guter Ruh
Sich dreist das allerfettste zu,
Schon hebt sie's hoch und freut sich drauf,
Schon schnappt sie zu, da— —wacht sie auf.
O weh! nun sind die Pfoten leer,
Und Mäusebraten gibt's nicht mehr! —
Doch horch! was war das? singt's nicht leise?
Halt, stillgelegen, das sind Mäuse!
Vier sitzen dort auf einen Fleck,
Und machen Faxen, das ist keck!
Ich glaube gar, ihr lacht mich aus,
Na warte nur, Familie Maus,
Ich werde dich schon spotten lehren,
Zur Strafe werd' ich dich verzehren. —
Und grimmig schleicht die Polizei
Auf leisen Sohlen sich herbei,
Doch ach, vom Schlummer gliederlahm,
Hat sie, als sie zur Stelle kam,
Drei Wackelschwänzchen nur gefunden
Und husch — auch diese sind verschwunden!




Heinrich Braun

Zum frohen Feste!

Ein Festspiel zum Geburtstage.

Personen:

Das scheidende Jahr.
Das neue Jahr.
Frühling.
Sommer.
Herbst.
Winter.

Anmerkung: Frühling und Winter können von Knaben dargestellt werden, zu den andern Rollen passen Mädchen besser. Die Anzüge können ganz einfach sein; einige Blumen, Tannenreiser und Früchte genügen als Abzeichen, will man aber die Wirkung erhöhen, und sind hilfreiche Hände da, welche die Kinder freundlich bekleiden, so könnten diese ungefähr auf folgende Art geschmückt werden: Das scheidende Jahr trägt ein graues, wallendes Gewand, mit dunklem, zurückgeworfenem Schleier. Es ist mit einer Guirlande bekränzt, welche aus verwelkten Blumenblättern besteht.

Das neue Jahr ist mit einem rosigen Gewand und reich mit Grün bekleidet und dicht in einen eben solchen Schleier gehüllt. Die Guirlande, die es trägt, ist aus Knospen gewunden.

Der Frühling erscheint hellgrün, mit Schneeglöckchen und Veilchenkranz.

Der Sommer rosa, mit Rosen in der Hand und einem Ährenkranz.

Der gelbliche Herbst trägt Früchte und ist mit Weinlaub geziert.

Für den Winter beklebt man ein graues Glanzkattunkleid mit nicht brennbaren Watteflöckchen, welche man mit Brillantine glänzend macht. Er erhält einen Tannenkranz ins Haar und trägt einen Weihnachtsbaum.

Hübsch ist es, wenn gesungen werden kann. Doch können die betreffenden Lieder, falls die Darsteller noch zu klein sind, auch gesprochen werden.

Das kleine Festspiel kann in jedem großen Zimmer aufgeführt werden. An der, der Mittelthüre gegenüberliegenden Wand können die Zuschauer Platz nehmen; in der ersten Reihe ist natürlich der Ehrensitz für das Geburtstagskind; rechts und links bleiben zwei Eingänge frei.

Das alte Jahr tritt aus der Thüre links, geht langsam über die Bühne und singt zu Klavierbegleitung. Hinter der Bühne singen alle mit:

(Mel.: „So leb' denn wohl du stilles Haus.")

So leb' denn wohl, ich muß nun geh'n
Für ewig ohne Wiedersehn!
Hab' Dich geführt am Wanderstab,
Nun sink' ich in der Zeiten Grab.

Zwölf Monde sind's, da trat ich's an
Mein Reich auf Deines Lebens Bahn!
Zwölf Monde, eine schöne Zeit,
Gab ich Dir treulich das Geleit.

Ob ich auch früher dunkel war,
Jetzt bin ich licht und sonnenklar,
Und wenn ich schwinde Deinem Blick,
Erinn'rung bringt mein Bild zurück.

Was ich des Lichten Dir beschert,
O, halt es ferner lieb und wert,
Und was an Wermut ich gereicht:
Ergebnes Herz macht alles leicht.

Doch Gutes, was Du vorgelebt,
Und Edles, was dein Thun erstrebt,
Es sinkt nicht mit ins Grab der Zeit,
Es bleibt bestehn in Ewigkeit!

(Wendet sich nach der Thür links um, aus welcher eben das neue Jahr tritt.)

Die Schwester naht im Hoffnungsgrün,
O, mögst Du glücklich mit ihr ziehn,
Mag's halten, was es Dir verspricht,
Leb wohl, leb wohl, vergiß mein nicht!

(Rechts ab.)

Das neue Jahr tritt ein, gefolgt von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, die sich die Hände reichen und hinter das neue Jahr treten.

Das neue Jahr singt, begleitet von Klavier und wenn erwünscht von Stimmen hinter der Bühne:

(Mel.: „Nun wohlauf denn getrunken.")

Es eilet von dannen, das scheidende Jahr,
Nun wohlauf denn, ich nahe mit fröhlicher Schar,
Von Wünschen getragen, die Liebe Dir weiht,
Möcht' ich freundlich Dich leiten durch glückliche Zeit.
Chor: Juvivallera (und so weiter).

Zwar bin ich noch dunkel, dem Auge verhüllt,
Doch grün ist mein Schleier, der Hoffnungen Bild;
Die rosigen Knospen, sie lächeln Dir zu:
„Sei fröhlich und glücklich, Geburtstagskind, Du!"
Chor: Juvivallera u. s. w.

Sich nach den andern umwendend.)

Und die mit mir herrschen im wechselnden Gang,
Der Lenz und der Sommer, Herbst, Winter so bang,
Sie möchten die herzlichsten Wünsche Dir weihn
Und hoffen, so schön wie noch niemals zu sein.
Chor: Juvivallera u. s. w.

Das neue Jahr geht etwas zurück; der Frühling tritt vor und spricht:

Wer ich bin? Nur ein Kleiner
Mit lindem, leisem Schritt,
Komm erwünschet, wie keiner
Bring' Lenzlüfterl mit.
Wenn ich komme, da grünt es,
— Ein jeglicher sieht's —
Und lächle ich freundlich
Da duftet's und blüht's.
Da nicken die Gräser
Gar froh: Guten Tag!
Und Blumen besticken
Den sonnigen Hag.
Auf mein Winken nah'n Vöglein
Mit schmetterndem Sang,
Und Käfer und Bienchen,
Die säumen nicht lang. —
Auch bin ich gar nützlich,
Leb' nicht nur zum Spaß,
Hab' fleißig zu wirken
Und schaffe auch was.
All die schlummernden Keime,
Vom Sämann gestreut,
Hab' ich sorglich zu wecken
Zur richtigen Zeit,
Die hab' ich zu pflegen
Mit treuem Bemühn,
Daß der Menschheit zum Segen
Sie einstens erblühn. —
Auch Du streuest Keime
Des Guten stets aus
Im Herzen der Deinen,
Im traulichen Haus.
Soll ich freundlich Dir wahren
Was in Lieb' Du gesät,
Und Dir Segen erflehen
So frühe wie spät?
Ja ich thu's Dir zu Liebe,
Und ich hoffe auf Kraft,
Auf Segen von Oben,
Der das Beste erschafft.
Auch will ich Dir lächeln
Wie niemals vorher

(Sich nach dem Winter umsehend.

Du, brummiger Winter,
Kommst nicht in die Quer!
Und wenn sie dann fragen:
„Herr Frühling, warum?"
Dann sag' ich: „Ihr wißt's nicht,
O, wie seid ihr dumm!
Das thu ich nur einem,
Nur einem zur Freud —
Mein Väterlein (die Großmama) ist es,
Sein (ihr) Geburtstag ist heut!

(Tritt zurück.)

Der Sommer — dem Frühling nachblickend:

Nein, hört mir nur das Lenzlein an,
Wie das sich trefflich rühmen kann!
Und doch (auf den Winter zeigend) vermag's in
wenig Tagen,
Der dort ins Bockshorn gleich zu jagen!
(Zum Geburtstagskind gewandt)
Ist jener Kleine fortgesprungen,
Ist Nachtigallensang verklungen,
So kommt der Sommer arbeitsschwer
Durchs sonnighelle Land daher.
Rings rief im ird'schen Werkgemach
Der Frühling all' die Keime wach,
Nun heißt es flink ans Schaffen gehn,
Soll alles wohl zur Ernte stehn.
Früh weck' ich stets die Sonne auf
Und spät erst endet sie den Lauf,
Heiß müssen ihre Strahlen brennen,
Daß Beer' und Traube reifen können,
Dazwischen sorgt für frischen Segen
Auch ab und zu ein heft'ger Regen.
Der kommt nicht wie ein Lenzgruß mild,
Der rauscht hernieder laut und wild,
Der blitzt und donnert wohl darein,
Ja, hagelt oft noch obendrein —
Was thut's? — solch Wetter ist gesund:
Frisch grünt und wächst es in der Rund!
Wie ist die Welt zur Sommerszeit
So reich und herrlich weit und breit!
Sie gleichet dem, der frisch an Kraft,
Nach Edlem strebt und treulich schafft,
Sie gleicht auch Dir, der jeder Zeit
Dem guten Werk die Kraft geweiht!
O möchte auch auf Deinem Thun
Solch Himmelssonne freundlich ruhn!
Sei frische Kraft, des Strebens wert,
Dir ungetrübt und reich beschert!
Mög', was Du wünschest, Dir gedeihn
Und Segen Deine Ernte sein!
Und weil du liebst der Blüten Glanz,
So nimm von mir den duft'gen Kranz,
Er sei Erinnerung an mich
Und flüstre leis: Ich liebe dich!

Der Herbst:

Der Sommerglanz schwindet, eh' man es geglaubt,
Des blendenden Schmucks wird die Erde beraubt;
Allmählich wird's trüber und weniger lind,
Der Sommer verweht, und mein Herrschen beginnt.
Ich ernte die Früchte vom schaffenden Jahr
Und reiche mit offenen Händen sie dar.
„Kommt!" rufe ich freundlich für groß und für klein,
„Kommt alle zu mir, denn ich möchte erfreu'n!"
Doch die köstlichsten Früchte, so saftig und groß,
Lieb Väterchen, werfe ich Dir in den Schoß.
(oder: Großmütterlein fallen nur Dir in den Schoß.)

Verachte sie nimmer, ein Tränklein ist drin,
Das leihet Dir Frische und fröhlichen Sinn!
Ich hab' es, daß fröhlich Dein Auge stets schaut,
Mit herbstlicher Sonne für Dich nur gebraut. —
Und gab ich die Früchte, wie die Welt es gewollt,
Dann tauch' ich den Pinsel in Purpur und Gold
Und male noch einmal den heimischen Wald,
Eh Sturmwind ihn schüttelt mit rauher Gewalt.
Der Blätterschmuck wirbelt dem Erdboden zu,
Deckt Grashalm und Blüten zur schneeigen Ruh.
Ich grüße noch einmal die trauernde Welt,
Und räume dem Bruder, dem Winter, das Feld.

Der Winter:

Mir ruft man rings ein fröstelnd: hu!
Als Willkommsgruß auf Erden zu.
Was soll ich armer Kerl da machen?
Es ist mir wahrlich nicht zum Lachen,
Doch da vom Nordpol ich gebürtig,
Nennt man mich halt unliebenswürdig.
Seit Adam ward ich schon verhöhnt,
Ich hab' mich schließlich dran gewöhnt,
Laß all' die Brummer ungeschoren,
Hüll mich in Pelz bis an die Ohren
Und sorge, daß mein Nordwind weht,
So lang, wie im Kalender steht,
Und zanken drob die Leute, ha!
Bleib ich aus Trotz noch länger da.
— Das Raisonnieren dann, o Graus! —
Doch halt, Du siehst mir freundlich aus.
Du stimmst im Haß gewiß nicht ein,
Weißt du, wir wollen Freunde sein!
Glaub mir, 's ist sicher nicht Dein Schade
Ich bin ein wackrer Kamerade!
Blas ich die andern, was ich kann
Mit meinem Nord-Nord-Ostwind an,
So lasse ich Dich hübsch in Ruh
Und lächle Dir ganz freundlich zu,
Jag' ich die Leute mit den Flocken,
Daß ihnen fast die Pulse stocken,
So sende ich Dir wie zum Gruß
Den Schnee als Teppich untern Fuß.
Und wenn den andern stets was fehlt,
Wenn sie ein tücht'ger Schnupfen quält:
Dann sieh, was meine Freundschaft thut,
Dann bleibst Du frisch und wohlgemut.
Zur Weihnacht will ich mit den Deinen,
Dich um den Christbaum froh vereinen,
Daß helle Freude euch durchdringe
Und jubelnd euer Festlied klinge.
Und wenn — als guter, alter Knabe, —
Ich so an Dir gehandelt habe,
Ich wett', dann hört's die Welt von Dir:
„Der da, der ist ein Freund von mir!"
Dann heb' ich stolz den Kopf empor,
Frag' gar nichts nach dem andern Chor
Und will froh meines Weges gehn,
Ade, ade, auf Wiedersehn!

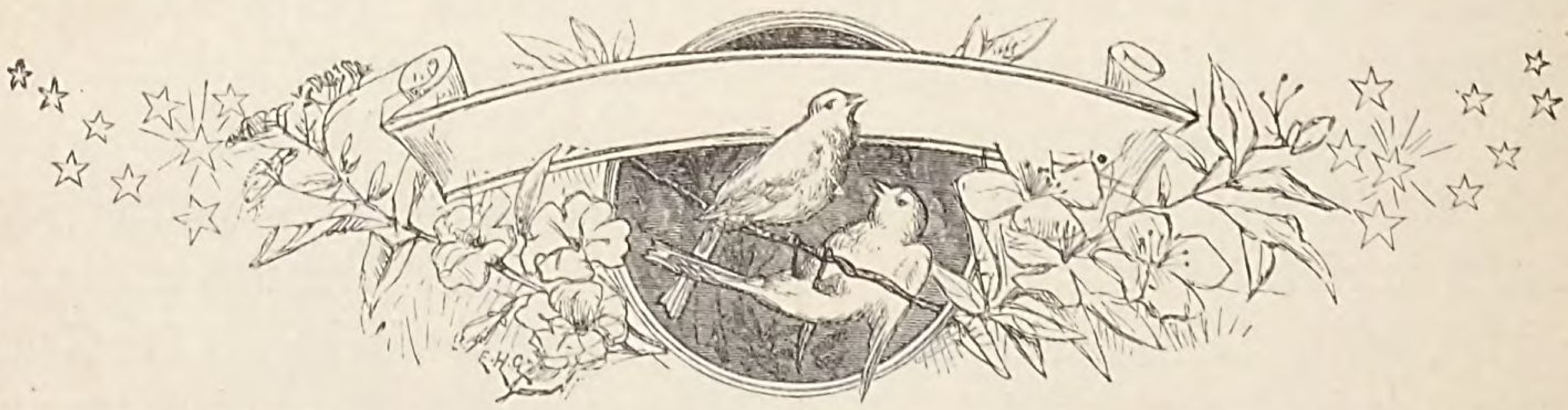
Winter tritt zurück, die vier vereinen sich zu zweien, das neue Jahr tritt vor sie, und alle gehen grüßend und singend langsam ab. — Eine freundliche Tante oder Schwester lehrt gewiß einige passende Schritte und Bewegungen dazu, damit das Ganze recht leicht und ungezwungen erscheine.

(Mel.: Mit dem Pfeil, dem Bogen.)

Nun zum Reih'n vereinet
Ist die kleine Schar,
Daß das Glück Dir scheinet,
Hofft das neue Jahr.
La, la, la, oder: Glück auf! u. s. w.
Hofft das neue Jahr.

Lächelt Dir der Frühling,
Ist der Sommer lind,
Herbst und Winter freundlich:
Denk', daß wir es sind!
Ja, ja, ja, ja u. s. w.
Denk', daß wir es sind.

Glaub' bei Spiel und Scherzen,
Daß die Lieb' uns trieb
Und behalt' von Herzen,
Deine Kleinen lieb.
Ja, ja, ja, ja u. s. w.
Deine Kleinen lieb.



Auflösung des Vexir-Bildes auf Seite 111:
1. Elefant. 2. Kamel. 3. Pferd. 4. Giraffe. 5. Affe. 6. Känguruh.

Seid ihr nun des Lesens müde, und es gibt noch freie Zeit,
Holt den Farbstift und den Pinsel, Arbeit ist für euch bereit.
Seht, die Bildchen und die Karten bracht' man so im Buche an,
Daß ein kleiner, tücht'ger Maler sie gar leicht entfernen kann.
Ist nun eines Freundchens Festtag, so seid dessen eingedenk,
Grüßt es schön von mir und machet ihm ein Bildchen zum Geschenk!

Plauderstündchen.

Eine Festgabe

zur Unterhaltung und Belehrung

für Kinder von 8—12 Jahren.



Plauderstündchen

ist in einem vollständigen 352 Seiten starken Bande, dem außerdem 12 Blatt Mal- und Zeichenvorlagen und Glückwunschkarten zum Herausnehmen beigegeben sind, erschienen, aber auch in 2 Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung beider Halbbände ist

der erste mit * * der zweite mit * *

auf dem Titelblatte versehen.

„Plauderstündchen“ in den beiden vorliegenden Halbbänden ist für das Kindesalter von 8—12 Jahren bestimmt.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten, war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden. Falls das Unternehmen von dem wünschenswerten Erfolge begleitet sein sollte, wird diesem „Plauderstündchen“

„ein weiteres für 5—8 jährige Kinder“

nachfolgen.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von den reichen und gediegenen Inhalt desselben überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen das Ihrige beizutragen.

München: Theo. Stroefer's Kunstverlag.



Plauderstündchen

ist in einem vollständigen 352 Seiten starken Bande, dem außerdem 12 Blatt Mal- und Zeichenvorlagen und Glückwunschkarten zum Herausnehmen beigegeben sind, erschienen, aber auch in 2 Halbbänden, — von denen jeder ein abgeschlossenes Ganze bildet, — zu haben.

Zur Unterscheidung beider Halbbände ist

der erste mit  der zweite mit 

auf dem Titelblatte versehen.

„Plauderstündchen" in den beiden vorliegenden Halbbänden ist für das Kindesalter von 8—12 Jahren bestimmt.

Unserer Jugend etwas in jeder Hinsicht Vortreffliches zu bieten, war das redlichste Bestreben aller bei Herausgabe dieses Werkes Mitwirkenden. Falls das Unternehmen von dem wünschenswerten Erfolge begleitet sein sollte, wird diesem „Plauderstündchen"

„ein weiteres für 5—8 jährige Kinder"

nachfolgen.

Wir richten deshalb an alle großen und kleinen Freunde dieses Buches die Bitte, wenn sie sich von den reichen und gediegenen Inhalt desselben überzeugt haben, zu dessen Verbreitung in weiteren Kreisen das Ihrige beizutragen.

München: Theo. Stroefer's Kunstverlag.

/ Binder, Helene / Binder, Helene

Plauderstündchen eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen von 8-12 Jahren

Bd.: 2,[1]

Nürnberg [1891]